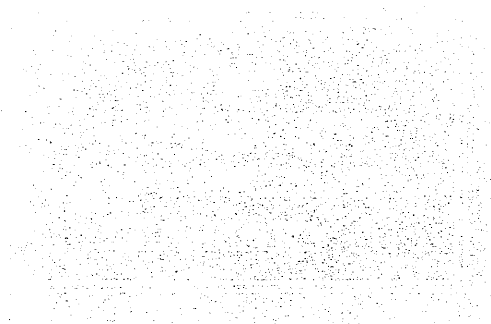


Das

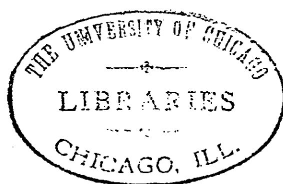
# Schicksal.

Von

Friedrich Ehrenberg.



Elberfeld und Leipzig,
bey Heinrich Büschler. 1805.


THE UNIVERSITY OF CHICAGO
LIBRARIES
CHICAGO, ILL.

# Vorrede.

Ernst und furchtbar ist die Gewalt des Schicksales. Vor ihm neigt sich alles Irrdische, und sein Gebieth ist in den Gegenden des Sichtbaren ohne Gränzen. Nur wer an ein Jenseits glaubt, kann sich vor ihm retten. Im höhern Leben thront die königliche Freyheit, und ihr zur Seite Hoffnung und Friede.

Dieses Verhältniß umschließt alle Geheimnisse des menschlichen Daseyns; es hängt mit dem Glauben an Gott, Tugend und Unsterblichkeit innigst zusammen. Durch die Art, wie man über jenes denkt, wird auch dieser bestimmt. Wo ein blindes Fatum alles beherrscht, da bleibt weder etwas zu ehren noch zu hoffen übrig. Wo aber

Selbstbestimmung und Vorsehung sich das Schicksal unterwerfen, da sehen wir seinen Entwickelungen mit Ruhe entgegen: denn es kommt auf uns selbst an, ihm eine Gestalt zu geben, die unserm höchsten Interesse vollkommen angemessen ist.

Die Frage nach dem Schicksale hat deßwegen auch die Philosophie aller Zeiten angelegentlich beschäftigt. Das Wesen und das Prinzip des Schicksales ist der Gegenstand ihrer mühsamsten und verschiedenartigsten Forschungen gewesen. Aber nur diejenige Philosophie kann beydes, zur Befriedigung des menschlichen Geistes und bis zur Vernichtung aller Zweifel, erklären, die in Wahrheit und Würde ihren Anfangspunct und ihre Vollendung findet.

Eine Speculation, die sich bloß auf die Erfahrung gründet, kann den nothwendigen Zusammenhang nicht zerreißen, dem alles gehorchen muß, was in ihr eine Stelle behauptet. Auf einem niedern Standpuncte siegt zwar der Glaube des Herzens. Aber so bald man sich zum Gedanken des Ganzen erhebt, findet sich alles nothwendig bestimmt; selbst intelligente und moralische Kräfte wirken nicht anders als nach Naturgesetzen. Die Vorsehung läßt sich nicht mehr erkennen; die Freyheit wird zum Traume. Wer, über alle Erfah-

rung hinaus, das Prinzip der Wahrheit und Würde in sich selbst, als Bewußtseyn seiner Persönlichkeit, ergreift, dem öffnet sich damit die zweyte Welt, worin die Freyheit, in Verbindung mit einer moralischen Ordnung, alles bestimmt.

Es gibt also allerdings eine Höhe des Denkens, auf welcher nur ein moralischer Idealismus, d. h. ein solcher, der die moralische Selbstständigkeit zum Ersten und Letzten in der Philosophie macht, vom Naturmechanismus befreyen, dem Geiste Aussicht und dem Herzen Beruhigung geben kann. Dagegen behält der Realismus auf dem Felde der Erfahrung sein ungekränktes Recht.

Dieser Idealismus hält sich an den moralischen Glauben, wie er im Bewußtseyn versiegelt ist. Er verlangt nicht mehr, als ihn aufzuklären, und mit andern Thatsachen des menschlichen Wissens zu vereinigen. Versucht man es aber, sich über diesen moralischen Glauben zu erheben, und, in einem sublimern Idealismus, ihn einem höhern Prinzip zu unterwerfen; so fällt man wieder in die Gewalt des Schicksales zurück, und das Uebersinnliche wird derselben strengen Nothwendigkeit dienstbar, die wir in den Reichen des Sinnlichen walten sehen. Freyheit und Tugend sind

nothwendige Ausgeburten des Ewigen, welches freylich im Grunde nichts anders, als ein leerer Verhältnißbegriff ist.

Dies mag hinreichen, den Geist vorliegender Schrift anzudeuten und zugleich bemerklich zu machen, warum die Schattenseite der Erfahrung, welche mit dem speculativen Wissen eins ist, und die Lichtseite der Philosophie, die mit dem moralischen Glauben zusammenfällt, sie in zwey Hälften theilen.

# Inhalt.

# Einleitung.

So lange der Mensch seine höhern Angelegenheiten noch nicht in eine ernsthafte und freymüthige Untersuchung genommen hat, freut er sich einer ziemlich heitern und tröstlichen Ansicht derselben. Seine Ueberzeugungen sind theils durch Vorurtheile, angeerbte Meynungen, angebildete Glaubensformen, den frühern Unterricht, die Denkungsart und die Sitten seiner Zeit — theils durch die lautern Aussprüche des Herzens und die Resultate eigner Erfahrung und einer beschränkten Beobachtung der Welt und des Lebens bestimmt. Nur da, wo die ersten ihn ungetheilt beherrschen, oder zur Bildung seiner Begriffe das Meiste beytragen nehmen diese zuweilen eine düstre Gestalt an, und ängstigen den armen Geblendeten mit den Schrecknissen eines furchtbaren Wahnes; traurige Ahndungen verengen sein Herz;

Bilder einer schwermüthigen Phantasie treiben ihn unruhevoll im Leben herum; eben so mächtige als unbekannte und geheimnißvolle Wesen bedrohen ihn überall; mit grausenvoller Erwartung sieht er der dunkeln Zukunft, und der Auflösung, die sie seinem Schicksale geben wird entgegen.

Ist es ihm aber gelungen, durch einen freyen Blick in sein Inneres und durch eine unbefangene Betrachtung der Gegenstände und Erscheinungen außer ihm, die Nebel zu zerstreuen, welche das Vorurtheil um ihn gesammelt hatte; oder ließ ihn ein freundliches Geschick unter solchen Umständen geboren werden und aufwachsen, die seine Begriffe mehr aus ihm selbst herausbildeten, und der fremden Meynung weniger Einfluß gestatteten: dann tragen diese überall das Gepräge kindlicher Unbefangenheit, edler Einfalt und eines glücklichen Frohsinnes; dann ist sein Glaube voll Beruhigung, voll schöner Aussichten in die Zukunft, voll erfreulicher Ahndungen des Unsichtbaren, und durch ihn gestärkt, geht er mit Muth, Vertrauen und Hoffnung durch das Leben.

Es sind wenige und einfache Dinge, welche diesen Glauben bestimmen. Bis dahin, wo widersprechende Erscheinungen und vielfache Verwickelungen die Einigkeit seines Innern stören und beunruhigende Zweifel in ihm wecken könnten verirrt sich sein bescheidener Verstand nicht. Die Einfalt seines Sinnes bewacht die Gränze über welche hinaus das Land der Unruhe und der Selbst-

entzweyung beginnt. In stiller Harmonie mit sich selbst und mit seinem Herzen liegt die Welt vor ihm, und der Widerschein dieser Harmonie leuchtet bis in die fernste Zukunft; ihr rosenfarbenes Licht scheint noch gegen die letzten Höhen, die seine Aussicht begränzen. Mit frommer und freudiger Zuversicht erwartet er überall die fröhliche Eintracht und das ruhige, genügende Leben, die er um sich und in sich findet.

Er findet Ordnung in den Gestalten und Erscheinungen, welche ihn umgeben — die Ahndung einer noch höhern Ordnung und die Weisung auf dieselbe in seinem Herzen; darum glaubt er einen großen ordnenden Geist, der in jenen Gestalten und Erscheinungen seine Weisheit und Güte spiegle, sich in jener Ahndung und Weisung des Herzens kund thue, und die stille Sehnsucht nach dem vortrefflichen in ihm anrege. Er findet in sich eine erhabene Regel der Wahrheit und des Rechtes, eine warnende, befehlende, verbiethende Stimme, ein unvertilgbares Bedürfniß, so und nicht anders zu handeln, segnenden Beyfall, welcher die gute, strafende Mißbilligung, welche die böse That begleitet; darum glaubt er an einen ewigen Unterschied des Guten und Bösen. Er findet, wo er sich auf eine gewisse Weise bestimmt hat, daß er sich auch anders hätte bestimmen — wo er auf eine gewisse Weise und nach gewissen Grundsätzen handelte,

daß er auch auf eine andre Weise, und nach andern Grundsätzen hätte handeln können; darum glaubt er, daß er frey sey, nach eigner Entschließung zu thun und zu lassen. Er findet in sich ein heiliges Gesetz des Willens — und bittre Vorwürfe, schmerzliche, demüthigende Selbstanklage, wo er es übertrat, darum kann er nicht zweifeln, daß er auch im Stande war, dasselbe zu vollbringen. Er findet, daß er etwas anders thue, wenn er denkt, empfindet, sich entschließt, als, wenn sich sein Fuß voran bewegt; hier kann er sehen und messen, dort beydes nicht *); er glaubt deßwegen ein, vom Körper verschiedenes, unsichtbares Prinzip des Denkens und Wollens, welches er Geist nennt, und wodurch er einer zweyten höhern Welt angehört. Er findet in sich herrliche Anlagen, welche, einer unendlichen Vervollkommnung fähig, hier auf Erden nur zu einem sehr geringen Theile entwickelt werden —

*) Körperliche Veränderungen sind im Raume — etwas Ausgedehntes, geistige allein in der Zeit. Dies nöthigt uns, für jedes von beyden ein eigenthümliches Prinzip anzunehmen, wenn wir auch von der speculativen Frage nach der Immaterialität der Seele ganz wegsehen. Es genüge uns zu sagen, daß sie so etwas nicht seyn könne als dasjenige, das sich vor uns ausdehnt und sichtbar fortbewegt.

große Ideale, welche er mit unsterblicher Liebe umfängt, und von denen er doch kaum einige Züge in den rohen und trägen Stoffen des irrdischen Lebens darzustellen vermag — die Aufgabe vollendeter Willensgüte und der gänzlichen Befreyung seiner Menschheit, von welcher er hier nur wenig realisiren kann. Darum glaubt er an eine erhabene Bestimmung seines Daseyns, die sich noch über das Grab hin ausdehnt, an eine ununterbrochene Fortsetzung, Erhöhung und Veredlung desselben. Er fühlt die Mängel und Verwickelungen des gegenwärtigen Lebens und zugleich feuriges Sehnen nach dem Bessern; darum sieht er hoffend einem andern entgegen, das jene Mängel vertilgt, jene Verwickelungen auflößt; und erwartet, wenn der Körper in Staub zerfällt, freyere und verjüngte Fortdauer für den Geist. Er findet sein Wohl und Wehe zum Theile durch seine Denkungsart und sein Verhalten bestimmt. Durch ein weisheits- und würdevolles Betragen kann er auch dem härtesten Loose freundliche Begünstigungen abgewinnen, und wo die Umstände selbst nnbeweglich fest stehen, daß es unmöglich ist, etwas daran zu ändern, vermag er sich dieselben, durch ein pflichtmäßiges Wirken auf seinen innern Menschen, erträglich zu machen, und unter allen Stürmen des Unglückes seine Ruhe zu bewahren. Ueberdem trägt er in seinem Herzen die große Verheißung, daß

sich einst alles, was hier im Streite liegt, aussöhnen, alles, was hier auseinander geht sich einigen, und Tugend und Wohlseyn in vollkommne und ewige Harmonie treten werden. Darum glaubt er an die durchgängige Abhängigkeit seines Schicksales von seinem Willen und Verhalten; darum ist ihm sein Leben zweckmäßig und voll schöner Aussichten.

So denkt der Mensch, wenn er bloß bey den schlichten Aussprüchen des reinen Herzens und des gesunden Verstandes stehen bleibt, ohne auf die Eingebungen des Vorurtheiles und der Leidenschaft zu achten, und ohne sich auf das wüste und gefährliche Gebieth der Speculation zu wagen. Sein Glaube ist eben so sicher als erfreulich.

Aber er bleibt selten hierbey stehen. Hat der Verstand sich des verdunkelnden und beschränkenden Vorurtheiles entledigt: so geht er auch gerne weiter. Er hoft immer noch mehr Licht und Beruhigung zu finden. Zweifel drängen sich ihm entgegen, welche sich auf der Stelle nicht heben lassen, deren Auflösung angestrengtere und vielseitigere Bemühungen erfordert. Das Interesse der Sache feuert ihn an, noch mehr von ihr zu erforschen, alle Schwierigkeiten zu entfernen, alles Unbestimmte zu bestimmen, alles Verwirrte zu ordnen, alles noch nicht ganz Helle vollends aufzuklären. Er wünscht auch sich selbst noch mehr zu befriedigen, seine Ueberzeugungen zu einem schönen zusammenhängenden Ganzen zu bilden.

Und so geht es dann an die eigentliche speculative Untersuchung.

Aber die ersten Versuche, welche er hier macht endigen sich sehr traurig. Die kindliche und fröhliche Einfalt des Glaubens verwandelt sich in den finstern, sorgenvollen Ernst des Denkens und Schwankens. Alles gewinnt hier eine andre Gestalt. Seine schönen Erwartungen sind betrogen, und mit jedem Augenblicke deckt sich die Täuschung immer mehr auf, fühlt er es schrecklicher und trostloser, daß er betrogen sey. Er gelangt nach und nach zu immer fürchterlichern Resultaten. Der Zweifel befestigt sich zum hartnäckigen, unheilbaren Unglauben. Ohne Rettung sieht er eine beruhigende Ueberzeugung nach der andern in seine Nacht versinken, und steht zuletzt, verlassen von allen erheiternden Hoffnungen, allein auf der armen Erde, mit allem, was er hat verkauft an eine harte, ihn unerbittlich mit eiserner Nothwendigkeit beherrschende Wirklichkeit, rettungslos an ihr Joch geschmiedet, und alles dessen beraubt, wodurch er sich ihr hätte entreißen, oder sie doch wenigstens einiger Maßen verschönern können.

Von der äußern Erfahrung, ihren Erscheinungen und Begebenheiten geht sein Denken aus, nach den Gesetzen und Regeln, welche in ihr ausgedrückt sind orientirt es sich immer fort. Erst späterhin lernt er seinen Blick in sein Herz kehren, auf die Erscheinungen und

Thätigkeiten seines Geistes reflectiren, und in sich selbst eine neue und höhere Welt, die wahre Heimath des beruhigenden Glaubens entdecken. Darum kann er zu nichts anderm gelangen, als zu dem, was sich von der gemeinen Wirklichkeit erbeuten läßt, nichts anders finden, als wie es in ihr dargelegt ist. An das Sinnliche und Sichtbare ist er überall gekettet. Nirgends eine Höhe, die ihn darüber erhöbe. Nirgends ein Punct, auf dem er mit seinem Leben wurzeln, und sich dann freudig hinauf ringen könnte. Das Irrdische umfängt ihn allenthalben; seine Gestalten sind die einzigen, die er kennt. Er weiß von keinen andern Gesetzen, als von denen, welchen dieses unterworfen ist, und wornach alles in demselben sich ereignet und verändert, entsteht und vergeht.

Auf die Körperwelt ist er beschränkt mit seinem Denken und Streben. Ein Reich der Geister könnte er nur in die Luft bauen. Sein ganzer Reichthum und Trost besteht in dem, was er sinnlich begreifen kann. Wie arm muß nicht sein Glaube und seine Hoffnung seyn!

Zwar findet er in seiner Vernunft höhere Gesetze und Gedanken, Ideen die ihn über das enge Leben hinaustragen. Aber er weiß ihre Wahrheit mit nichts zu beurkunden, wo sie die sinnliche Sphäre verlassen. Außer derselben kann er ihnen weder Inhalt noch Bedeutung geben; es sey denn, daß die Phantasie sie in

sinnliches Leben kleide, als liebliche oder würdevolle Ideale vor ihn hinstelle. Aber dann sind sie doch auch nur sterbliche Kinder der Phantasie. Das Streben der Vernunft nach etwas Absolutem, Letztem und Höchstem, dem sich alles unterordnen, auf welches sich alles zurückführen, und aus welchem sich alles erklären lasse, wird immer wieder von der Welt der Sinne angehalten.

Sie ist also das einzige Gebieth seines Wissens und Thuns, sein Erstes und Letztes — ein Ganzes, in sich selbst bestimmt und vollendet, sich selbst nach ewigen Gesetzen bewegend und verändernd, zerstörend und aufbauend, sich selbst genügend, in sich selbst befestigt, aus sich selbst erklärbar. Außer ihr ist alles leerer Raum. Die Stelle, die ihn trägt ist durch eine andre begränzt, diese wieder durch eine andre, und so ins Unendliche fort. Nicht anders ist es mit den Begebenheiten in ihr, die eine erzeugt die andre, und setzt wieder eine andre voraus, von der sie ihr Daseyn empfing. Kein letzter Ring schließt die Kette. Nichts führt aus ihr hinaus. Nichts nöthigt uns, in ihr und über ihr, etwas anders als das Sichtbare anzunehmen.

Sie ist von Ewigkeit her, wie sie ist. Sie organisirt sich fortdauernd selbst, bildet ihre Gestalten und Veränderungen aus sich selbst heraus, erzeugt ihre Kinder aus sich selbst, und begräbt sie wieder in ihren Schooß. Alles ist in ihr nach dem Gesetze der Ursache

und Wirkung nothwendig verknüpft. Zwar bemerkt man in ihr Ordnung und Zweckmäßigkeit. Aber nur eine, die Gränzen des Verstandes überfliegende Einbildungskraft kann daher Veranlassung nehmen, ein von ihr verschiedenes Wesen, als den Urheber dieser Ordnung, in sie hinein zu dichten. Ein ihr einwohnendes Bildungsprinzip macht alles hinlänglich begreiflich, und bleibt dabey in den Schranken des dem Menschen möglichen Wissens. Ueberdem sind wir auch nicht im Stande uns von jener Ordnung und Zweckmäßigkeit einen vollständigen Begriff zu machen. Wir mögen einen letzten Zweck annehmen, welchen wir wollen: überall finden sich Erfahrungen, die dem widerstreiten.

Weil alles in der Welt durch seine Ursachen nothwendig bestimmt ist: so geschieht auch alles unvermeidlich, wie es, zufolge dieser Ursachen, geschehen muß. Alles steht unter unabänderlichen Naturgesetzen. Die Willkühr greift nirgends ein. Zufall ist ein leeres Wort. Darum giebt es auch keine Freyheit. Wir bilden uns ein, daß wir uns, unabhängig von allen Bestimmungsgründen, zu etwas entschließen könnten, weil wir die innern oder äußern Veranlassungen, die uns nöthigen, übersehen. Wir sagen, daß wir auch etwas anders hätten wollen können, als wir gewollt haben; aber wir sollten dabey sagen, wenn auch etwas andres vorhergegangen wäre, andre Gründe auf uns gewirkt hätten. Wir folgen gewöhnlich der Ueberle-

gung, richten uns nach der Meynung, welche wir von dem Werthe einer Sache hägen. Aber können wir überlegen und meynen, wie wir wollen? hängt nicht beydes von der Beschaffenheit unsres Zustandes und der äußern Gegenstände ab?

Ist es mit unserer Freyheit nichts: dann fällt auch der Unterschied des moralisch Guten und Bösen dahin; dann ist auch das Gewissen keine von der Natur uns eingepflanzte Regel unsres Verhaltens. — Was sollte auch eine solche Regel, die wir nicht zu befolgen vermögen? Es sind Eindrücke der Erziehung, welche dem Menschen Handlungen ansinnen und verbiethen, die er nach eignem Belieben weder vollbringen noch unterlassen kann. Vor einem Gespenste seiner Einbildungskraft fährt er zusammen. Das Machwerk einer schlauen Politik ehrt er als heiliges Gesetz seines Lebens. Es giebt nur Ein Gesetz, das ihn allgemein gültig bindet, nämlich der Trieb der Natur, sich so glücklich als möglich zu machen. Aber die Art seiner Befolgung steht nicht in seiner Gewalt. Dieselbe Natur führt es, gut oder schlecht, an ihm aus, wie es ihr gefällt. Dem Menschen kann deßwegen weder Verdienst noch Schuld zukommen. Auch dies sind Phantome, wie er sich ihrer so viele schafft, um sich in seinem Stolze noch höher zu heben, oder sich noch tiefer in sein Elend herab zu stürzen.

Hieraus ist nun von selbst klar, was von der gepriesenen Abhängigkeit unsres Schicksales, von unsrer Denkungsart und unserm Betragen zu halten sey. Wir vermögen überall nichts selbst zu thun; wie sollten wir denn unsern Zustand bestimmen können? Freuden und Leiden dringen sich uns zum Theile unwillkührlich auf; zum Theile fließen sie aus unserm nicht weniger nothwendigen Verhalten. Und auch hierin ist keine beständige Ordnung. Oft führt die Thorheit zu Glück und Ehren, während die Weisheit ihre Anbether in Jammer und Verachtung schmachten läßt. Was wollen wir einem harten Verhängnisse innerlich entgegen setzen, wenn die Natur nicht unsre Brust gestählt, oder uns eine starke Seele und einen erhabenen Muth gegeben hat?

Der Mensch trägt die Ideale, die sich in der trägen Masse der Körperwelt nicht ausprägen konnten, in die Geisterwelt über. Aber er merkt nicht, daß der Bürge noch unsicherer als der Schuldner ist. Wodurch gibt sich ihm das Daseyn dieser Welt zu erkennen? Nur von dem Ausgedehnten und Sichtbaren hat er Kunde. Hieran ist er mit seinem ganzen Leben gefesselt. Der eitle Wahn greift in das Reich der Schatten, weil ihm das Wirkliche zu schlecht ist. Nichts berechtigt ihn, über das hinauszugehen, was ihm allein als Gegenstand seiner Erkenntniß und seiner Bearbeitung

gegeben ist. Dieses vermessene Hinausgehen rächt sich auch dadurch selbst, daß es ihn zum Spielwerke nichtiger Träume macht.

Wenn der Gedanke etwas von der Bewegung des Körpers Verschiedenes ist: kann er darum nicht eine Folge derselben seyn? müssen wir ihm ein Prinzip zum Grunde legen, welches nie in den Kreis unsers Wissens fällt, dessen Daseyn uns durch nichts versiegelt wird, nach dem wir ewig vergebens in der großen Reihe der Erscheinungen suchen? Und überdem, theilt nicht das, was wir Geist nennen, sein Schicksal mit dem Körper? beginnt und wächst es nicht mit ihm, um mit ihm wieder abzunehmen? leidet es nicht unter seiner Schwäche? scheint nicht beides eins und dasselbe zu seyn, mit dem Einen auch das Andre unterzugehen?

Unser Leben ist an das Irrdische verkauft. Wir verlängern es wohl in der Phantasie über die Gränzen seiner sichtbaren Erscheinung hinaus; wir denken es uns in einem höhern Zustande geistiger, edler, freyer. Aber die Wirklichkeit bleibt zurück, die Erfahrung schweigt, das Grab bedeckt seine Todten — nirgends erfreuliche Kunde von dorther. Wir sehnen uns aus der Armuth und Beengtheit unsers gegenwärtigen Daseyns nach dem Bessern, finden dieses Beßre mit schwachen Zügen in uns vorgebildet. Aber was hilft das Sehnen, wo nichts seine Befriedigung versichert? was

ist diese Vorbildung mehr als ein Kind kranker Wünsche?

Der Mensch kann den Gedanken an Unsterblichkeit nicht fahren lassen, sich von der Ueberzeugung des Fortlebens nicht trennen. Das ist eben sein Unglück, daß er sich an Träume hängt, und denn darüber weint, daß es nur Träume sind, daß er sich über die Materie hoffend und strebend erhebt, die er doch nicht überfliegen kann, und dann klagt, daß sie ihm zu mächtig ist.

So findet sich der Mensch, so lange er, bey seinem Denken über seine höhern Angelegenheiten, von der äußern Erfahrung ausgeht, ohne in sich selbst hineinzublicken, nach den Gesetzen der sinnlichen Welt fortschließt, und sich allein nach ihnen zurechtfinden will. Er ist durch und durch, in und um nichts als Natur, von ihr gebildet, umgeben, in jedem Augenblicke seines Leben bestimmt, dem Scheine nach auf wenige Momente freygelassen, um ihr einst desto unvermeidlicher und eigner anheim zu fallen. Durch sie überwältigt und bezwungen, erscheint er selbst nur als ein Theil von ihr, dem sie warmes Leben flüchtig einhauchte, der sie zur schönern Form gestaltete, daß er bald in ihren kalten Schooß, zu ihrer seelenlosen Masse zurück sinke. Ihr gehört er mit seinem Empfinden und Denken, Träumen und Hoffen, Wirken und Streben ewig an. Das alles zerstört sie, wenn es ihr gefällt. Es ist überall nichts als sie, kein Seyn als in ihr, kein Leben als von ihr ertheilt, keine

Ordnung als die, die eine eiserne Nothwendigkeit ihr vorschrieb, kein Geistiges als das flüchtige Product der feinern Organisation, worin sie sich freylich selbst übertroffen hat, kein Wirken, als durch ihren Mechanismus vermittelt. Fest, unverrückbar ist die Gränze, die sie um den Menschen gezogen hat.

Dieses fürchterliche Resultat kann der besonnene Mensch nicht tragen und dulden. Wenn es wahr wäre, wer müßte nicht sein Daseyn verfluchen, wer nicht wünschen, wie in dieses öde, enge, betrügliche Leben geboren zu seyn? Aber es kann nicht wahr seyn, oder die Wahrheit wird selbst zur Lüge, Wahrheit und Lüge hören auf, Worte von Bedeutung zu seyn. Gleichwohl ist es nicht anders, so lange man sich im Gebiethe der Erfahrung hält. Ueber Materie und Naturgesetz geht nichts hinaus; von der Nothwendigkeit erlöset uns nichts; unter ihr sinkt aller Trost des unglücklichen Menschen dahin. Alles ist physisch bestimmt, und außer dem physisch Bestimmten gar nichts.

Wir müssen uns nach einem andern Standpuncte umsehen, von etwas anderm als von der Erfahrung ausgehen, andre Gesetze, als die in ihr ausgedrückt sind, anerkennen, wenn wir zur Ruhe kommen wollen. Wohin haben wir uns zu wenden?

Was ist es doch, das uns in jenem Resultate so sehr beunruhigt? Wir können nicht annehmen, daß die Natur alles erfülle, beseele und leite — nicht anneh-

men, daß wir ihr selbst, mit allem, was wir sind und haben, ihr unterworfen, daß wir nicht frey, daß kein Geistiges, kein an sich Gutes, Wahres und Schönes, keine höhere Kraft, als die die sichtbare Gestalt bewegt, daß kein Gott, keine Ewigkeit sey.

Unser Selbstbewußtseyn widerspricht dem laut, empört sich dagegen heftig. Wir fühlen etwas in uns, das wir nicht aufgeben können und wollen, wenn auch alles zu Grunde ginge. Ein hohes, starkes und heiliges Interesse bewegt unsre Brust und dies steht damit in Widerstreit. Darum ist es uns, als ob wir eher müßten vernichtet und wieder neu geschaffen werden, ehe wir uns zu jener Meynung bequemen könnten.

Hier öffnet sich die lichte Aussicht. Auf unser Inneres müssen wir reflectiren, in die Tiefen unsers Ichs unsern Blick richten; da dämmert freundlich die Hoffnung herauf; da wohnt in stiller Glorie der Genius des Glaubens. Um unser Selbst ist es uns ja eigentlich zu thun. Für dieses wollen wir Beruhigung, diesem Freyheit, diesem ewiges immer verklärteres Leben erringen.

Versuche einmal, dich selbst in Gedanken zu vernichten; denke du seyst nicht. Du kannst nicht, denn eben indem du denkst verfolgest du dich ins Leben. Die Handlung des Denkens selbst verbürgt dir dein Daseyn. Du würdest dir offenbar widersprechen, wenn du so

denken wolltest. Du kannst dich deiner selbst gar nicht entäußern, von dir selbst auf keine Weise loskommen. Darum schreibst du dir Selbstständigkeit und Würde zu. Darum findest du es so unerträglich, daß du selbst nichts seyn, daß ein Andres dich beherrschen sollte.

Versuche dasselbe mit dem, was um dich ist, mit dem Stuhle, worauf du sitzest, mit dem Tisch, woran du schreibst, mit den Wänden, die dich umschließen, mit dem Boden unter dir und dem Himmel über dir, selbst mit dem unermeßlichen Raume der alles erfüllt und trägt, in dem alles dahin schwimmt. Nicht wahr, du kannst es, ohne dir zu widersprechen? denn du wirst selbst nicht dabey angegriffen, du, der du das denkst, behältst dich selbst noch. Versuche es sogar mit deinem Körper: auch das wird dir gelingen; du wirst es nicht ungereimt finden, daß du wärest ohne alles das, was du an dir sehen und fühlen kannst; du würdest doch sagen können, ich bin, und dich einer innern Thätigkeit und eines sehnsuchtsvollen Treibens bewußt bleiben.

Hieraus folgt, daß du weit besser seyst, als alles andre um dich her, weit erhaben über die Natur, die dir im Gesichtspuncte der Erfahrung so furchtbar war. In allem ist keine Selbstständigkeit und Würde, als allein in dir. Daher kommt es auch, daß du allein dich und deines Gleichen achten kannst, daß du alles

gebrauchen magst, wie es dir genügt, nur in Ansehung deiner und deines Gleichen eine heilige Gewalt dich einschränkt, jede Entweihung dir untersagt. Eine Welt voll mannichfaltiger Gestalten geht täglich vor dir auf und unter; du siehst sie aufblühen und dahin sterben, dich erfreut ihr schönes Leben, ihre liebliche Bewegung, das glänzende Farbenspiel. Aber in dem allem ist kein Bestehen. Du allein bleibest, ob sich auch alles verändere, gehst aus allen Zerstörungen verjüngt hervor, erscheinst unter allem Wechsel derselbe, und stehst da, als der ehrwürdige Sohn der Ewigkeit. In dir ist Menschheit.

Du kannst nicht einmal gewiß seyn, ob das, was du außer dir siehst und fühlst, ob der unendliche Raum, mit allem was ihn erfüllt und bewegt, auch wirklich, von dir verschieden, da sey, und in dem Sinne eigene Existenz habe, wie du sie dir selbst zuschreibst. Du unterscheidest das freilich von dir, als deinem Ich; aber darum könnte es doch etwas an dir seyn. Du unterscheidest auch deinen Körper von dir; aber darum gehört er dir doch an, würde, von dir getrennt, zerfallen, ohne dich nicht diese organische Gestalt seyn. Du unterscheidest auch deinen Verstand, als etwas dir Eigenthümliches, eine bloße Bestimmung, von deinem Selbste; aber würde ohne dieses Selbst, d. h. ohne Bewußtseyn, wohl dieser Verstand sich äußern kön-

nen? Du wirfst den Raum, mit dem, was er enthält, freylich aus dir heraus. Aber folgt daraus mehr, als daß er eine entferntere Beziehung von dir sey, wie dein Körper eine entferntere Beziehung ist, als dein Verstand, daher du ihn auch als etwas Aeußeres und Sichtbares setzest, aber dir doch näher als andere Dinge, während dein Verstand als unsichtbare Kraft in dir bleibt.

Oder weißt du etwa, daß die Dinge, die dich umgeben, noch seyn würden, wenn du nicht wärest, daß sie mithin unabhängig von dir bestehen? Woher hast du denn diese Kunde erhalten? Du wirst ihrer doch immer nur durch dich selbst inne, kannst nie abgesondert von deinem Ich zu ihnen gelangen, nie die Probe machen, ob sie dauern werden, wenn du aufhörst. Aber andre sagen es dir, daß sie es auch so finden wie du; darum muß es doch auch wohl wirklich so seyn? Sind andre nicht auch Wesen wie du und werden sie es, ihrer Natur nach, nicht eben so finden, wenn es auch nichts anders, als ein Inbegriff von Bestimmungen ihres eignen Wesens ist?

Was hindert dich also, anzunehmen, daß in dem Aeußern dir nur dein eignes inneres Leben erscheint, das Bewußtseyn deiner Selbstständigkeit sich ausspricht, dein Ich sinnlich vernehmbar wird. Du reflectirst auf die entfernteste Beziehung deines hohen Daseyns; diese

nimmt die Form des Vermögens, womit du reflectirst an, sie dehnt sich vor dir aus und wird dir als erfüllter Raum sichtbar, es steht vor dir die Welt der Anschauung. Du fassest jene Beziehung, wo sie deinem wahren Ich näher liegt, rückst die äussere Anschauung an dieses Ich, und findest dich mit einem Körper bekleidet. In allem dem wäre nichts anders, als dein eignes Wesen nur mit der Form überzogen, die du ihm leihst, indem du es erkennst. Diese Form ist es, die du Naturgesetz nennst, im Grunde nur die Beschränktheit deiner eignen Natur. Dadurch daß du an ihr hängst, wird dir diese so furchtbar, breitet sich das Reich der Materie mit unendlicher Macht und in unermeßlicher Größe vor dir aus. Du zitterst vor dem, welches ohne dich nichts ist. Du fürchtest von dem dein Leben überwältigt zu sehen, welchem du selbst das Leben gegeben hast.

Wenn daher die Nothwendigkeit der Natur dir schrecklich wird: so weißt du, woran du dich zu wenden habest. Erhebe dich über diese Natur; du kannst es, weil sie nur an dir haftet, dein Aeußeres deine Erscheinung ist. Mit ihr ist auch ihre Nothwendigkeit zerstört, sind die Schranken aufgethan, in denen du gefangen warst. Mit deiner Menschheit und Selbstständigkeit hast du Freyheit errungen, in ihr lebst du ein höheres Leben, geht ein beseligender göttlicher Glaube dir auf, der dir alle herrlichen Hoffnungen

wieder gibt, die du in der Natur verloren hattest.

Laß uns zusehen, was dir bleibe, wenn wir von dem Aeußern wegsehen, wenn wir denken, daß das nicht wäre, von dem wir eben erkannt haben, daß sich dies denken lasse, und daß es als die Erscheinung unsers Wesens betrachtet werden könne. Denke dir also, es sey nichts weiter da, als was du in deinem Ich nicht wegdenken kannst. Wie denkst du dir dieses? Doch offenbar unter dem Begriffe des nicht weggedacht werden Könnens, unter dem Begriffe der Selbstständigkeit, als etwas, das Würde hat, schlechthin bestehen soll. Aber es wird dir schwer dich an diesem reinen Gedanken zu halten. Du wirst immer gestört, immer versucht, etwas anders mit hineinzudenken. Es ist etwas da, was deine Selbstständigkeit anficht, feindlich auf sie eindringt, sie zu beeinträchtigen, zu binden, abhängig zu machen sucht. Sie kann sich nicht als reine Selbstständigkeit nicht als absolute Würde erweisen, wie sie sollte. Sie wird ihren Charakter nicht als ein Seyn, sondern als ein unabläßiges Streben sich selbst ganz zu erreichen, als beschränkte Freyheit, die über jede Schranke hinausringt offenbaren. Dies ist jenes herrliche Treiben deiner Natur, was in dir Ideale schafft, die Erde sich ungenügend findet, sich unaufhörlich nach etwas Besserm sehnt. Es ist dein tiefstes, innigstes

Leben, was sich darin ausspricht. Du wirst begreifen, warum du den Glauben an Freyheit und Ideale nicht aufgeben kannst. Er ist mit deinem Selbstbewußtseyn zusammengewachsen, beyde sind schlechthin eins, das Eine nicht ohne das Andre. Du müßtest denken können, was sich widerspricht, daß du selbst nicht seyst, wenn du diesen Glauben aufgeben solltest.

Du findest dich also begriffen in einem freyen Streben nach dem Bessern, und kannst die Wahrheit und Bedeutung dieses Strebens in Ewigkeit nicht ableugnen. Du weißt warum. Darum hast du auch Achtung vor dir selbst. Darum ist dir etwas heilig. Aber du achtest nicht bloß dich selbst, das Heilige ist nicht allein in dir. Auch in andern erkennst du Selbstständigkeit an, ehrst du etwas Heiliges. Aber beydes, wie in dir, beschränkt und hinausringend über die Beschränktheit. Wo du einen findest, der sich Ich nennt, dem bist du verbrüdert; er hat das Gepräge der Menschheit und Freyheit an sich, und fordert dich auf ihn zu achten. Du darfst ihn nicht behandeln, wie man Sachen behandelt, die in ihrer Zufälligkeit und Vergänglichkeit das Zeichen der Gemeinheit tragen. Es ist etwas in ihm, das dich bindet. Dein Streben ist mit dem seinigen eins; und jemehr es mit ihm eins ist, sich mit ihm zum gemeinschaftlichen Ringen nach dem Bessern verschlingt, in gegenseitiges Wechselwirken zur Erhebung der Menschheit übergeht; desto mehr lebst du in ihm,

desto freyer, edler und uneigennütziger ist es, und ein desto größerer und würdigerer Mensch bist du.

Das freye Streben in der Liebe ist in dir, als dein höchstes, als dasjenige, worin dein würdevolles Daseyn besteht; und dich ihm immer ungetheilter hinzugeben ist deine Tugend, mithin deine Bestimmung. Je mehr es dir damit gelingt: desto tiefer wurzelst du in dein edlers Selbst hinein; desto kräftiger wird dir das Gefühl deines fest auf sich selbst ruhenden Seyns, deiner Unabhängigkeit von allem Aeußern und deiner Herrschaft über alles; desto inniger wächst aber auch dieses Selbst mit der Menschheit zusammen; desto herrlicher strahlt Humanität aus deinem Innern hervor.

Das Leben, das du in diesem Ich aussprichst kannst du nur anerkennen, als Aufgabe, für die Befreyung und Würde der Menschheit unermüdet thätig zu seyn. Hier ist es, wo durch die Tugend dein übersinnlicher Charakter in die sinnliche Welt hineinstrahlt. Sie die sonst nur der Wiederschein deines Selbstes, dem Wechsel und der Zerstörbarkeit unterworfen war, wird etwas Wahres und Bleibendes, indem dein Streben, als liebevolles Wirken für den Zweck der Menschheit, sich über sie verbreitet, indem deine Geistigkeit in sie hinströmt, und so durch dich etwas entsteht, was deiner Selbstständigkeit gleicht. Was du

an ihr zweckmäßig findest hast du selbst oder ein anderes Vernunftwesen in ihr geschaffen, und nur dem darfst du trauen, wenn du dich von der Erfahrung über deine höhern Angelegenheiten belehren lässest. Was mit dem humanen Selbstgefühle streitet, gehört dem Scheine an, und darf da nicht berücksichtigt werden, wo es um die reine, absolute Wahrheit zu thun ist.

Das liebevolle Streben deines Ichs kann sich nicht anders auf das Sinnliche richten, um sich von den Schranken desselben zu befreyen, als dadurch, daß du auf dasselbe reflectirst, und es zum klaren Bewußtseyn seines Wesens und seiner Tendenz bringst. So wird es dir zur Vernunft. Du siehst hier beyläufig, daß Vernunft etwas ganz anders sey, als ein Vermögen Ideen zu bilden und Schlüsse zu machen. Dieses, was die Schule theoretische oder speculative Vernunft nennt, ist nur das Nachbild, der Schatten der wahren Vernunft. Diese fängt nicht im Begriffe an. Sie beginnt und entwickelt sich im Leben. Sie ist das reflectirte Streben der Liebe, oder dieses Streben, sich mit der Menschheit zu erheben, auf Begriffe gebracht, seiner Natur und seinen Forderungen nach verdeutlicht. Darum nennt man sie praktische Vernunft. In ihr liegt die Quelle und das Wesens des Selbstbewustseyns. Sie offenbart sich und spricht

dieses Selbstbewußtseyn aus in dem Gesetze der Liebe. Wendet sie sich mit diesem Gesetze an die wirkliche Welt, um die Thätigkeit in derselben zu reguliren: so heißt sie Gewissen. Das Gewissen ist das Göttlichste, im sinnlichen Leben, das, wodurch dieses mit dem übersinnlichen in Verkehr tritt. Von ihm empfängt der Mensch seine Pflichten.

Es sind nicht Worte und Begriffe, wodurch und wornach der Mensch sein Leben regiren soll — kein Zwang des Verstandes, welcher ihm die uneigennützige Liebe aufdringt. — Wie könnte er das? Es ist eingebornes, heiliges Treiben der Menschheit in uns, was sich an den Willen wendet, in Wort und Regel darstellt, und so zum Sittengebothe wird.

Die Tugend, die Vernunft, das Gesetz der Liebe ist also mit dem Gefühl deiner Selbstständigkeit ganz dasselbe. So wenig du diese aufgeben wirst, und in alle Ewigkeit aufgeben kannst: so wenig wirst du den Glauben an jene aufgeben oder dich durch irgend eine Lehre der Erfahrung, von der du erkannt hast, daß sie unter dir, der täuschende Widerschein deines Selbstes sey, darin irre machen lassen. Es wäre gerade, als ob du denken wolltest, du seyst nicht, indem du doch denkst.

Dadurch aber, daß du die Würde der Tugend anerkannt hast, ist dir in deinem Innern eine neue Welt aufgegangen, in welcher für dich allein gewisse und

beruhigende Wahrheit ist, die Welt der Liebe und des Strebens in ihr. Siehe nun zu, wie du diese Welt weiter zu bestimmen habest. Sie ist eine moralische Welt, welcher du durch die Idee der Selbstständigkeit und das vereinigte Ringen nach ihr angehörst. Du denkst dir in ihr und mit ihr die Wahrheit dieser Idee, ein höchst vortreffliches, absolut Wahres und Gutes, worauf dein Streben gerichtet ist, und das dieses Streben immerfort anzieht. Du denkst dir zugleich eine gewisse unwandelbare Ordnung dieser Welt, welcher jenes Streben unterworfen, und nach welcher seine Beschränkung so eingerichtet ist, daß es sich immer mehr davon befreyen kann. Beydes zusammengefaßt, giebt dir die Idee der Gottheit und Vorsehung, und damit auch den lebendigsten, innigsten und unerschütterlichsten Glauben an sie, weil du ihn in dir selbst, der Quelle alles Wahren, ergriffen hast. Du denkst dir ferner die Möglichkeit, jene Idee zu erreichen, also in dir das Vermögen, dich jenem Streben hinzugeben, dich, von physischen Eindrücken unbewegt, frey zu bestimmen —; ewige Forsetzung deines Daseyns, welcher du dich schon in dem Augenblicke bemächtigt hast, da du deiner Unabhängigkeit vom Irrdischen inne wurdest, auf dessen Gebiethe allein Veränderung ist, Tod und Zerstörung Gewalt haben. In dem Begriffe der Selbstständigkeit liegt der Begriff der Unzerstörbarkeit und Unendlichkeit; denn es ist möglich, daß ein Selbstständiges vernichtet

werde. An deiner Geistigkeit kann dir gar kein Zweifel mehr beykommen; da auf sie alles gegründet und aus ihr alles hergeleitet ist, was wir bisher gefunden haben.

So geht uns denn der Glaube an Tugend, Freyheit, Geistigkeit, Gottheit und Unsterblichkeit, den wir in der Speculation über die Erfahrung ganz und gar verloren hatten, mit neuer Herrlichkeit und Stärke aus unserm Innern wieder hervor. Wir sehen zugleich warum dort alles war, warum wir dort alles verlieren mußten. Wir waren in der Welt des Scheines, die uns nicht genügen soll, und die, wenn sie uns genügte, neben der Unwahrheit noch Unwürde erzeugte. Wir sahen in beyden Fällen uns selbst; nur dort durch einen täuschenden Nebel, hier von Angesicht zu Angesicht.

Aus dem allem ist klar, daß sich die höhern Angelegenheiten des Menschen aus einem doppelten Standpuncte, einem irdischen und einem moralischen betrachten lassen. Beyde sind sich schlechthin entgegengesezt, und führen daher auch zu entgegengesezten Resultaten. Der erste haftet an der Natur, und wer sich in ihm behauptet, sieht nicht über die Welt, als materielles Ganzes, hinaus. Sie verschlingt für ihn alles. Daher nennen wir ihn den weltlichen. In dem äußern stehen wir über der Welt, und freuen uns eines von ihr unabhängigen Besitzes. In ihm ist Gottheit,

Tugend, sittliche Würde, Freyheit und Unsterblichkeit alles, die Erfahrung, und was aus ihr erschlossen wird, trügender Schein, der Ausdruck unsrer Beschränktheit, das unvollkommne Abbild unsers eignen Lebens. Darum nennen wir ihn den göttlichen.

In dem weltlichen Standpuncte erheben sich mit siegender Allgewalt die Systeme des Atheismus, Fatalismus, Determinismus, Materialismus und Eudämonismus. Er ist der Standpunct des Unglaubens. In dem Standpuncte des Göttlichen erscheint, mit herrlicher Klarheit und unerschütterlicher Festigkeit, der Glaube an alles Große und Tröstliche.

Zwar scheint dieser Glaube sich auch in dem erstern oft noch fest zu erhalten, und sogar aus der Speculation über die Natur hervorzugehen. Aber dies beweißt weiter nichts, als daß wir nie im Stande sind, die Bedürfnisse unsers bessern Selbstes ganz zu verläugnen. Das Gefühl unsrer Selbstständigkeit, der Unmöglichkeit unsers Nichtseyns, womit alles Göttliche zusammenhängt, und welches die Wurzel des moralischen Gefühles ist, drängt sich immer wieder hervor; trägt den Glauben in das consequenteste System des Unglaubens hinein, wenn dieses auch dadurch ganz sollte verwirrt werden; siegt über die größte Evidenz der Speculation, und nöthigt diese, entweder von der Einheit ihrer Prinzipien abzustehen, oder sich selbst zu widersprechen, und diesen Widerspruch so gut als möglich zu überdecken.

Wer sich unbeweglich auf dem Gebiethe der Erfahrung bleibt, aus ihren Gesetzen folgert, ohne auf sich selbst zu reflectiren, und ohne sich um das Resultat zu bekümmern, das dabey herauskommt, wird nie etwas anders finden, als die materielle Welt, vollständig und in jeder Hinsicht durch sich selbst bestimmt.

Bey jener Inconsequenz kann sich der Mensch eine Zeitlang wohl befinden, so lange er sich nämlich für jenen Widerspruch in einer glücklichen Blindheit zu erhalten vermag. Aber er vermag ihn sich doch nicht ewig zu verbergen. Er wird endlich hervortreten, und ihn entweder zur Verläugnung alles Göttlichen bringen, oder ihn einem endlosen Zweifel in die Arme stürzen.

Daher ist es nothwendig, sich gleich auf jenen höhern Standpunct zu erheben, wo allein die Ruhe des Herzens und die Würde des Lebens auf ewig gesichert ist. Denn daß er der einzig wahre sey, erhellt daraus, daß er mit dem Selbstbewußtseyn unmittelbar zusammenfällt, mit denjenigen schlechthin eins ist, was wir uns nie abläugnen können, während wir alles andre wegzudenken im Stande sind.

Um sich aber in diesem Standpuncte fest zu erhalten, dazu wird Anstrengung und Energie der Seele erfordert. Dieses Bestreben ist dasselbe, welches der Wille anwendet, um sich in der sittlichen Würde zu behaupten. Nur der Tugendhafte kann seinen Glauben

retten und bewahren; denn nur er ist heimisch im Reiche der Wahrheit und Freyheit.

Es ist daher auch nicht schwer zu erklären, woher es komme, daß der Mensch so gerne bey der sinnlichen Ansicht stehen bleibt, und sich mit so vieler Mühe zu dem höhern Standpuncte hinaufringen muß. Dasselbe, was ihm in seinen moralischen Bemühungen unaufhörlich in den Weg tritt, seine Tugend angreift und zu beeinträchtigen sucht, hindert ihn auch, sich in seinem Denken vom Weltlichen loszumachen. Es ist die Beschränktheit seiner Natur, vermittelst welcher es eine Welt der Erscheinung, des Truges und der sittlichen Unwürde für ihn giebt, gewöhnlich Sinnlichkeit genannt — in der Erscheinung Körper. Diese Sinnlichkeit, das Prinzip der Endlichkeit und alles Gemeinen und Schlechten an ihm, beherrscht ihn mit Lust. Ihr entspricht ein mächtiger Trieb. In ihr wird er geboren. Das Göttliche ist nur Anlage, leise Tendenz; eine unbestimmte Sehnsucht zieht zu ihm hin. Durch Selbstthätigkeit und Anstrengung muß man sich dasselbe aufklären, ein deutliches Bewußtseyn davon erlangen, und es nach und nach, im immerwährenden Streite mit der sinnlichen Beschränktheit, in sich hineinziehen, oder vielmehr sich selbst zu ihm erheben. So dringt man ins Reich des Wahren und Guten; so gewinnt man seine Selbstständigkeit. Es ist aber leichter zu bleiben bey dem, woran man einmal ist, besonders, wenn dieses noch dazu durch

Lust fesselt, als sich um ein andres bemühen, das, noch völlig reitzlos, sich in einer dunkeln Ahndung ankündigt.

Trägheit hält den Menschen in aller Niedrigkeit gefangen, durch sie bleibt er schlecht und ungläubig.

Von der Verbesserung des Willens geht die Verbesserung der Erkenntniß aus. Der Schlechte, wenn er consequent seyn will, wenn ihm ein fortdauerndes sittliches Gefühl nicht eine andere Richtung giebt, als die er von seinem Standpuncte ausnehmen müßte, ist nothwendig Atheist, Materialist, Fatalist und Eudämonist. Die Welt der Erscheinung allein gehört ihm an, so wohl seine Erkenntniß, als sein Streben ist auf sie beschränkt. Er kann nicht besser denken lernen, er werde denn vorher besser gesinnt; sein Gesichtskreis erweitert sich nicht, es erweitert sich denn vorher sein Herz.

Man arbeitet nach gleicher Weise auf Entwickelung des Göttlichen hin, wenn man den Menschen zum höhern Standpuncte des Wahren, und wenn man ihn zur moralischen Würde führt. In beyden Fällen beruht alles darauf, daß er sich der Beschränktheit, die am Sichtbaren klebt, daß er sich der Welt der Erscheinung entreiße, um in sich selbst zu leben, seiner Selbstständigkeit inne zu werden, und aus seinem Gemüthe die beßre Welt hervortreten lasse.

Man fürchtet der Mensch möchte auf diese Weise ein Egoist werden. Das ist er, so lange er an seiner sinnlichen Beschränktheit klebt. Daß er sich da in der Welt außer ihm verliert, darf uns nicht irre machen. Im Grunde ist es doch sein Selbst was er sucht, und um dessen willen er nach dem Fremden verlangt, das sich durch den Lustsinn mit ihm verschmolzen hat. Darum will er es auch allein seyn, darum stößt er jeden Andern von sich, lebt mit allen in einem ewigen Kriege, und bezieht alles auf sich. Wer sich seines höhern selbstständigen Ichs bemächtigt hat, der hat sich damit auch zugleich der Menschheit bemächtigt. Diese ist in ihm, oder vielmehr er in ihr. Ihm ist es um die Verherrlichung alles Selbstständigen zu thun, und darum ist ihm Gott das Höchste. Er will befriedigen ein unvertilgbares Streben seines Ichs, welches aber diesem Ich nicht in wiefern es sein individuelles, egoistisches Ich ist, sondern in wiefern es in einem andern schlechthin Guten ruht, von dem an sich Heiligen bewegt wird, angehört, und über jenem, wie ein unsichtbarer, heiligender Genius schwebt — ein Streben, welches sich in gleichem Maße über andre erstreckt, alles vernünftige umfaßt, nirgends herabsetzt, von sich stößt, isolirt, für sich allein seyn und haben will, das in sich hineinzieht und sich mittheilt, das alles, welches dessen fähig ist, mit sich zu derselben Würde und Hoheit fortreißt, das kein Gut anerkannt, welches nicht Gemeingut der Menschheit ist,

sich durch nichts geehrt fühlt, worin nicht die Menschheit geehrt wird — das sich in jeder Hinsicht als ein Streben in der Liebe offenbart.

Aber sind denn auch alle, die sich zu den Systemen des Atheismus, Materialismus, Fatalismus und Eudämonismus bekannt, oder wohl gar diese Systeme selbst erfunden haben schlechte Menschen gewesen? sind sie alle durch die Beschränktheit des Egoismus und sittliche Unwürde von der erhabenen Ansicht, die der moralische Standpunct darbiethet entfernt geblieben? Wer möchte das behaupten? Es hat unter ihnen herrliche Menschen gegeben, die das mit dem Herzen und Leben bewährten, was sie mit dem Munde läugneten. So wie manche, die ihre moralische Gemeinheit dazu verdammte, mit ihrem Verstande und Willen ewig am Irrdischen hangen zu bleiben, doch nicht allen Einfluß der geringen Ueberreste ihres sittlichen Gefühles abwehren konnten, und in der sinnlichen Welt, inconsequent genug, Gott fanden: so haben andre, die mit ihrem innern Streben über die sinnliche Welt hinausgingen, deren Herz fest am Göttlichen hing, deren Gemüth von seinen Regungen bewegt war, deren Wille seine Maximen in That und Wahrheit ausdrückte, sich mit ihrem Verstande vom Irrdischen, dem sie von Jugend auf eingewöhnt waren, nicht losmachen können, und das im Leben bekannt, dem ihre Worte absagten. Der Schlechte gelangt nie zur freyen Ansicht seines höhern Daseyns

und zum festen Glauben an das Göttliche. Es fehlt ihm dazu an aller Fähigkeit. Wo das Herz zu enge ist, kann der Verstand nicht weiter fort. Man kann daher wohl von den Gesinnungen eines Menschen auf seine Meynungen schließen, aber nicht umgekehrt von seinen Meynungen auf die Gesinnungen der Güte. Der Gute kann das Göttliche in sich haben, ohne daß er es weiß und daran glaubt; aber wer es nicht in sich hat, kann nichts Gründliches davon wissen, noch recht daran glauben.

Der Verstand bleibt oft hinter dem Herzen zurück. Nicht immer denkt jener auch groß, wo dieses weit ist. Auch der gläubigste Mensch umfaßt mit seinem Glauben noch nicht alles Herrliche, was in ihm ist. Der Glaube wächst wie unsre Tugend, aber nicht immer mit der Tugend. Es können mancherley Umstände eintreten, die ihn zurückhalten, oft ganz verdunkeln. Es ist seine Natur, daß er nie die Tiefen des Geheimnisses erschöpft habe, welches in unsrer Brust ruht — und die erhabenste Verheißung unsers Lebens, daß er immer weiter in dasselbe eindringen werde.

Es giebt freylich eine Höhe der tugendhaften Gesinnung, wo diese die Ueberzeugung unwiderstehlich nach sich zieht, und auch die mächtigsten Hindernisse besiegt, welche ihr im Wege stehen. Aber sie erreichen wenige. Die Anfechtungen einer irre geleiteten Speculation sind zu mächtig. Im sinnlichen ist alles so klar

und evident, daß man sich nur schwer davon losreißen kann.

Ehrwürdig sey uns, wer Wahrheit und Liebe im Herzen trägt, wenn auch sein Begriff nichts als Unwahrheit und Egoismus ausspräche.

Man fragt, wozu dieser Gegensatz, was soll dieser Widerspruch des Sinnlichen und Göttlichen? warum mußte dem Menschen, so lange er auf dem Gebiethe der Erfahrung bleibt, in dem er geboren wird, alles ganz anders erscheinen, als wenn er in sein Inneres blickt, sich aus seiner moralischen Natur orientirt? Ist es nicht sonach, auf leere Täuschung mit dem Menschen abgesehen? Gibt es nicht eine doppelte Wahrheit, deren jede für sich ihre Würde behauptet, aber in demselben Augenblicke zur Lüge wird, da man auf die andre reflectirt. Gesetzt wir fänden uns gedrungen, auf diejenige zu vertrauen, welche uns von unserm bessern Selbste kommt, sich im Selbstständigen und Unwandelbaren gründet, und diejenige für Täuschung zu halten, welche uns aus der Betrachtung des Wandelbaren und Unselbstständigen hervor geht: warum mußte überhaupt dieser Schein da seyn, der uns noch dazu so stark interessirt, daß wir uns nur durch die größte Anstrengung über ihn erheben können, daß nur wenige sich von ihm losreißen? Wozu diese Entzweyung, da doch das Bedürfniß der Einheit so laut in uns spricht?

Man kann darauf zweyerley antworten. Erstens, im Wesen des Menschen ist Unendliches und Endliches vereinigt. Beyde sind sich entgegengesetzt, darum muß er alles anders finden, wenn er auf jenes und anders, wenn er auf dieses achtet. Vom Endlichen stammt sein sinnliches Erkennen her, und dieses trägt deßwegen die Form der Beschränktheit und des sinnlich Bedingten, es wird Körper in Zeit und Raum. So lange man bey diesem Erkennen stehen bleibt, gibt es überhaupt nichts anders, als Ausgedehntes und Abfließendes, mithin Zeitliches und Ungöttliches. Aber dies ist nichts an sich, es ist, wie alles Vernunftlose dem Wechsel unterworfen, der Widerschein was aus ihm entsteht ist nur der Schein der Wahrheit. Das Unendliche ist an sich, und die Wahrheit selbst, darum ihm durchaus entgegen, ein Göttliches und Ewiges.

Hieraus ergibt sich, zweytens, daß jene Frage einerley sey mit der: warum ist die menschliche Natur zugleich Unendliches und Endliches? mithin auch einerley mit der: warum ist im Praktischen die Sinnlichkeit mit der Vernunft ewig im Streite? warum will diese immer etwas anders als jene? begehrt das, was jene zu fliehen und zu verabscheuen gebiethet, stellt Dinge als annehmlich dar, die jene für schlecht und unwürdig erkennt? Ist nicht auch hier dieselbe Entzweyung? Aber man ist weniger verlegen. Man entscheidet bald: die Natur sollte nicht ursprünglich eins seyn, sonders es erst

durch sich selbst werden. Sie ist mit sich im Streite, daß der Mensch ihn schlichte, und sich damit freye Würde und eignes Verdienst erringe. Sie strebt mächtig nach dem Ungöttlichen, und deutet auf das Göttliche hin, daß er dieses kräftig ergreife und ihm jenes unterwerfe, daß er aus dem Endlichen, der Welt des Scheines, freudig zum Unendlichen, der Welt der Wahrheit, hinaufstrebe, und darin zugleich die Verheißung des ewigen Lebens habe. Das ist seine Bestimmung, daß er vom Schlechten, in dem er geboren ist, ausgehe und immer etwas Besseres werde.

Nicht anders ist es mit seinem Verstande; das Irrdische umfängt ihn, daß er selbst zum Ueberirrdischen hinaufreiche. Das Weltliche fesselt ihn mit Schein und Trug, daß er der göttlichen Wahrheit nachstrebe, und darin seine Würde offenbare. Darum ist alles so trostlos, was er dort findet, daß er in sich selbst die ewige Quelle des Trostes entdecken möge. Der Schein soll der Wahrheit nicht widerstreiten, die Entzweyung der Erfahrung und des Glaubens soll nicht seyn; aber er selbst soll vermitteln, durch ihn soll Friede werden. Einheit ist wahres, unvertilgbares Bedürfniß des Geistes; aber seine Befriedigung nicht in der Wirklichkeit, — eine Aufgabe zu deren Lösung ihm ein ewiges Leben übergeben ist.

Es liegt viel daran, daß jene Entgegensetzung nicht unbemerkt bleibe. Nur der, welcher sie fühlt, und

drückend fühlt, kann auf die Aufhebung derselben bedacht seyn, kann darin die Bestimmung seines Lebens erreichen. Die Täuschung, welche das Göttliche und Weltliche vermengt, durch Inconsequenz des erstern in das letztere einführt, und dann aus demselben folgert hilft überdem auch zu nichts; sie ist nicht für die Dauer.

Daher ist es nützlich, das Resultat, welches die Betrachtung des Irrdischen gewährt in seiner ganzen Consequenz und Trostlosigkeit darzustellen, und dann dahin zu deuten, wo allein Friede ist. Dazu sind diese Blätter bestimmt.

In dem, was wir Schicksal nennen, fließt das Irrdische und Göttliche am innigsten zusammen, ist die Entgegensetzung beyder am schärfsten und bestimmtesten ausgedrückt. Vermittelst desselben wird sich diese um so bequemer darstellen, das Ungenügende des erstern und das Allgenugsame des letztern, und die Nothwendigkeit sich überall und in jeder Hinsicht über die Natur zu erheben, und sich in sich selbst eines Bleibenden und an sich Guten zu bemächtigen, durch sich selbst frey und groß zu seyn um so besser bemerklich machen lassen, da alle übrigen Angelegenheiten des Geistes in ihm ihre höchsten Beziehungen, Freyheit, Tugend, Gottheit und Ewigkeit vereinigen, und an ihm sich offenbaren muß, was für die Menschheit zu hoffen sey.

Wir betrachten es demnach zuvörderst von der Schattenseite, welche es uns in der Erfahrung, und dann von der Lichtseite, welche es uns im Glauben, der zugleich, weil er praktisch über die Erfahrung hinausgeht, die erhabenste Philosophie ist, entgegen kehrt. Wenn jene uns überall Abhängigkeit von fremder, unbezwinglicher und regelloser Gewalt, absolutes Unvermögen gegen das Schicksal zeigt, und uns ohne Trost und Aussicht läßt: so wird diese uns mit ihm aussöhnen, indem sie uns dasselbe zum Theile jetzt schon unterwirft, zum Theile in der Zukunft vollkommne Uebereinstimmung desselben mit der Beschaffenheit unsers Willens verheißt, zum Theile, wo es fremder Macht gehorcht, uns eine Zweckmäßigkeit desselben für unsre Bestimmung verbürgt, die uns nicht anders als erfreulich seyn kann, und es uns da, wo wir seine Härte zu erfahren glauben, ohne an ihm etwas ändern zu können, mit Muth und Weisheit tragen lehrt.

---

## Erster Theil.

# Schattenseite der Erfahrung.

## Erstes Kapitel.

## Stimmung und Zustand des Menschen.

In jedem Augenblicke seines Lebens findet sich der Mensch auf eine gewisse Weise bewegt und gehalten, die sich in einem Gefühle offenbart, welches wir seine Stimmung nennen. Er wird seiner selbst auf eine Art inne, die wohl anders seyn könnte, aber jedesmal so genommen werden muß, wie sie ist. Sein Daseyn thut sich ihm unter gewissen veränderlichen Modificationen kund, die aber so fest an demselben haften, daß es ohne diese nicht zum Bewußtseyn kommen kann. Er sagt, wenn er gelernt hat sich auf sich selbst zu verstehen, daß ihm so oder anders zu Muthe sey; ob er gleich nie bestimmt auszusprechen vermag, wie ihm denn eigentlich zu Muthe sey, auch nicht im Stande ist, sich andern so darüber mitzutheilen, daß sie ihn fassen und ihnen, wenigstens in der Phantasie, auch so zu Muthe werde.

Schon dieser Umstand muß uns auf das Gestimmtseyn, als das wichtigste Moment unsers Lebens aufmerk-

sam machen. In ihm haben wir uns selbst, in ihm sammelt sich unsre Individualität, von ihm aus ergießt sie sich in das allgemeine Leben der Erde, bewegt sich vielfach hin und her, und kehrt zuletzt zu ihm wieder zurück, weil sie sich in ihm allein zurechtfinden und behaupten kann. Wir können uns alles andern entäußern; aber unsre Stimmung verfolgt uns mit unserm Ich. Wir entschlagen uns ihrer nur dadurch, daß wir uns nach und nach in eine andre zu versetzen suchen. Oft können wir ihrer nicht los werden, bis sie uns selbst frey gibt.

Die Stimmung ist das Erste, worin sich das junge Leben regt. Wer nichts weiß, weiß doch um sich selbst, wie er afficirt ist. Ehe das Kind noch auf ein Aeußeres reflectirt hat, fühlt es sich gereitzt, gedrückt, gehalten oder erleichtert, befreyt und wohl. Wo ihm noch die ganze Welt in einem weiten Meere unbestimmt dahinwogt, hat es schon in sich etwas gemerkt, ein inneres Treiben, dem eine Empfindung angenehmer oder unangenehmer Art anhängt. Dies ist es, was es zuerst in die Welt einführt, die Nebel zerstreut, die sie vor seinem Blicke umhülten. Es sieht sich einen Gegenstand aus, weil es ihn begehrt, oder weil er seine Stimmung anspricht. Bey ihm verweilt es, und das wunderbare Vermögen der Anschauung erwacht. Die angränzenden treten aus ihrer Dunkelheit hervor, und gestalten sich in seiner Seele; das Bewußtseyn öffnet sich, und ein unermeßlicher Reichthum von Bildern strahlt in dasselbe hinein. Jede neue Stimmung weckt

ein neues Verlangen, und enthüllt ihm eine neue Welt, stellt eine neue Gegend ins Licht.

Selbst sein Ich ist dem Kinde nicht mehr und nichts anders als seine Stimmung. Aus einer Reihe abwechselnder Gefühle und Triebe scheidet sich das Selbstgefühl und endlich erhebt sich mit eigner Klarheit der Gedanke: ich bin. Von der innern Welt der Stimmung muß man sich erst losmachen, ehe man in ihr sich selbst erkennt. Der Weg geht durch die äußere Welt des Anschauens. So deutet die Natur schon frühe die Bestimmung des Menschen und seinen Lebensplan an. Aus der Unschuld und frohen Unbefangenheit, in welcher sich das Herz ganz genügt, stürzt er sich in das wilde Leben außer ihm, verliert sich an die Welt, um sich mit Vernunft in ihr zu finden, sich über sie zu erheben und Selbstständigkeit zu erringen.

Diesem zufolge kann es nicht mehr befremden, wenn die Stimmung das ganze Leben hindurch ein bedeutendes Ansehen und eine große Gewalt behauptet. Bemerkenswehrt ist darin der unaufhörliche Wechsel. Nach dem ersten Blicke, welchen der kleine Mensch in die Welt geworfen hat, kehrt er wieder bey sich selbst ein. Dort ist seines Bleibens noch nicht. Er hat genug an den wenigen Formen, die seine Phantasie da aufsammelte, und ergötzt sich am innern Bilden, und an seiner Stimmung. In ihr ist noch nichts Beengendes, Dunkles und Widerstreitendes; sie ist heiter wie der Morgenhimmel, und milde wie die Frühlingsluft. Wie könnte es anders seyn am Frühlingsmorgen des Lebens?

Dem Knaben genügt das nicht mehr, ihn treibt Wißbegierde, Thätigkeit und Lebensgefühl, so wie Eitelkeit das Mädchen in der Welt. Für das unbegreifliche Sehnen, welches mit den steigenden Jahren anfängt sich in ihnen zu regen, suchen sie noch Befriedigung außer sich und merken nicht, daß die Zeit des Einkehrens wieder schnell heranrückt. Sie verstehen das Bedürfniß nicht, das sie wieder in ihr Inneres zurückruft.

Mit neuem Interesse erwacht die Stimmung, und kündigt sich in einer neuen Gestalt an. In dem Mädchen ist es das holde Erröthen, das stille Schmachten des Blickes, in dem Jünglinge die unruhevolle Verwirrung, welchen ihn umhertreibt, worin sich das Ungenügende der Welt ausspricht. Es ist die Wonne und Wehmuth der Liebe, wodurch sie jetzt die Stimmung beherrscht. Das Mädchen tritt nun nie wieder aus ihrer Gewalt. Denn seine Bestimmung als Weib ist dulden und lieben. Es ist immer wieder eine andre Stimmung, die sich der einen entgegensetzt, sie umbildet oder verdrängt. Ihre schöne häusliche Thätigkeit, und jede Pflicht, die sie erfüllt ist das Werk ihrer Stimmung, und diese ist wie das Herz; daher auch beym Weibe sicher aus jener auf dieses geschlossen wird.

Der Jüngling aber muß wieder hinaus in die Welt; der Schauplatz der Geschäfte ruft ihn. Es treibt ihn ins Gedränge hinein, und die Stimmung bleibt der Thätigkeit unterworfen bis ins Alter. Hier fällt er von neuem unter ihre Gewalt, bis ihn das Grab von ihr erlöst. Sie trägt nun eine düstre unfreundliche Farbe. Es ist die Stimmung des Ueberdrusses und des

Mißmuthes, in welcher das träge, erstorbene Leben hinstarrt.

Aber auch in denjenigen Momenten, wo die Stimmung einiger Maßen von Menschen nachläßt bleibt sie noch immer sehr wichtig für ihn. Er handelt gewöhnlich wie er gestimmt ist, und bey den Meisten ist ihr ganzes wirksames Daseyn nichts anders als das Resultat ihrer Stimmung, umgekehrt läßt sich aus der Stimmung auf den Charakter schließen. Man kann sich nicht anders nehmen als man ist. Unmöglich kann das peinliche, egoistische, verengte, zusammengedrückte Gemüth, ein weites, freyes und frohes Selbstgefühl gewähren. Unmöglich kann der mit sich zufrieden und in sich vergnügt seyn, der sich selbst immer anfeindet, sich selbst von dem Genusse alles Herrlichen, worin sich ein edler Sinn erweitert, ausschließt.

In so fern hat man nicht Unrecht, wenn man nach seiner Stimmung sein Leben würdigt: denn es ist immer, selbst bey vielen anerkannten und unbestreitbaren Vortrefflichkeiten, etwas Verschrobenes im Charakter, was das Gefühl des Unwehrtes erzeugt und uns verstimmt. Ein reines, schuldloses Herz gewährt auch immer eine frohe Stimmung. Selbst die übertriebene Gewissensängstlichkeit wird hier tadelhaft.

Wer sich auf sich selbst noch nicht versteht lebt sein ganzes Daseyn hindurch allein in seiner Stimmung, und jenes gilt ihm nur so viel, als diese seinen Wünschen zusagt. Er ist ihr leidentlich ganz und gar ergeben, und ahndet nichts davon, daß in ihr sein Selbst erscheine, daher er auch immer die Natur anklagt,

wenn es ihm nicht fort will. Er mag nicht mehr leben, wenn es ihm lange zuwider geht. Er kennt nichts, was er höher anschlagen müßte als seine Stimmung. Sie ist ihm letzter Zweck. Welches freylich nicht seyn sollte. Aber wer kann es ändern?

Sehr verschieden sind die Stimmungen, worin der Mensch sich befinden kann. Er kann traurig, finster, wehmüthig, melancholisch, hypochondrisch, ärgerlich, verdrießlich, ängstlich, launig, ernsthaft, gleichgültig, ruhig, heiter, fröhlich, muthig u. s. w. gestimmt seyn. Es möchte schwer halten, alle Arten vollständig aufzuzählen. Wir müssen uns mit den allgemeinsten und für den gegenwärtigen Zweck dienlichsten Unterscheidungen begnügen.

Daß wir uns oft über unsre Stimmung beklagen, uns von ihr gedrückt fühlen, sie unerträglich finden, wegwünschen, mit aller Gewalt uns dem, was sie erzeugte widersetzen, oft sie billigen, ihrer froh werden, uns mit Wohlgefallen ihr hingeben, alle Kräfte anstrengen, uns in ihr den guten Lebensgeist zu erhalten und alles zu entfernen, was uns aus ihr verdrängen will, ist allbekannt.

Weniger wird darauf geachtet, daß wir sie nicht immer in derselben Hinsicht und aus denselben Gründen billigen oder tadeln, daß unsre Zufriedenheit mit — und unser Mißbehagen an derselben nicht immer dieselbe Bedeutung hat. Hierüber läßt sich folgendes bemerken.

Wir fühlen uns erstens froh oder traurig gestimmt, werden unsrer mit Vergnügen oder Schmerz inne. Unser Leben spricht sich hier ganz in seinen phy-

sischen Bedürfnissen aus, und wir sind zufrieden, wenn sie wirklich, oder in der Einbildung befriedigt werden, oder wenn uns etwas zur Befriedigung derselben Hoffnung macht; wir sind unzufrieden, wo das alles nicht — oder gar das Gegentheil davon ist. Nach den Verhältnissen dessen, was diese Stimmung verursacht zu dieser und zu uns richten sich die nähern Modificationen derselben. Wir nennen dies die physische Stimmung. Ihr zufolge sagen wir, daß uns etwas angenehm oder unangenehm sey.

Wir fühlen uns zweytens vollkommen oder unvollkommen gestimmt. Dies bezieht sich mehr auf das Innerliche und Geistige. Es kommt hier darauf an, ob unsre Gemüthskräfte in Harmonie und angemessener Thätigkeit sind. Was mit den Bedürfnissen des Verstandes und des Gefühles überein kommt oder ihn widerstreitet — so wie Verstand und Gefühl selbst, in wie fern sie sich dem Ideale, welches wir von ihren Aeußerungen mit uns herum tragen nähern oder von ihm abweichen, versetzen uns in eine solche genügende oder ungenügende Stimmung, die sich als Gefühl der Harmonie im Vermögen oder der Disharmonie im Unvermögen zu erkennen gibt. Sie heiße die geistige oder ästhetische Stimmung.

Wir fühlen uns drittens gut oder schlecht gestimmt. Wir vergleichen uns mit dem Höchsten in uns, und legen uns, je nachdem wir uns ihm gleich oder ungleich erkennen, Würde oder Unwürde bey. Das Gefühl ist weniger lebhaft, aber was es ausdrückt hat mehr Gewicht, ist ernster und entscheidender. Gesin-

nung und Charakter werden hier gewogen. Wir achten oder verachten uns, je nachdem wir uns finden. Dies heißt allgemein die moralische Stimmung.

Die physische Stimmung betrachtet das Leben als etwas Genußfähiges, die ästhetische als etwas Perfectibeles, die moralische als etwas das Würde hat.

Diese Eintheilung hat ihren Grund in dem Wesen der menschlichen Natur. Der Mensch ist thierisches, geistiges und vernünftiges Wesen. Er hat körperliche, geistige und moralische Anlagen; seine Stimmung wird seyn, wie die Kraft, die sich in ihm in harmonischer oder disharmonischer Wirksamkeit findet. Es hat physische, ästhetische und sittliche Empfänglichkeit. Je nachdem etwas seinen Sinn rührt, seine irrdische Thätigkeit befördert, oder sein Denken und Fühlen in schöne Bewegung bringt, oder das Interesse der Vernunft und Freyheit darstellt, wird es ihn auch auf eine andre Weise innerlich stimmen.

In jeder Stimmung des Menschen ist etwas bleibendes. Nichts kann ihn anders afficiren, als es der Beschaffenheit seiner individuellen Natur angemessen ist. So lange diese dieselbe bleibt, wird auch das, was an ihr haftet nicht verändert werden. Aber dadurch sind nur die Grundstriche unsrer innern Welt bestimmt; und auch diese wechseln mit dem Charakter. Alles andre, Ausfüllung, Gestaltung, Farbengebung ist wandelbar. Darum ist auch der Mensch in jedem

Augenblicke anders gestimmt: denn seine Umgebungen sind anders geworden und sein Wille hat eine andre Richtung genommen.

Aus beyden, nähmlich aus dem, was in der Stimmung des Menschen bleibt und was darin wechselt bildet sich das, was wir seinen Zustand nennen. Zwar versteht man hierunter gewöhnlich alles, was um den Menschen, an und in ihm ist, seine Lage, seine Lebensverhältnisse und seine Gemüthsverfassung. Aber das Aeußere ist doch für ihn nur etwas, in wie fern es sich in seinem Innern abspiegelt, und nicht bloß erkannt, sondern auch gefühlt wird.

Der Mensch ist also immer in einem gewissen Zustande, und zwar immer in einem andern. Und dieser Zustand ist entweder ein physischer, oder ein ästhetischer, oder ein moralischer, und in der ersten Hinsicht angenehm oder unangenehm — in der zweyten vollkommen oder unvollkommen, und in der dritten gut oder schlecht. Wir fühlen uns mit Vergnügen oder Mißvergnügen, mit Wohlgefallen oder Mißfallen, mit Achtung oder Verachtung.

Jeder wünscht froh zu bleiben, sich selbst zu genügen, und sich immer achten zu können, mithin in einer guten Stimmung zu seyn. Wir werden sehen, wovon das abhängt, und wie viel wir selbst dazu vermögen.

---

## Zweytes Kapitel.

## Thätigkeit und Leiden. Das Schicksal.

In dem unmittelbaren Bewußtseyn, welches der Mensch von sich selbst hat fühlt er nur seinen Zustand. Diesen zwar so richtig und klar als möglich; denn er ist überhaupt, in wie fern man sich seiner bewußt ist, nicht mehr und nicht weniger, als man davon empfindet — aber auch, rein abgeschieden von allem Fremdem, nichts als ihn. Höchstens bleibt noch eine Spur von der Art, wie man aus dem vorhergehenden in den gegenwärtigen gekommen ist hangen. Um aber die Gegenstände, auf welche er sich bezieht und die Ursachen, die ihn hervorgebracht haben zu kennen müssen wir aus diesem Bewußtseyn heraustreten, muß sich der äußere Sinn der Weltanschauung, und der innere der Selbstanschauung öffnen, muß ein eignes Nachdenken angewandt werden, um dadurch auszumitteln, welche Anschauungen wir damit zu verknüpfen haben.

Wir wollen diese Untersuchung jetzt anstellen.

Es ist einleuchtend, daß wir hier den Menschen nicht anders nehmen können, als wie er sich in gemeiner Ansicht, die wir oben, in der Einleitung, als die erste, welche er hat, ehe es noch mit ihm zur eigentlichen Speculation gekommen ist, näher charakterisirt haben.

Nach dieser Ansicht erscheint uns am Menschen Eignes und Fremdes. Vieles gehört ihm selbst an,

und vieles hat er empfangen, sey es von außer her, oder durch die ursprüngliche Ausstattung seiner Natur. Darum unterscheidet er in sich Leiden und Thätigkeit. Gegen das, was er empfängt verhält er sich leidend. Er hat dabey nichts zu thun, als es in sich aufzunehmen, sich ihm hinzugeben, es auf sich wirken zu lassen. Es ist ihm etwas an sich bestimmtes, das in so fern nicht von ihm abhängt. Dasselbe gilt von der ersten Einrichtung, welche er an seinem Wesen gefunden hat. Ihm selbst gehört nichts an als das, wozu er sich entschließt, was ihm nicht aufgedrungen wird, was er selbst bestimmt, was rein aus ihm hervorgeht, seine Thätigkeit.

Er thut aber manches, was er sich im Zustande des dunkeln Gefühles selbst zuschreibt, aber nicht zuschreiben sollte, weil er dazu gestoßen und getrieben wird, und hinterher selbst nicht weiß, wie er dazu gekommen ist. Es ist durch kein klares Bewußtseyn gegangen, er hat sich selbst dabey nicht gefaßt, nicht in seiner Gewalt gehabt. Er war dabey nur Instrument der Natur, daher er es sich, wenn er zur Besinnung kommt, auch nicht anrechnet.

Das Eigne läßt sich deßwegen auch bezeichnen als etwas Freyes, das wir selbst gewollt haben, wovon die Anfänge in uns lagen, und in Ansehung dessen es bey uns stand, ob es so oder anders seyn sollte, an dem unsre Thätigkeit sich fortdauernd kräftig bewies, und welches das nicht seyn würde, was es ist, wenn es dieses nicht durch uns geworden wäre.

Daß es eine solche freye Thätigkeit gebe, lehrt jeden sein Gefühl. Er ist sich unmittelbar bewußt, daß vieles schlechthin durch ihn bewirkt worden sey. Sie ist freylich in dem Einen geringer als im Andern; und es mag auch Menschen geben, die nie etwas selbst thun, die ihr ganzes Leben hindurch zum Dienste einer fremden Gewalt verdammt sind. Aber wer hat sie dazu verdammt? Haben sie es nicht selbst gethan, und damit ihre Freyheit erprobt?

Hieraus folgt von selbst, daß das Fremde, wogegen sich der Mensch leidend verhält ein Nothwendiges seyn müsse. Es ist nothwendig an sich: denn es steht unter einer gewissen Regel, welcher alle seine Veränderungen gehorchen, und unter welche alles gehört, was in sie eingreift so, daß nichts anders seyn und erfolgen kann, als es wirklich ist und erfolgt. Es ist nothwendig in Beziehung auf den Menschen: denn er muß es auffassen wie es ihm gegeben wird. Zwar offenbart sich darin einige Thätigkeit, daß er sich ihm hingibt, seine Wirkungen annimmt. Er könnte sich ihm auch widersetzen, es von sich abwehren, sich seinem Eindrucke verschließen. Aber nicht zu gedenken, daß es sich ihm oft mit Gewalt aufdringt, muß er ihm doch, wenn er seine Empfindung dafür geöffnet hat, vorläufig seine Natur lassen.

Hierin hat es seinen Grund, daß wir uns von der Welt unterscheiden, und uns ihr, gleichsam Gewalt gegen Gewalt, gegen über stellen. Es ist das Freye und Nothwendige, was wir hier einander entgegen setzen, wovon jenes zum eignen Bewußtseyn er-

wacht, und sich auch des Andern bewußt wird, dieses aber nur in einem fremden Bewußtseyn erscheint.

Das Bewußtseyn wird sich in seinen äußersten Gränzen, wo es nähmlich am weitesten von der Einheit des Ichs absteht, in Selbstanschauung und Weltanschauung zerlegen. Jene wird uns unsre freye Thätigkeit, und diese das Fremde und Nothwendige offenbaren.

Die Handlungen andrer Menschen geben sich uns unmittelbar allein in ihren Folgen zu erkennen. Die darin bewiesene innere Thätigkeit wird nur mittelbar, durch Schlüsse, daraus vernommen. Wir erfahren sie in der Weltanschauung, und darum rechnen wir sie zu dem Nothwendigen. Wir werden ihrer inne indem wir selbst leiden.

Kehren wir nun zurück zu dem, wovon wir ausgegangen sind, zu unserm Zustande: so ergiebt sich, daß er entweder durch uns selbst, thätig und frey, oder durch etwas anders, nothwendig und, von unsrer Seite, leidend — oder endlich durch beydes zugleich bestimmt seyn könne, so daß wir ihn zum Theile selbst bewirkt, und zum Theile irgend anderswo her empfangen haben. Dieses Letztere verdient indeß hier nicht weiter bemerkt zu werden; weil wir für unsre Absicht beydes von einander absondern, und als zwey verschiedene Ganze betrachten können, von denen das eine durch uns selbst, das andre durch das Fremde entstanden ist.

Die Beobachtung bezeugt, daß es nicht bloß so seyn könne, sondern wirklich so sey. Es gibt Stim-

mungen, welche wir allein uns selbst zuschreiben, einen Mißmuth, worin wir uns selbst anklagen, eine Disharmonie, worin wir mit uns selbst unzufrieden sind, und einen Unwillen, worin wir uns selbst verachten, ein Gefühl des Wohlseyns, worin wir uns über uns selbst freuen — der Befriedigung, worin wir unser Inneres mit Wohlgefallen anschauen — und der Würde, worin wir uns selbst ehren und erheben.

Eben so gibt es auf der andern Seite einen Schmerz, eine Traurigkeit, einen Unmuth, einen Aerger, eine Verstimmung, ein Gefühl der Unvollkommenheit, der Demüthigung und Herabsetzung, wovon wir die Schuld der Natur, unserm Körper und andern Menschen beymessen; so wie eine Heiterkeit, eine Freude, eine Billigung, ein Gefühl der Vollkommenheit und Vortrefflichkeit, die wir mit Wohlgefallen auf unsre Lage in der Welt beziehen, und wobey wir diese zu erhalten streben.

Nicht weniger gibt es Stimmungen, deren Ursachen wir zwar zunächst außer uns suchen, aber uns doch auch zugleich vorwerfen, entweder daß wir das Aeußere, was so auf uns wirkte nicht verändert, oder daß wir unser Inneres nicht in eine andre Verfassung gebracht, daß wir uns von unsrer Stimmung haben überwältigen lassen, da wir sie doch wenigstens modificiren konnten.

Ist unser Zustand durch etwas Aeußeres bestimmt: so erscheint uns dieses Aeußere, wenn wir darüber reflectiren, nicht allein als etwas Selbstständiges, sondern auch als etwas, das in einem nothwendigen und unzertrennlichen Zusammenhange steht, gewissen unver-

änderlichen Gesetzen unterworfen ist, worin immer das Eine das Andre herbeyführt, begränzt, ordnet und an seine Stelle bringt, das Eine unvermeidlich so ist, wie es ist, weil ein Andres das ihm vorherging, so war, und weil ein Drittes, das aus ihm erfolgen wird, so seyn soll. Dies ist es, was wir das Schicksal nennen.

Das Schicksal ist demnach die nothwendige Ordnung der Welt, die Verkettung ihrer Gegenstände und Erscheinungen, in wie fern sie sich auf unser Inneres bezieht, darin gewisse Veränderung hervorbringt, unsern Zustand bestimmt, und Gefühle in uns wechseln läßt. Und wer kann läugnen, daß ein großer Theil unsers Lebens, unsers Friedens und Unfriedens, unsers Glückes und Elendes, unsrer Erhebung und Erniedrigung ihm anheim falle.

Es kündigt sich an als Gewalt. Keiner vermag etwas an ihm. So weit das Gebieth des Schicksales reicht; ist der Mensch ein Sclave, herrscht eine Nothwendigkeit, vor welcher alles sich beugen muß, verschwindet alle Spur von Würde, sinkt die Freyheit zu einem nichtigen Traume herab, wird alles der Verfügung eines Aeußern unterworfen.

Es kündigt sich ferner an, als etwas in sich vollkommen Bestimmtes. Zwar findet der Mensch nur die Bruchstücke, aber er ahndet doch das Band, welches sie zusammenhält.

Es kündigt sich endlich an als der Vereinigungspunct des Zusammenwirkens mehrerer Kräfte. Mechanische, organische und freye Menschenkraft strömen in

ihm zusammen, ziehen sich an und stoßen sich zurück, wirken vielseitig in einander und beschränken sich durch einander. Aber zuletzt verbindet sich alles, um als Naturkraft auf das Gemüth einzudringen. Unser Schicksal ist das Resultat der Weltverbindungen, der Veränderungen unsrer Körperbeschaffenheit und der Einwirkung andrer Menschen. Wir handeln auf alles, und leiden von allem. Wo die Freyheit aufhört, fallen wir unter die Gewalt des Schicksales.

---

## Drittes Kapitel.
## Doppelte Wirkungsart des Schicksales.

---

Ein Theil unsers Lebens und unsrer innern Zustände ist durch das Schicksal unvermeidlich und unabänderlich bestimmt. Die Größe desselben ist bey verschiedenen Menschen verschieden, wie das Maß der Thätigkeit und des Leidens. Je mehr und fester jemand auf sich selbst ruht, je freyer er sich selbst entschließt, je zuverlässiger und kräftiger er aus sich selbst herauswirkt: desto weniger Schicksal ist in seinem Leben, desto mehr hängt seine jedesmalige Stimmung von ihm ab. Je träger jemand

dahin träumt, je weniger er sich selbst begreift und fest hält, je mehr er auf sich wirken, sich vom Aeußern treiben und leiten läßt: desto härter fühlt er die Gewalt der Nothwendigkeit, desto mehr findet er in sich, das er tragen muß, so tief es ihn auch empört, so heftig es ihn erschüttert, weil er es nicht ändern kann.

Der Grad unsrer Thätigkeit hängt, so viel wir jetzt noch von der Sache einsehen, von uns selbst ab. Manchem wird zwar ein regerer Trieb zum Wirken angeboren, oder durch die Umstände, in denen er sich befindet angewöhnt; aber eines Theils leidet dieser doch nicht zu dem reinen und freyen Wirken, wodurch man der Herrschaft des Schicksales los wird; andern Theils vermögen wir darin, auch bey den ungünstigsten Umständen, alles über uns. Jeder hat so viel Thätigkeit, als er Willen hat. Der Wille ist selbst nichts anders als diese Thätigkeit. Er wird nicht angeboren; man muß ihn in sich wecken. Nur daraus, daß man sich in sich selbst ermannt und stark wird, geht der große, edle Mensch hervor. Wer dies versäumt bleibt ewig schlecht. Willenlosigkeit ist das Prinzip aller Verkehrtheit.

Dem Schicksale ganz zu entkommen wird keinem gelingen. Wir sind endliche Wesen, und das Endliche an uns spricht sich als Schicksal aus. Das Leiden läßt sich von unsrer Thätigkeit nicht trennen; darum wird an unsrer Stimmung immer etwas nothwendig bestimmt bleiben. Die innere Welt verliert sich in der äußern, oder vielmehr sie erwacht durch diese ins Leben; darum muß nicht allein vieles, sondern auch das Meiste an uns unter fremder Gewalt stehen.

Aber es hat doch Menschen gegeben, die es darin weit gebracht haben, die, wo sie, äußerlich sich fügen mußten, mit einer Energie auf ihr Inneres wirkten, durch welche ihre Stimmung gerettet wurde. Auf der andern Seite hat es auch nicht an solchen gefehlt, bey denen das Schicksal, nicht zufrieden sein volles Recht zu behaupten, dieses noch weit über seine natürlichen Gränzen ausdehnte, die ihm mit ihrem ganzen Leben anheim fielen, nichts waren was sie durch dasselbe wurden, nichts dachten und verrichteten, als was ihnen dieses eingegeben hatte.

Man kann wohl von dem größten Theile der Menschen behaupten, daß sie nie aus dem Gebiethe des Schicksales treten.

Mit Zuverlässigkeit läßt sich die sittliche Würde eines Menschen schließen, aus der Weite, in welcher er sich über das Schicksal hinaufgedrungen hat — so wie seine Unwürde aus der Menge dessen, was in seinem Leben noch Schicksal ist.

Nicht auf gleiche Weise setzt das Schicksal seine Gewalt durch. Es wechselt damit, sowohl nach der Beschaffenheit der Subjecte, als auch der Umstände in denen es sich offenbart, bey denselben Menschen zu verschiedenen Zeiten; indem es bald unmittelbar bald mittelbar wirkt.

Unmittelbar wirkt das Schicksal, wenn es den Menschen gerade zu angreift, physische Kräfte gegen ihn kehrt, durch äußere Umstände gewisse Stimmungen in ihm hervorbringt, durch Armuth ihn beugt, durch Kränkungen ihn erbittert, durch Verluste ihn betrübt,

durch körperliche Schmerzen ihm hart wird, oder ihn durch Ehre und Ueberfluß, durch Befriedigung seiner Wünsche, Erfüllung seiner Hoffnungen und ein süßes Gefühl seines Wohlbefindens erfreut, — oder wenn es aus der Einrichtung seiner Natur und seiner Lage in der Welt solche Ereignisse entwickelt, die ihm günstig oder ungünstig sind, ihn erheben oder niederschlagen, ihn froh oder traurig machen.

Mittelbar wirkt es auf den Menschen, indem es sich seiner eignen Kräfte bedient, Bewegungen, Gedanken und Begierden in ihm weckt, woraus angenehme oder unangenehme Stimmungen hervorgehen. Es ist im Grunde dieselbe Art zu verfahren, es sind dieselben Stoffe und Veränderungen, womit es auch hier auf ihn eindringt; nur daß es ihm hier nicht direct ankommen kann, sich ihm erst auf eine andre Weise mittheilen, mit seinem Leben vermischen, und die Form desselben annehmen muß, ehe es zur Stimmung wird.

So regt es Triebe ihn ihm an. Diese leiten ihn unwiderstehlich zu gewissen Handlungen, die nicht allein selbst Eindrücke in sein Inneres machen, sondern auch äußere Veränderungen verursachen, die dieses Innere von neuem in eine andre Verfassung bringen. So gibt es, durch ursprüngliche Anlagen, seinem Geiste gewisse Richtungen, oder nährt, durch seine Lage in der Welt, gewisse Vorstellungs- und Denkweisen in ihm, wodurch seine individuellen Meynungen gebildet werden, welche die wieder auf eine doppelte Art an seinem Zustande gestalten; einmal durch frohe oder traurige, nie-

derschlagende oder hoffnungsvolle Ansichten, die sie ihm gewähren; dann durch die Handlungsweisen, die sie erzeugen, und durch das, was diese in der Welt ausrichten.

Hier ist es, wo das Schicksal am meisten verkannt wird und wo die Menschen am willigsten an seinem Joche ziehen, weil sie nicht wissen daß sie Sclaven sind. Sie fühlen ihre Kräfte angeregt, sie sehen etwas durch sie entstehen, sie sind sich bewußt, daß jene wohl eine andre Richtung hätte nehmen, dieses wohl eine andre Gestalt hätte gewinnen können. Darum meynen sie, alles habe nur von ihnen abgehangen. Darum merken sie nicht, daß das Schicksal von allem die erste Triebfeder war. Durch geheime und verwickelte Vorkehrungen briugt es sein Werk zu Stande, es hüllt sich gewandt in die verborgensten Bewegungen ein, darum glauben sie, sie hätten alles selbst gethan. Nur die hinterher angestellte ruhigere und vielseitigere Reflexion offenbart die Täuschung.

Bey gemeinen und trägen Menschen muß das Schicksal wohl das Meiste durch äußere Kräfte und die Beschaffenheit ihres Körpers zu Stande bringen. Nicht als ob es ihretwegen in dieser Hinsicht mannichfachere und größere Veranstaltungen träfe. Es scheint hierin vielmehr nach gar keinen, oder doch nach ganz andern Grundsätzen zu verfahren. Aber es ist umsonst, daß es ihn eignes Leben anzuregen sucht. Ihre Stupidität hat sie verhärtet; sie sind weder zu reitzen noch in Bewegung zu bringen; ihre Stimmung haftet an dem, was ohne ihr Zuthun vorhanden ist. In so fern stehen sie

mit dem Schicksale am besten. Sie empfinden zwar seine Härte nicht weniger; die Welt hat im Gegentheil mehr Gewalt an ihnen, je leerer und kraftloser sie selbst sind. Aber es besitzt nicht so viele Mittel gegen sie, und kann sie nicht so mißbrauchen.

Aber auch in seinen mittelbaren Wirkungen macht es noch einigen Unterschied. Des Einen versichert es sich mehr durch den Trieb, des andern mehr durch den Verstand. Je nachdem das materielle oder das geistige Prinzip in einem Menschen vorherrscht: je nachdem behandelt es ihn auch auf verschiedene Art, oder erfährt er seine Eindrücke auf eine andre Art, entsteht ihm daraus eine andre Stimmung. Mit rohen und weichlichen Menschen muß es alles durch den Instinct erlangen; bey empfindsamen muß es mehr auf die Verarbeitung des Gefühles vertrauen; bey denen, in welchen der Gedanke Gewalt bekommen hat, wendet es sich an die besonnene Begierde; in andern weiß es so gar die Vernunft zu bestechen und spricht sich in Systemen und Grundsätzen aus. Zarte und empfängliche Gemüther darf es nur flüchtig und auf der Oberfläche berühren, bey ernsten und gesetzten Menschen muß es mehr in die Tiefe dringen. Wo viel Leiden ist, muß es sich härterer Anfälle bedienen, wenn es durch Vermittelung etwas erlangen will; bey leichter und regsamer natürlicher Thätigkeit darf es nur den geringsten Reitz anwenden, um seinen Zweck zu erreichen. Bey solchen, in denen das Prinzip der Freyheit stark geworden ist, wird es wenig vermögen. Am besten wird es ihm hier noch

durch unvermerkte Umstimmung der Ueberzeugung und durch feinere Gefühle gelingen.

Je edler die Bedürfnisse sind, welche das Schicksal anregt, je mehr es sich der Thätigkeit und des Denkens bedient: desto größer und täuschender ist der Schein der Freyheit.

---

## Viertes Kapitel.

## Einfluß des Schicksales in unsern physischen Zustand.

---

Um den Einfluß des Schicksales vollständig zu ermessen, müssen wir mit unserm physischen Zustande anfangen. Etwas Aeußeres verursacht uns Schmerzen oder Vergnügen, wir sind traurig oder froh, besorgt oder ruhig. gut oder schlimm gelaunt, verdrießlich oder heiter, fühlen uns im Gleichgewichte oder in Bewegung, fürchten oder hoffen. Dieses, nebst den Gründen, die davon in unsrer weltlichen Lage liegen, macht unsern physischen Zustand aus.

Dieser hängt zuvörderst ab von unserm Körper. Eine glückliche Harmonie seiner sämmtlichen Kräfte, weise Proportion seiner Bestandtheile und ein angemes-

senes Verhältniß derselben zu einander und zur Bestimmung eines organischen Ganzen — das, was wir seine Gesundheit nennen — leichte Beweglichkeit seiner Glieder und Taugligkeit derselben zu den Absichten, deren Erreichung durch denselben wir uns vorsetzen mögen, werden uns in einen Zustand versetzen, welchen wir als erwünscht preisen; das Gegentheil in einen solchen, der uns zuwieder ist.

Durch unsern Körper ist auch größten Theils bestimmt, was in der Welt von uns gethan werden wird, in welche Verbindungen wir einst kommen, und wie die Dinge, welche uns umgeben auf uns wirken werden. In einer kränklichen, widernatürlichen, zerrütteten Verfassung desselben werden wir auch des Besten nicht froh seyn können. Das Schwere wird uns leicht, das Harte erträglich, das Bittere oft süß, wenn er sich wohl befindet.

Unser physischer Zustand hängt zweytens ab von den Gegenständen, welche zu uns in irgend einem Verhältnisse stehen, und von der Beschaffenheit dieses Verhältnisses. Mancher können wir gar nicht entbehren; wir sind elend wenn wir uns von ihnen entblößt sehen, daher besorgt um ihren Besitz, ihre Erhaltung und Vermehrung. Andre haben uns die Verbindungen, worin wir mit Menschen stehen, die gesellschaftliche Verfassung und die daran geknüpften Bedingungen, Meynungen und Vorurtheile zum Bedürfniß gemacht. Sie müssen uns auf eine gewisse Weise angehören, wann wir uns behaupten sollen. Noch andre beziehen sich auf unser Vergnügen, dienen dazu unsre Kräfte in ordnungsvolle

Thätigkeit zu setzen, vor Erschlaffung zu bewahren, und die Leere und Gleichgültigkeit, welche diese zu begleiten pflegen, von uns abzuwehren. In Ansehung aller dieser haben wir Wünsche, und die Befriedigung oder Nichtbefriedigung derselben, nicht weniger die Art, wie uns die eine oder andre widerfährt verändert unsern Zustand. Wir sind glücklich im Besitze, unglücklich im Entbehren, traurig über erlittene Verluste, froh über erlangten Zuwachs, fürchten, was uns bedroht, und hoffen zu dem, was uns Erfüllung verheißt.

Wir streben, gewisse Dinge uns zu eigen zu machen, oder von uns zu entfernen. In der Natur der Gegenstände liegt etwas, das uns begünstigen muß, wenn es uns damit gelingen soll. Und dieses Gelingen, bloß als beförderte Kraftäußerung, als Erweiterung und Verbreitung unsers Lebens, — und das Fehlschlagen, die Verwirrung und Vereitlung unsrer Pläne, das vergebliche Ringen mit Hindernissen, bloß als gehemmte Thätigkeit betrachtet, wie viel enthält es für unsern Zustand?

Andre Dinge verursachen uns Schmerz oder Vergnügen allein durch ihr Daseyn, durch ihr Einwirken in unsern Körper oder in unsern Verstand.

Drittens hängt unser physischer Zustand ab von den Menschen, mit denen wir zusammentreffen. Sie hägen Meynungen von uns, welche uns nicht gleichgültig sind. Sie erkennen an uns Vorzüge; übersehen sie, oder bürden uns Fehler auf. Sie achten uns, schätzen uns gering, oder behandeln uns gar mit entschiedener Verachtung. Es macht uns Vergnügen von

ihnen wohl — und erweckt unsern Unmuth, übel gelitten zu seyn. Wir freuen uns ihrer Theilnahme, ihrer Herzlichkeit und ihres Wohlwollens, uns kränkt ihre Kälte, ihre Zurücksetzung, ihre Verschlossenheit und ihr Egoismus. Ihre Liebe macht uns glücklich, und ihr Haß verbittert nns das Leben.

Noch mehr Einfluß hat die thätige Erweisung dieser Gesinnungen in unsre Stimmung. Der Mensch wirkt auf alles andre, und je nachdem er es mit uns meynt, kann er vieles zu unserm Schaden verderben, oder zu unserm Nutzen verbessern, vieles uns entreißen, beschädigen, entstellen und uns hindern uns seines Besitzes zu freuen, vieles uns geben, erleichtern, schöner und genußvoller machen. Menschen können uns beleidigen, zurücksetzen, demüthigen, bedrohen und mißhandeln; sie können uns ehren, erheben, beschützen, helfen und auszeichnen. Durch das alles haben sie Gewalt über unsre Stimmung.

Wer sieht aber nicht ein, wie viel an dem allem das Schicksal vermöge, und wie verbreitet und mächtig daher sein Einfluß in unsern physischen Zustand sey?

Wir verderben freylich oft selbst unsern Körper durch eine unregelmäßige Lebensart, ersticken durch Unthätigkeit und Verwahrlosung seine guten Anlagen, halten durch einseitige Bildung seine vollständige Entwickelung auf. Aber wie oft haben wir nicht auch die Natur anzuklagen, daß sie eine fehlerhafte Disposition in ihn legte, ihn in verkehrtem Verhältnisse seiner Lebenswerkzeuge und Kräfte entstehen lies, ihn in-

nerlich verrenkte oder äußerlich verkrüppelte und ihn dadurch zu unzählbaren bittern Empfindungen, verstimmenden Verrichtungen und Untauglichkeiten zu solchen Unternehmungen, von denen die Zufriedenheit abhängt verdammte? Wie oft pflanzt sie in ihn den Keim heftiger, unbezwinglicher Leidenschaften, welche das ganze Leben in Verwirrung bringen, und es nie zur Ruhe kommen lassen; wie oft gab sie ihm eine Empfindlichkeit und Reitzbarkeit, welche durch das geringste angeregt mit vielen Freuden noch mehr Schmerzen verursachen!

Und wie ist es mit dem Verhältnisse, worin äußere Dinge zu uns stehen? Sind sie nicht meist ohne unser Zuthun durch fremde Gewalt darin gekommen? Wir werden in Armuth oder Reichthum geboren, und die Meisten bleiben in dem Stande, für welchen sie ihre Geburt bestimmte. Tritt ja einer aus ihm heraus, indem er sich über ihn erhebt, oder unter ihn herabsinkt: so hat er dies größten Theils wieder den günstigen oder feindseligen Gesinnungen des Glückes zu verdanken, den herrlichen Talenten womit es ihn ausstattete, dem Zusammentreffen der Umstände, die eine ausgezeichnete Entwickelung derselben beförderten, oder ihm, auch ohne sie, die glänzende Bahn eröffneten; — im entgegengesetzten Falle seiner Geistesarmuth, Verwahrlosung und widrigen Verbindungen, welche ihn bey aller Anstrengung zu Grunde richten müssen.

Das Schicksal verfolgt den Menschen, und kommt ihm entgegen. Die meisten Verluste, über die er

trauert sind seine Beraubungen; die meisten Störungen, welche ihn verdrießen, sind von ihm veranlaßt; die meisten Hindernisse, über welche er unwillig wird, hat es ihm in den Weg gewälzt; die meisten Unfälle, welche er in der Zukunft fürchtet, gehen aus gewissen Verkettungen des Schicksales hervor. Fast immer hat ihm das Schicksal den Besitz zugeworfen, über welchen er sich freut, den guten Fortgang seiner Geschäfte eingeleitet, den er mit so vielem Vergnügen betrachtet, die Leichtigkeit veranstaltet, womit sich ihm alles fügt, das Ereigniß angeordnet, auf welches er hoffnungsvoll hinsieht. Wornach er verlangt und was er abzuwehren strebt gehört in den großen, festen Zusammenhang der Dinge, aus welchem es ihm nur selten gelingt etwas herauszureißen.

Was endlich die Menschen angeht, mit denen er lebt, und von denen ihm Angenehmes und Unangenehmes widerfährt: so ist es einleuchtend, daß er auch hierüber nur in sehr wenigen Fällen gebiethen könne. Seine eigentlichen Freunde wählt er sich freylich selbst, und doch ist er auch schon in dieser Wahl sehr beschränkt, nöthigen ihn oft dringende Umstände, sich an solche anzuschließen, die seinem Herzen gleichgültig oder gar zuwider sind. Aber welche Menschen ihn, bey seinem ersten Eintritte in die Welt, empfangen, welche ihn erziehen, ins Leben einführen, mit welchen er in Verkehr treten, bei welchen er Achtung, Vertrauen und Liebe finden soll, und welche ihn hassen und anfeinden werden, darüber ist das Vornehmste, ohne Rücksicht auf seine Einwilligung, vom Schicksale verfügt.

Es ist indeß nach dem Vorhergehenden doch nicht alles am Menschen Leiden und Nothwendigkeit. Mit freyer Thätigkeit kann er vieles wirken, viele Einrichtungen des Schicksales verändern, vielem eine andre Gestalt geben, vieles zu sich in ein andres Verhältniß bringen. Er kann den schwächlichen Körper schonen, den weichlichen abhärten, den trägen ungeschmeidigen und unbeholfenen üben, dem einseitig gebildeten mannichfaltigere Richtungen geben, vernachlässigte Kräfte entwickeln, die fehlerhaften Tendenzen derselben verbessern, seine Lage verschönern, das Widrige zu etwas Erfreulichem verarbeiten, sich Vermögen und Ansehen erwerben, Verluste verhüten, und erlittene wieder ersetzen, durch ein vorsichtiges, kluges Benehmen dem drohenden Unfalle zuvorkommen, sich den Menschen gefällig machen, durch bescheidenes, wohlwollendes und ehrenwehrtes Verhalten sich ihre Liebe erwerben, durch Güte ihren Haß versöhnen, durch Freundlichkeit ihren rauhen Sinn mildern, und auf mehr als Eine Art zur Verfeinerung und Veredlung und ihrer Denkungsart, zur Besänftigung ihrer Leidenschaften beytragen.

Aber diese Thätigkeit ist doch auch großen Einschränkungen unterworfen. Zugegeben, daß der Mensch innerlich frey sey, sich zu allem bestimmen könne: so ist er doch äußerlich sehr gebunden, kann das Wenigste von dem ausführen, was er will. Fremde Kräfte, welche ihm oft zu mächtig sind, streiten gegen ihn; harte, träge Stoffe weigern sich, die Bildung anzunehmen, welche er ihnen ertheilen möchte. So findet er überall Widerstand. Wie oft und wie stark, wo und unter

welchen Umständen ihm dieser begegnen werde, darüber entscheidet wieder das Schicksal. Er hat daher nur so viel Thätigkeit, als dieses ihm vergönnt.

Gelingt es ihm auch mit seinem Wirken in das Gebieth der Materie einzudringen, und darin zu gestalten: so ist es doch nicht genug, daß er die Kräfte der nächsten Massen besiegt habe; durch sie soll er auch die entferntern überwältigen — und dazu sind sie oft zu schwach. Sein Thun muß, um zum Zwecke zu kommen, durch eine Reihe von Gegenständen hindurchgehen, und den Einen durch den andern bestimmen. Wenige Dinge erreicht er unmittelbar. Der Erfolg bleibt daher immer noch in der Gewalt des Schicksales. Die besten Mittel, deren er sich bedienen kann reichen oft zu seiner Absicht nicht hin, oder werden durch Umstände unkräftig gemacht, über welche er nicht Herr ist.

Dazu kommt noch, daß die Thätigkeit selbst, durch welche wir an der Außenwelt formen, selten rein und frey, die lautere Offenbarung unsers Selbstes ist. In den meisten Fällen liegen ihre ersten Anfänge, und mit ihnen die ganze bestimmende und bewegende Kraft derselben in der Außenwelt. Diese hat sich im Grunde, nur durch uns, nach eignen Gesetzen selbst gestaltet. Die gegenwärtige Beschaffenheit unsers Körpers enthält die Disposition zu gewissen Trieben oder Ansichten. Sie entwickelt sich; wir vergessen uns; und jene reißen uns fort zum Handeln, diese bestimmen unsre Meynungen, und mittelbar unser Thun. Oder es ist in den Umständen etwas, was diese Gedanken und Begierden aufweckt, welche uns, weil wir uns gerade in der an-

gemessenen Verfassung befinden, in das Feuer der Leidenschaft jagen, wo alle Bestimmung und Ueberlegung aufhört; oder einen Begriff in ein so blendendes Licht stellen, daß seine Evidenz sich selbst zur Maxime bildet. So gehorchen wir also auch hier dem Willen des Schicksales.

Es bleibt noch Eine Aussicht, uns vor dem Schicksale zu retten. Wenn nähmlich auch der größte Theil dessen, was von außen her, zur Erzeugung einer gewissen Stimmung, in uns hineinwirkt, unter dem Schicksale steht: so ist dieses es doch nicht allein, was die ganze Stimmung in uns hervorbringt. Sie könnte uns nicht angehören, wenn sie sich nicht auf uns bezöge, aus dem Unsrigen etwas herausnähme, und sich vermittels desselben uns aneignete. Dasselbe macht nicht zu verschiedenen Zeiten dieselbe Eindrücke. Es kommt darauf an, welche *Empfänglichkeit* wir gerade dafür haben, und wie wir uns dagegen *benehmen*. Die *Empfänglichkeit* hängt zwar größten Theils von der vorhergehenden Stimmung, aber das *Benehmen* doch auch von uns ab; und durch dasselbe können wir nicht selten auch jene verändern. Wir können auf unsern innern Menschen wirken, unsre Gedanken von etwas ab- und auf etwas anders hinlenken, an Vorstellungen einen Theil verdunkeln und einen andern erhellen, oder eine freundliche Erinnerung auf sie fallen lassen, welche sie mit in ihr Licht hineinzieht. Wir können uns, durch weise Lebensthätigkeit und weisen Lebensgenuß, in eine gewisse heitere Totalstimmung

versetzen, in welcher das Widrige weniger Gewalt an uns hat.

Das alles ist zwar nicht zu verkennen; aber eben so wenig kann geläugnet werden, daß wir uns auch hierin sehr beschränkt fühlen, so wohl durch die Anlagen unsers Körpers und Geistes, als durch die Empfindungsweise, an welche wir in den frühesten Jahren gewöhnt wurden, und durch die Schicksale, die einen bleibenden Gemüthszustand erzeugten. In dem allein gehorchen wir wieder dem Schicksale. Auch können gewisse Schmerzen so anhaltend und heftig werden, so tief in unserm Leben wühlen, oder das Herz an so vielen Seiten angreifen, daß die stärkste Seele unterliegt, die kaltblütigste Ruhe sich nicht mehr behauptet, die höchste Kraft des Gedankens sich angehalten und angezogen fühlt, und nicht mehr im Stande ist, sich auf etwas andres zu richten.

---

## Fünftes Kapitel.

## Einfluß des Schicksales in unsern geistigen Zustand.

---

Der geistige Zustand eines Menschen begreift die Art, wie die Bedürfnisse seines geistigen Lebens befriedigt oder nicht befriedigt werden, den Grad der Vollkommenheit, den die Kräfte desselben erlangt haben, und der, davon abhangenden Fähigkeit, sich, bey der Entbehrung des Aeußern, in sich selbst zu genügen, mit Wohlgefallen seiner, über das Körperliche erhabenen Existenz inne zu werden. Zu ihm gehören auch die Einsichten, welche er sich erworben, die Ueberzeugungen, welche sich in ihm gebildet haben; jene in Ansehung ihrer Menge, Klarheit, Uebereinstimmung und Gründlichkeit; diese in Ansehung in Wahrheit und Würde.

Je roher, träger, schwächer, einseitiger der Geist eines Menschen, je abergläubiger, dunkler und vorurtheilsvoller sein Verstand, je ungeschickter und beschränkter der Gebrauch desselben, je verworrener, unzusammenhängender und geringer seine Kenntnisse, je kleiner das Vermögen, von ihnen Gebrauch zu machen, je stumpfer, sinnlicher oder weichlicher das Gefühl, je irriger der Geschmack, je thierischer, wilder, ausschweifender und regellos heftiger seine Begierden, je inhumaner sein Betragen: desto schlechter und bedauernswürdiger sein geistiger Zustand. Er ist aber um so vortreffli-

cher, je vielseitiger und glücklicher Verstand, Gefühl und Begierde sich entwickelt haben, je kräftiger, gewandter, freyer und harmonischer sie wirken, je größer der Reichthum, die Deutlichkeit, Gründlichkeit und Wahrheit seiner Kenntnisse und Grundsätze; je edler und geläuteter sein Geschmack, je einnehmender und gefälliger sein Betragen, je empfänglicher er für den Genuß des Geistigen ist, je mehr er sich dieses Genusses freut, je mehr Nahrung er für ihn findet, je mehr sich ihm die Materie in Form verklärt hat.

Reiner Sinn für das Wahre, Schöne und Herrliche, kräftige Bildung seiner sämmtlichen Anlagen, stille und fröhliche Harmonie in ihrem Zusammenwirken, Freyheit, Schärfe und Uebereinstimmung im Denken, Feinheit und Tiefe im Empfinden, Ruhm und Einheit, verbunden mit Energie und Mannichfaltigkeit, im Streben sind die Züge zu dem Ideale des besten geistigen Zustandes.

Diesem Ideale sich zu nähern liegt ein geheimes, nur selten richtig gefaßtes Sehnen in unsrer Natur. Es ist das geistige Leben, welches sich, wie das körperliche zu entfalten, auszubreiten und zu begründen strebt. Je mehr es uns damit gelungen ist: desto mehr finden wir in uns selbst, desto reicher und schöner entwickelt sich die innere Welt, desto befriedigter fühlen wir uns in ihrem Anschauen.

Aber auch hier hat das Schicksal große Gewalt im Geben und Versagen. Die meisten werden nur das, was dieses sie werden läßt, empfangen aus seinen Händen alle Bildung, welche ihnen zu Theil wird. Wenige

erweitern sich aus sich selbst heraus, und noch wenigere haben sich, unter seinem Drucke, im Kampfe mit ungünstigen Umständen und widrigen Ereignissen, zur freyen Geistigkeit emporgerungen. Daß in so vielen selbst jenes Sehnen bis auf die letzte Spur erstickt ist, daß so viele von geistigen Bedürfnissen gar keine Ahndung haben, ist das nicht Mißhandlung, Verderbniß und Verwüstung des Schicksales?

Wie Manches, das nicht in unsrer Gewalt ist, muß nicht zusammentreffen, wenn unser inneres Leben sich regen und muthig fortschreiten soll? Glückliche Anlagen des Geistes und Herzens, ein offener Sinn, schnelle Fassungskraft, eine lebhafte und reiche Phantasie, treffender Witz, ein freyer Verstand, ein reitzbares Gefühl, zartes Bedürfniß der Ordnung, ein mäßig feuriges Temperament, gesetzter, auf sich selbst ruhender Ernst, beharrliche Festigkeit, proportionirte Mischung aller Kräfte; ein Körper, der weder durch Schwäche den Geist in seinem Fortstreben anhalte, noch durch Verkrüppelung seine Entwickelung hindre, noch durch Verstimmung ihn unmuthig mache, der ihm, als brauchbares Werkzeug, zu allen Verrichtungen diene; eine Lage, welche ihn weder durch Armuth niederdrücke, durch Elend an das Joch des physischen Lebens schmiede, und zum Sclaven an andre, oder an seine eigne Bedürfnisse verkaufe, noch ihn durch Ueberfluß verweichliche und die emporstrebende Kraft durch sinnlichen Genuß und sinnliche Zerstreuungen gefangen halte und endlich ganz vertilge, die ihn, im Gegentheile, mit solchen Gegenständen umgebe, wodurch seine Fähigkeit gehörig

gereitzt, und in eine ihrer Entwicklung beförderliche Thätigkeit gesetzt werde, die sich von Ueberspannung, Erschlaffung und Einseitigkeit gleich weit entfernt halte, die ihn mit den Hülfsmitteln versehe, durch welche diese Entwickelung kunstmäßig beschleunigt, geregelt und geleitet werden muß, wenn sie nicht zu langsam, mangelhaft und unordentlich von Statten gehen soll; Menschen, welche von Aberglauben und Vorurtheilen frey, seine früheste Bildung besorgen, durch einen weisen und aufgeklärten Unterricht seinen Verstand erleuchten, und mit wahren und nützlichen Kenntnissen bereichern; endlich ein Zeitalter, welchem das Licht der Vernunft aufgegangen, in welchem das Bestreben, richtig, frey und groß zu denken und zu empfinden rege ist, und in welchem das Geistige Ehre und Belehrung findet; das alles sind Erfordernisse, welche zur Vervollkommnung des geistigen Zustandes eben so schwer entbehrt, als durch etwas anders ersetzt, und fast gar nicht von uns selbst erworben werden können. Wir finden sie ohne unser Zuthun bestimmt, und sind erst dann im Stande, etwas daran zu verändern, wenn es zu spät ist.

Ist es nicht Härte des Schicksales, wenn so mancher mit äußerst dürftigen Anlagen versehen ist, aus denen auch die größte Anstrengung und der ausdauerndste Fleiß nichts herauszuwickeln vermag, wenn an so manchem düstern stumpfen Kopfe der klarste Gedanke seine Evidenz, der einleuchtendste Beweis seine Schärfe, — an so manchem harten Herzen die stärkste Empfindung ihr Rührendes, — an so manchem indolenten Gemüthe der heftigste Reitz seine bewegende Kraft verliert; wenn

so manches herrliche Talent im Elende eines jammervollen Lebens untergeht, so manche glänzende Fähigkeit in der Schmach der Niedrigkeit verrostet, so mancher große Geist vergebens mit einer unglücklichen Lage ringt, und endlich vom Hunger aufgerieben wird; wenn es so vielen an aller Aufmunterung und Unterstützung fehlt, welche etwas Treffliches aus ihnen hätten machen können; wenn so viele durch die ganze Behandlungsart ihrer Erzieher verengt, zusammengedrückt, verschroben und zu schimpflicher Unwissenheit auf immer verdammt werden; wenn ganze Völker unter einem Despotismus schmachten, dem sie mit ihrer ganzen Geisteskraft den Tribut bezahlen müssen?

Das nicht allein: wie vieles wirkt von außen in den Menschen ein, wodurch er auch da, wo es ihm wirklich gelang, sich seines Geistes zu ermächtigen irre geleitet wird! Sein Geschmack, seine Grundsätze, seine Ueberzeugungen und die ganze Richtung seines Gemüthes sind nur zu einem sehr geringen Theile sein eignes Werk; das Meiste daran wird durch Umstände bestimmt, die nicht in seiner Gewalt sind. Die Meynungen, welche wir aus eigner Erfahrung auffsammeln, gelangen erst durch den Körper zu uns, und sie tragen schon die Farbe, oft sogar das Gepräge seiner Verfassung, ehe der Geist sie vernimmt. Alles, was wir aus eignem Gedankenstoffe erzeugen, oder von andern vernehmen gestaltet sich in die Stimmung unsers gegenwärtigen körperlichen Zustandes. Je nachdem dieser frey oder gebunden, gesund oder krank ist, zu finstern oder fröhlichen Ansichten die Disposition enthält, werden wir

nüchterne oder schwärmerische, niederschlagende oder erhebende, natürliche oder wunderbare, gelinde oder strenge Begriffe wahr und beyfallswürdig finden.

Nicht weniger einflußreich ist die Stimmung des Geistes selbst; sie mag nun aus seiner natürlichen Constitution, oder durch die Eindrücke, welche ihm Erziehung und Schicksale mitgetheilt haben, entstanden seyn. Der Leichtsinn, der Trübsinn und der feierliche Ernst haben jeder seinen eignen Glauben. Wie viel Gewicht erhält nicht ein Gedanke dadurch, daß wir von Jugend auf gewöhnt worden sind, ihn zu denken, daß Unterricht, Lectüre und Lebensereignisse uns verwandte Begriffe beygebracht oder dem Geiste eine Form eingedrückt haben, die ihm zusagt! Wie wichtig ist nicht die Beschaffenheit der Gegenstände, welche durch Erfahrung am häufigsten mit uns in Verbindung treten für die Bildung unsrer Einsichten, unsers Verstandes und unsers Gefühles! Wie Manches theilt sich uns von der geistigen Beschaffenheit derjenigen Menschen, mit denen wir oft umgehen mit! Und dann, die öffentliche Meynung, der Geist des Zeitalters; wie viele wagen es, sich gegen diese furchtbaren Gewalten aufzulehnen? Wer findet nicht das Moderne schön, das Allgemeingeltende, wenigstens größten Theils, wahr! Wer hätte nie unvermerkt den Einfluß des herrschenden Tones in seinen Grundsätzen, Empfindungen, Wünsche und Handlungsweisen erfahren, wenn auch nur durch eine zufällige Ideenassociation! Was wir oft sehen und hören theilt sich uns um so eher mit, je leichter wir uns dadurch andern gefällig machen können.

Wie großen Einfluß zeigen nicht ferner unsre Leidenschaften, an denen bekanntlich das Schicksal fast alles bestimmt, in unsre Ueberzeugung! Wie oft muß das wahr seyn, was sie begünstigt — das falsch was sie beeinträchtigt oder auf irgend eine Art mit ihrem Interesse streitet! Ist es etwas Seltenes, daß eine kleine Veränderung in unserm Leben eine gänzliche Revolution in unserm Gedanken-Systeme anrichtet? Wer findet hier Freyheit!

Wie einseitig oder vielseitig unsre Bildung, wie wahr oder wie falsch unsre Meynungen, wie gesund oder verdorben unser Geschmack seye, welche Kräfte und Fähigkeiten an uns vorzüglich ausgebildet und welche dagegen vernachläßigt werden, welches Vermögen unser Geist, sich frey zu bewegen und zu äußern erlangen, und in wie fern er in schmählicher Abhängigkeit vom Körper bleiben, welche ästhetische Stimmung aus dem allem in uns entstehen soll, darüber entscheidet unsre äußere Lage, und durch sie das Schicksal.

Freylich haben wir uns in Ansehung der Beschaffenheit und der Richtung unsrer Ausbildung mehr in unsrer Gewalt als in Ansehung ihrer Vollkommenheit überhaupt. Weiter als es die äußern Bedingungen gestatten können wir es in der letztern nicht bringen. Aber wir können darüber wachen, daß unsre Verbindungen in und mit der Welt uns nicht irre leiten. Wir können, wo wir nicht im Stande sind, sie selbst zu verändern, ihren Einfluß von uns abhalten, oder doch so weit einschränken, daß er dem Interesse eines gesunden Zustandes nicht entgegen sey. Wir können, durch ruhiges Selbstgefühl,

nüchterne Besonnenheit und weise Selbstbeherrschung, die Macht unsrer Empfindungsweise, der Gewohnheit, der frühern Eindrücke, der angebildeten Denkformen und der öffentlichen Meynung schwächen.

Bey genauerer Ansicht werden wir unsre Freyheit indeß auch hier sehr gering finden. Erstens wird es uns, bey aller angewandten Mühe, doch nie gelingen, uns in ein vollkommnes Gleichgewicht, und in eine ganz unbefangene Verfassung der Seele zu versetzen. Wir müßten uns dazu aller unsrer fest anhangenden Umgebungen entäußern können. Wer kann das? Unbemerkt theilt sich uns das Fremde mit, und unsre Denk- und Empfindungsweise hat die reine Stimmung schon verloren, ehe wir dessen inne werden. Zweytens hängt die Fähigkeit, uns äußern Verderbnissen zu wiedersetzen selbst wieder von Umständen ab. Keiner kann darin über das natürliche Maß dieser Fähigkeit hinausgehen. Viel kommt darauf an, wie stark oder schwach uns die Natur an sich gebunden hat. Das Meiste von dem, was wir unsrer Willkühr zuschreiben offenbart sich hinterher, als das Werk unwillkührlicher Triebe und Eindrücke. Der größte Theil der Menschen ist und bleibt ewig das, was das Schicksal aus ihm werden läßt.

---

## Sechstes Kapitel.

## Einfluß des Schicksales in unsern sittlichen Zustand.

Es ist, um die Macht und den Einfluß des Schicksales ganz zu würdigen, noch übrig in dieser Hinsicht unsern sittlichen Zustand in Erwägung zu ziehen. Wir verstehen darunter die Neigungen und Triebe unsrer Natur, in wie fern sie als bleibende Bestimmungsgründe in uns wirksam sind, unsre Gesinnungen, Maximen und Handlungen, in wie fern wir sie nach moralischen Gesetzen beurtheilen, und diese Beurtheilung eine Stimmung nach sich zieht, die sich entweder als Achtung und Verachtung offenbart.

Hier steht unser höchstes Interesse auf dem Spiele. Es soll nicht über Wohl und Weh, Vollkommenheit oder Unvollkommenheit, sondern über Würde und Unwürde, über Größe und Verwerflichkeit entschieden werden. Es ist die Rede von der Befriedigung eines Bedürfnisses, in dem wir uns über alles hoch geehrt fühlen, das unsrer Natur unvertilgbar eingepflanzt ist, das wir nie von uns zu trennen vermögen, sondern mit uns in jeden Zustand und in jede Entwickelung unsrer Existenz hinüber nehmen, während wir wohl denken können, daß alle andre einst aufhören, und von manchen so gar dieses nothwendig denken müssen.

Alles liegt uns daran gelegen, uns hier vollkommen frey zu finden. Wir leiden es, daß über unsern

physischen und geistigen Zustand anderswo her verfügt werde; aber daß unser moralischer Selbstwehrt nicht von uns abhangen, daß es in fremder Macht stehen sollte uns gut oder schlecht zu machen, uns mit ehrendem Verdienste zu krönen oder mit schwerer Schuld zu belasten, daß die billigende Freude über ein wohlvollbrachtes edles Werk und der vorwurfsvolle Verdruß über eine niederträchtige That bloß auf Täuschung, welche das in uns setzt, was außer uns sein Wesen hat, beruhe ist uns unerträglich.

Indem wir uns unsers Charakters ermächtigen, haben wir Hoffnung, noch mehrere Theile des Schicksales in unsre Gewalt zu bekommen. Denn unläugbar ist doch der Zusammenhang zwischen vielem, was uns widerfährt und unserm Benehmen. So viel wir an moralischer Freyheit verlieren, so viel geht uns auch von dem Vermögen, unsre physische und ästhetische Stimmung zu verbessern, verloren. Mit jener ist auch dieses einer gleichen unerbittlichen Nothwendigkeit unterworfen.

In unsern moralischen Angelegenheiten scheint überdem die Macht des Schicksales am meisten beschränkt, unsre freye Thätigkeit am festesten begründet zu seyn. Wenn wir auch in den übrigen dem Schicksale ein grosses Ansehen einräumen, und ihm den bedeutendsten Theil dessen, was uns widerfährt, willig zuschreiben: so ist es doch, als ob wir gezwungen wären, bei sittlichem Wohlverhalten und sittlichen Vergehungen unsre Billigung und unsre Anklage gegen uns selbst zu richten, als ob wir Verdienst und Schuld gar nicht von uns trennen könnten. Darauf beruht es auch, daß sich unsre Stim-

mung in dieser Hinsicht als Achtung oder Verachtung ausspricht. Beyde deuten auf etwas Selbstbewirktes hin.

Bei näherer Prüfung zeigt sich indeß, daß das Schicksal auch hier nichts von seinem Vermögen und seinen Rechten an uns nachlasse. Denn zuvörderst hängt unser moralischer Charakter in vielen Stücken von dem Grade und der Beschaffenheit unsrer Bildung ab, und fällt mit dieser dem Schicksale anheim. Das Aeußere desselben, seine Roheit und Milde, sein Ernst und seine Humanität, seine Kraft und seine Schwäche, seine Festigkeit und seine Weichheit, seine einladende, herablassende und schonende Freundlichkeit und sein finstres, verschlossenes, zurückstoßendes Wesen, die Verstandesaufklärung und die Anmuth des Betragens, so wie die Irrthümer und die harten Sitten, worin er sich offenbart, sind bestimmt durch das Maß und die Form, in welchen sich die übrigen Kräfte des Geistes entwickelt haben. Manche Erscheinungen seiner innern Güte, manche thätige Erweisungen seiner Pflichtliebe finden sich durch die Beschaffenheit des geistigen Zustandes unterstützt und gefördert, manche andre zurückgehalten und gehindert. Die Handlungen richten sich nach der Einsicht; je nachdem diese richtig oder fehlerhaft, lebhaft oder schwach, klar oder dunkel ist, werden jene mit dem Gesetze übereinstimmen oder nicht, leicht oder schwer erfolgen, die Regel bestimmt oder schwankend ausdrücken. Zu der geistigen Stimmung gehört auch das moralische Gefühl, welches in derselben entweder unterdrückt, geschwächt, verdorben und verfälscht, oder hervorgebildet, gestärkt, verfeinert und berichtigt ist. Auch dies

kann nicht ohne bedeutende Folgen für den Charakter bleiben.

Der moralische Charakter ist zweytens sehr abhängig von den natürlichen Anlagen des Geistes und Herzens, und in wie fern diese durch den Körper bestimmt sind, auch von dem letztern. Weichherzigkeit und Härte, Anmaßung und Schüchternheit, Trotz und Nachgiebigkeit, Stolz und Bescheidenheit, Selbstgefühl und Mißtrauen, Schwäche und Kraft, Gehaltlosigkeit und Fülle, Muth und Verzagtheit, Festigkeit und Veränderlichkeit, Leichtsinnn und Ernst, Tiefe und Oberflächlichkeit, Neigung zum Gemeinen und zum Idealistischen, religiöser und irrdischer Sinn, Sanftmuth und aufbrausendes Feuer, Mäßigung und ausschweifende Begehrlichkeit sind in den meisten Fällen nichts anders als Entwickelungen ursprünglicher Dispositionen. Der Same der Neigungen, die den Menschen in seinem Leben beherrschen werden, wird ihm eingeboren. Viel kommt auch darauf an, wie heftig das Temperament, wie reitzbar das Gefühl, wie lebhaft, reich und beweglich die Phantasie, wie stark die Anlage zum Denken, wie wagsam die thätigen Lebenskräfte sind. Daher sich auch schon aus den frühesten Aeußerungen der Kindheit mit großer Zuverlässigkeit auf den Charakter eines Menschen schließen, und so gar seine Handlungsweise einiger Maßen vorher erkennen läßt. Freylich ist keiner gezwungen, seinen eingepflanzten Neigungen zu folgen. Man kann ihnen widerstehen, sie regeln, und der Herrschaft der Vernunft unterwerfen. Aber dazu wird Selbstermannung und ausdauernde Anstregung erfor-

dert, die jedermann scheut; und es ist nichts weniger als gleichgültig, in welchem Grade uns die Natur diese erleichtert, oder erschwert, wie viel Sinnlichkeit oder Vernunftfähigkeit sie uns mitgetheilt, wie sie Leiden und Thätigkeit in uns gemischt hat. Nicht zu läugnen ist, daß sich in manchen, die moralische Natur kaum merklich regt, und von der stärkern Neigung gleich unterdrückt wird, daß sich in manchen die Leidenschaft mit einer Gewalt gegen das Gesetz auflehnt, wider welche es unmöglich ist, dieses zu behaupten und durchzusetzen. Wenn einige einen offnen Sinn für das Wahre, Schöne und Gute mit auf die Welt bringen, wenn in ihnen alles zusammenstimmt, solche Bedürfnisse zu erzeugen, die sich auf das Höhere, in sich Vortreffliche beziehen: so ringen andre, ein ganzes Leben hindurch, mit ihrer widerspänstigen, disharmonischen Natur, können durch den mühsamsten Fleiß nichts Vollendetes aus sich machen, und entbehren bey dem besten Willen aller Eigenschaften, welche an jene ein günstiges Geschick ungebethen verschwendete.

Wenn es auch möglich ist, einer zu mächtigen Sinnlichkeit Herr zu werden, und ausschweifende Begierden zu beschränken: so wird es desto schwerer halten, die entgegengesetzten Eigenschaften, welche uns die Natur versagte, oder mit welchen sie wohl gar unser Wesen in Widerspruch brachte, zu erlangen. Wie soll der Furchtsame muthig, der Leichtsinnige ernsthaft, der Empfindliche geduldig, der Harte weichherzig, der Phlegmatische reitzbar und beweglich, der, welcher die ganze Oekonomie seines Geistes an das Anschauliche fesselt für

das Unsichtbare und Unaussprechliche gestimmt werden? durch Selbstbearbeitung? das ist es ja eben, wozu sein Vermögen so klein ist.

Aus den Händen der Natur empfängt die Erziehung den Menschen, um ihn weiter auszubilden. Wie viel diese zur Gründung, Befestigung und weitern Bestimmung des Charakters beitrage, ist allbekannt. Durch sie wurzelt das Ursprüngliche noch tiefer, oder entstehen neue Denk= Empfindungs= und Handlungsweisen, welche, wenn die Empfänglichkeit des zarten Herzens und die Macht der Gewohnheit sie befestigt, nicht selten zu einer unüberwindlichen Stärke hinan wachsen. Sie hat es in ihrer Gewalt, verkehrte Neigungen zu bekämpfen, und sie zur feurigsten Leidenschaft zu entwickeln, die Sinnlichkeit zu stärken und zu schwächen, das Gemüth zu verweichlichen und abzuhärten, das Mitgefühl zarter und reitzbar, den moralischen Sinn heller und lebhafter zu machen, aber auch beide abzustumpfen und ganz zu vertilgen.

Der Mensch kann die Fehler seiner Erziehung verbessern. Aber das Vermögen dazu wird ihm von ihr ertheilt. Er muß es annehmen so karg oder so reichlich als sie es für gut findet. Freilich liegt auch etwas in der Natur, was die verkehrteste Behandlung nicht ausrotten, aber doch unläugbar sehr beschränken kann.

Die Maximen, nach welchen ihn die Erziehung behandelt, geben dem Charakter gewisse physische Stimmungen, die für seinen moralischen Zustand sehr bedeutend werden. Uebertriebene Strenge erstickt den zarten Keim des Frohsinnes für immer, und bildet dem Ge=

müthe einen düstern Ernst an, welche nicht allein alle Freuden des künftigen Lebens vergiftet, sondern auch in wichtige moralische Fehler ausschlägt. Eigensinnige, despotische Behandlung vernichtet alles Selbstgefühl und alle Selbstständigkeit, lähmt alle Kräfte, und bildet den willenlosen Sclaven der Welt und der Umstände. Eine heitre Stimmung der Seele, durch freundliche, theilnehmende, liebevolle, von schönem Familiensinne geleitete Bewegung geweckt, entfaltet sich zu einer klaren und ruhigen Existenz, in welcher ein herrlicher Charakter aufgeht.

Die weitern Ereignisse des Lebens und die Lage des Menschen in der Welt zeigen einen nicht geringern Einfluß in den moralischen Charakter. Häufiger Glückwechsel erzeugt in ihm Leichtsinn, Veränderlichkeit, Mangel an Kraft und Haltung, oft Geist- und Herzlosigkeit. Auffallendes Unglück macht traurig, finster, muthlos verzagt, in sich gekehrt, verschlossen, oft hart, eigensinnig, trotzig, nicht selten gemein, niederträchtig, knechtisch. Ausgezeichnetes Glück dagegen bald leichtsinnig, weichlich, ausschweifend, bald stolz, übermüthig und vermessen, bald selbstsüchtig, anmaßend, hart, unempfindlich, bald verzagt und kraftlos. Umgekehrt ist auch oft Armuth und Niedrigkeit ein starker Reitz, sich durch wahres Verdienst zu erheben durch Bildung des Geistes und Herzens, erhabene Gesinnungen und große, rastlose Thätigkeit das unglückliche Schicksal zu überwinden. Aus dem Stande ringt sich nicht selten das herrliche Talent zu einer glanzvollen Höhe herauf. Reichthum und Ehre waren oft Sporn und Mittel zu ge-

meinnützigen Handlungen; die Quelle eines bewundernswehrten Edelmuthes, ein Schutz gegen Thorheit und schwächliche Erniedrigung. Die Wirkung beyder auf den Charakter wird durch die Art, wie man zu ihnen gelangt ist, durch das Maß und die übrigen Verhältnisse, worin man sie besitzt, und durch die Naturbeschaffenheit unsers Herzens mannichfaltig modificirt, und es entstehen neue Tugenden und Laster, neue Erleichterungen und Schwierigkeiten der moralischen Bildung.

Der Umgang und Verkehr mit Menschen ist endlich nicht weniger wichtig für den sittlichen Zustand. Aus ihm gehen unzählbare Eindrücke hervor, welche in unserm Innern, in Gefühlen, Gesinnungen, Bestrebungen und Handlungen bleibende Spuren zurück lassen. Begünstigungen und Kränkungen, Wohl- oder Uebelwollen gestalten immerfort an uns. Der fremde Sinn bildet sich mehr oder weniger in dem unsrigen ab. Der Nachahmungstrieb fügt uns unaufhörlich fremde Züge an.

In allem dem hat das Schicksal große Gewalt, uns zu verderben und zu veredeln, uns niederzudrücken und zu erheben, uns moralisch gut oder schlecht zu machen. Wie wenig bleibt dagegen der Freyheit, die Verirrungen der Natur und der Umstände zu verbessern, aus den Verwüstungen wieder Ordnung zu schaffen, und den feindseligen Kräften, von welchen sie überall bekämpft wird zu widerstehen. Sie ist auf ein kleines Gebieth eingeschränkt, über welches sie nur in wenigen edeln Naturen, nicht ohne Begünstigung des

Schicksales hinausdringt. Und auch hier ist ihr formender Geist an die Beschaffenheit der Stoffe gebunden, welche ihm oft ihre Gestaltung aufdringen, daß ihm sein eignes Leben im fremden ganz untergeht. Der Charakter der meisten ist ganz Product ihrer Schicksale; ihr Thun ist wie ihre Stimmung, und ihre Stimmung, wie das Nothwendige in ihrem Leben. Ihr Wehrt oder Unwehrt ist Reflex der Natur in dem Lichte des Geistes.

---

## Siebentes Kapitel.
## Abhängigkeit des Menschen vom Schicksale.

---

Wir haben bisher den größten Theil des Lebens und seiner Zustände in der Gewalt des Schicksales gefunden. Nicht allein die wichtigsten Momente der äußern Lage des Menschen, wovon dieses allgemein anerkannt ist, auch die Kraft, mit welcher er ihr innerlich und äußerlich entgegen wirkt, indem er entweder sie selbst zu verbessern, oder seine Stimmung vor widrigen Eindrücken zu retten sucht, selbst seine ästhetische und moralische Bildung ist in vielen Hinsichten von ihm abhängig und durch dasselbe eingeschränkt.

Doch ist uns einiges Vermögen, in den Zusammenhang unsrer Lebensereignisse einzugreifen, und darin zu verändern, unsern innern Menschen gegen unvermeidliche und unbezwingliche Anfälle in eine ruhige Verfassung zu bringen, an unsrer Bildung und Veredlung, freylich nach Maßgabe der Umstände und der Talente, welche uns die Natur dazu verlieh zu arbeiten übrig geblieben; aber nicht ohne die geheime Besorgniß, daß auch dieses, bey näherer Prüfung, in ein leeres Dunstbild verfliegen, und die ganze freye Thätigkeit, mittelst welcher sich der Mensch vom Schicksale loszuringen meynt, nur ein Traum seyn werde.

Worauf sich diese Besorgniß gründet? Wir fanden nähmlich jene Thätigkeit überall, wo sie einen tröstenden Schimmer auf das Leben warf, dem Einflusse solcher Umstände bloß gestellt, an denen wir nichts vermochten. Wenn sie nun auch durch diese nicht ganz gebunden zu seyn, sondern sich in ihren Schranken fest zu behaupten schien: so könnte doch leicht der Verdacht entstehen, daß es nur so *scheine*, weil wir noch nicht tief genug in die Sache eingegangen, noch nicht aufmerksam genug auf jene Umstände geachtet, noch nicht scharf genug ihren ganzen Beytrag gewürdigt hätten.

Eine Thätigkeit, die in den meisten Puncten einem Leiden unterworfen, in vielen von ihm ganz verschlungen, in vielen durch seinen unbezwinglichen Widerstand aufgehalten, in vielen von ihm angeregt und modificirt ist läßt sich nicht gut denken und mit diesem auf ein Ganzes beziehen. Ihre Einschränkung deutet auf einen Plan hin, der durch sie nicht beeinträchtigt werden soll:

dann muß sie aber auch überall diesem Plane gehorchen, und es darf ihr nicht die geringste Freyheit gestattet werden, ohne Gefahr, daß sie die größten Verwüstungen anrichte. Eine einzige Handlung, deren Bestimmung und Ausführung ihrem Belieben überlassen wäre könnte alles in Verwirrung setzen. Wollte man indeß auch die Möglichkeit solcher Willensäußerungen, durch welche das Ganze nicht gefährdet würde zugeben: so würde uns doch mit dem wenigen, was wir dadurch retteten nicht geholfen seyn; es könnte nur in solchen Handlungen bestehen, welche für unser Wohl ziemlich gleichgültig wären. Denn was nicht in die Ordnung des Ganzen eingreift kann auch jenes nicht berühren.

Aber das Gefühl der Freyheit und Selbstständigkeit läßt sich nicht abstreiten. Es wohnt uns unvertilgbar bey, und ist eins mit unserm Leben. Nichts desto weniger könnte sich der weitern Prüfung in ihm ein bloßer Schein darstellen. Die Beyspiele davon sind nicht ungewöhnlich. Wer, den die Erfahrung einiger Maßen gewitzigt hat, möchte wohl mit unbedingter Zuversicht allem dem vertrauen, was sich im eignen Bewußtseyn mit unmittelbarer und höchster Evidenz ankündigt? Wie oft entdeckt sich auch in dem das Product dunkler Gefühle, und, in den Nebel der Unbestimmtheit eingehüllter, verkehrter Geistesoperationen, welches sich selbst zerstört, wie das Licht des Verstandes diese aus einander jagt. Wir haben die Probe gehabt, und eben das vermehrt unsern Verdacht. In den meisten guten oder schlechten Handlungen schreiben wir uns selbst Verdienst und Schuld zu, in den meisten unsrer Ueberzeugungen sehen

wir das Werk unsers freyen Untersuchungsgeistes, und halten es für unmöglich, das wegzuraisonniren; und doch hat es sich gezeigt, daß uns nur sehr weniges selbst angehöre. Warum sollte es mit diesem wenigen nicht auch so seyn können?

Es wäre freylich traurig, wenn es sich so fände, das schrecklichste Resultat, zu dem je eine Untersuchung führen kann. Dies darf uns aber nicht abhalten der Sache weiter nachzuforschen. Auch die tröstliche Täuschung ist auf die Dauer gefährlich. Bey der Wahrheit ist zuletzt allein Ruhe. Nie kann es heilsam seyn, sich eine traurige Entdeckung halb zu verheimlichen. Die Dunkelheit, welche die eine Hälfte bedeckt ist noch fürchterlicher als das trübe Licht, worin uns die andre erscheint. Aber indem man sie ganz und in ihrer vollen Stärke ausspricht, eröffnet sich nicht selten eine ganz neue Ansicht, welcher alles in einer freundlichen Gestalt aufgeht.

Wirklich verhält es sich so, wie wir besorgten. Der Mensch ist ein Theil der Welt, eine wirksame Kraft in ihr, daher ihren Gesetzen unterworfen, ihrem Zwecke dienstbar. Er steht mit andern Kräften in Verbindung, wird durch sie bestimmt, und wirkt wieder auf sie zurück. Die Welt ist ein Ganzes, und als solches in durchgängiger nothwendiger Verknüpfung. Jedem ist seine Stelle angewiesen, und es kann keine andre als die ihm angewiesene einnehmen. In allem ist ein inneres Prinzip der Thätigkeit; aber es kann sich nicht äußern, es werde denn von etwas anderm geweckt und getrieben. Alles bewegt sich in der Richtung, welche ihm mitge-

theilt wird. Jede Veränderung hat ihre hinreichende Ursache; diese wieder die ihrige; und so ins Unendliche. Das Ganze organisirt und erhält sich durch den ewigen Conflict seiner Kräfte. Es ruht auf sich selbst, strömt seinen Geist in alle Einzelnen aus, und kehrt in sich selbst zurück. Jedes ist was es seyn kann, und nothwendig seyn muß. Zufall ist ein Wort ohne Sinn, ein Kind der Unwissenheit und einer ausschweifende Phantasie.

Die durchgängige und nothwendige Verbindung des Ganzen ist die Bedingung, unter welcher allein ein Ganzes seyn kann. Laßt irgendwo ein Freyes eindringen: so ist der Zusammenhang zerrissen, und, ewig unvereinbar, fallen die Bruchstücke aus einander. Einheit, Haltung und Zweck ist zerstört, alles verständige Erkennen und alles vernünftige Denken zu Ende. Laßt irgend etwas nur zum Theile durch das Uebrige, zum Theile aber durch sich selbst beliebig bestimmt seyn: wird es sich noch zu jenem fügen und seiner Ordnung gehorchen? wird das entstehen, was in diese Ordnung gehört, und nicht vielmehr gränzenlose Verwirrung eintreten, in welche die ungeheuerste Phantasie kaum Zusammenhang hinein dichten kann? Wie soll aus diesem gestaltlosen Chaos ein Gedanke hervordringen, wie an ihm eine Regel sich erweisen, die im Vergangenen das Zukünftige ahnden ließe, wie in diesen ewig wechselnden Formen nur die Identität des Bewußtseyns sich behaupten?

Unsre Erkenntniß ist ein Verknüpfen. Was sich in ihr uns mittheilt muß uns als ein in jeder Hinsicht Verknüpftes erscheinen, darin darf keine Lücke seyn, mit-

telst welcher eine fremde Kraft eingreifen könnte. Von Manchem sind wir freylich nicht im Stande, die Ursachen und die Verbindung mit etwas anderm anzugeben. Aber nichts desto weniger bestehen wir fest darauf, eben darum weil jenes ein Erkanntes ist, daß diese wirklich vorhanden seyn, und sich noch einmal unserm fernern Forschen offenbaren müssen. Die Beziehung, worin die äußere Welt zu unserm Geiste steht, und durch welche sie sich in demselben abspiegelt bringt es mit sich, daß in ihr alles nothwendig bestimmt sey, und nichts anders wirken könne als in Gemäßheit zu diesen bestimmenden Gründen.

So fällt denn auch alle Freiheit des Menschen dahin. Er ist freylich eine thätige Kraft, aber in Verhältniß zu andern thätigen Kräften, welche in ihn eindringen, und, durch ihn modificirt, wieder heraustreten, so wie er in andre eindringt, und, durch sie modificirt, wieder aus ihnen heraustritt. Was jedes ist, ist es durch alle. Was jedes wirkt, wirkt es getrieben von allen. Das Eine ist zufolge des Andern, und wie es im Zusammenbestehen mit allen, und in der Vereinigung mit ihnen zu Einem Ganzen seyn kann; jede Kraft ein Spiegel des Weltalls.

Freylich ist die eine Natur edler als die andre, wirkt mit einer größern Summe von Thätigkeit und höherer Energie der Anstrengung, je nachdem ihr Leben regsamer oder leidentlicher ist. Aber das reduzirt sich zuletzt darauf, daß sich in solchen edlern Naturen alles, nach ihrem Wesen, vielfacher gestaltet, in vielfachern Wendungen und Schlingungen durch sie hindurchgeht,

ohne daß darin weniger Nothwendigkeit wäre. Keine theilt etwas mit, was sie nicht empfangen habe, und keine etwas auf eine andre Weise, als wie es durch das Verhältniß des nothwendigen Einwirkens in sie zu ihrer eignen nicht weniger nothwendigen Beschaffenheit bestimmt wird.

Diese höhere Anstrengung erzeugt, wo sie mit Bewußtseyn wahrgenommen, und über sie reflectirt wird, die Täuschung absoluter Selbstthätigkeit. Aber wer scharfsichtiger beobachtet und vielseitiger denkt erblickt auch hier durch den Schein der Freyheit die Nothwendigkeit.

So ist es mit dem Menschen. Das Meiste, was durch ihn entsteht geht durch den Verstand hindurch, ehe es kräftig ins Leben strömt. Hier verursacht es nun mancherley besondre Thätigkeiten, Vergleichen, Trennen, Verknüpfen, Beziehen, Folgern, aus welchem allem sich das Wählen bildet. In diesen Thätigkeiten fühlt sich der Mensch, weil sie ihn lebhaft beschäftigen. Darum schreibt er sie sich vorzugsweise selbst zu, und seine Phantasie brütet daraus den Traum der Freyheit hervor. Aber wo ist denn diese Freyheit? Ist nicht hier alles wieder nothwendig bestimmt? Kann er etwas anders finden, als wie er es, zufolge der vorliegenden Erfahrungen, der ursprünglichen Einrichtung und der angebildeten Beschaffenheit seines Geistes, wirklich findet? Was sind seine Reflexionen, Urtheile und Schlüsse anders, als die Art, wie sich das äußere Leben in ihm formt? Was verrichtet er, worin er nicht Instrument der Natur wäre, die

doch wahrlich seinem Willen nicht gehorcht? Warum soll das Verständige freyer seyn als das Instinctmäßige? Entsteht nicht jenes dadurch, daß sich dieses in sich selbst verklärt und reflectirt.

Keiner thut doch wohl etwas ohne hinreichende Gründe. Von diesen hängt also unser Thun ab. Und sie selbst? Von der Stimmung unsers Innern und unsrer Lage in der Welt. Wir wissen von keinen andern Gründen, als von denen, die uns irgendwo her kommen. Sollten wir die Umstände und innern Dispositionen, welche sie herbey führen selbst veranstalten: so müßten wir sie wissen ehe wir sie wissen. Aber wir können uns anhalten, uns besinnen, reifer überlegen. Warum geschieht es denn nicht immer? Jeder will doch gerne so klug handeln als möglich ist; und doch denkt er selten weiter über das, was ihm jetzt einleuchtet. Er kann nicht, er wird überwältigt, eine Macht, die ihm zu stark ist reißt ihn fort, und diese ist der Grund, welcher ihn jetzt bestimmt. Ob wir uns also besinnen werden oder nicht, darüber hat das Schicksal zu verfügen.

Doch gesetzt wir vermöchten dieses über uns, ist dann das Resultat unsers Besinnens in unsrer Gewalt, müssen wir uns dieses nicht gefallen lassen, wie es auch beschaffen sey?

Ferner kommt es auch auf das Besinnen allein nicht an; der Gedanke muß Leben haben. Es ist nicht genug, etwas für gut zu erkennen; diese Erkenntniß muß kräftig auf das Gefühl wirken, um durch dasselbe in Handlung umgesetzt zu werden. Daher rührt es, daß es oft

scheint, als ob wir unsrer Ueberzeugung entgegen handelten, das nicht thäten, was wir für das Beste halten. Die Wahrheit ist, wir haben eine doppelte Meynung, Eine im Verstande, und Eine im Herzen. Diese aber trägt den Sieg davon. Dasjenige Gefühl, worin sich unsre Lebenskräfte am meisten sammeln bestimmt uns, wenn es sich uns auch nicht als das lebhafteste ankündigen sollte. Daß uns aber etwas rühre, die Lebenskräfte zweckmäßig anrege, hängt das von uns ab? Wir wissen ja nicht einmal, wie sie angeregt werden müssen, und welche Beschaffenheit derselben erforderlich sey.

Aber man kann der Gewalt dunkler Eindrücke und sinnlicher Gefühle widerstehen, und sich eine stärkere Richtung auf den Verstand geben. Warum geschieht es denn nicht? Offenbar, weil das Verhältniß der Sinnlichkeit zum Verstande durch nothwendige Naturgesetze festgesetzt ist. Wer thörigt handelt thut es zuverlässig deßwegen, weil das Prinzip, welches ihn dazu treibt stärker ist, als das andre, das seine Vernunft in Bewegung setzen soll.

Dieß scheint zwar von der guten oder schlechten Beschaffenheit des Charakters abzuhangen. Aber wie ist dieser entstanden? Wie überhaupt alles entsteht; er hat sich uns angebildet, durch das Zusammenwirken unsrer Naturanlagen und unserer äußern Verhältnisse, die beyde gleicher Nothwendigkeit unterworfen sind.

Mit Recht erklärt daher eine ältere philosophische Schule den Willen für das Vermögen, das Beste zu wählen. Damit es nun überhaupt zum Wählen kom-

me, muß vor allem das Schicksal den Instinct zur Ruhe bringen. Und ist es dazu gekommen; richtet sich dann nicht die Wahl nach den Einsichten, und die Einsichten nach dem Nothwendigen? Liegt es an uns, daß uns etwas das Beste sey, oder müssen wir nicht auch hier nehmen, was wir finden?

Das Denken ist die höchste und reinste Thätigkeit im Menschen. In ihm liegt auch der Keim desjenigen Wollens, das wir vorzugsweise ein reines und freyes nennen; ja dieses Wollen ist selbst nichts anders, als ein anhaltendes, kräftiges Denken. Sollte sich uns nicht hierin eine neue Aussicht für Freyheit eröffnen? Wie, wenn es in unsrer Gewalt stünde, unsern Gedanken beliebig eine andre Richtung zu geben: könnten wir dadurch nicht auch in das Aeußere eindringen, und in demselben Veränderungen bewirken? Würden wir uns nicht dadurch zu einem Standpuncte erheben, der über alle, mit Nothwendigkeit bestimmten Meynungen hinaus liegt, auf welchem wir uns frey fühlen, während diese immer gebunden und abhängig bleiben, auf welchem wir einer, rein durch uns selbst gebildeten Ueberzeugung fähig würden? Hiermit stimmen die Aussagen unsers Bewußtseyns überein, die uns gar nicht zweifeln lassen, daß wir unsre Aufmerksamkeit, statt auf diesen, auch auf jeden andern Gedanken hätten lenken, und dadurch nicht allein andre Einsichten wecken, verdeutlichen und beleben, sondern auch andre Bestimmungsgründe unsrer Handlungen, und damit zugleich eine andre Form der letztern hätten wählen können.

Allein es entsteht zuvörderst die Bedenklichkeit, wie man zu diesem Denken komme. Aus dem Vorhergehenden ist offenbar, daß es der Mensch nicht immer in seiner Gewalt habe, sich dem leidenden Zustande zu entreißen, die Macht der Empfindung zu unterdrücken, und sich derselben gleichsam zu entäußern, um in sich thätig zu seyn. Auch hierin steht er wieder unter dem Schicksale. Er bringt es nicht zum reinen, selbstthätigen Denken, wenn ihn dieses nicht aus den Schranken des Affectes und der Leidenschaft erlöst. Wenn das Gefühl zur Ruhe gebracht ist, entsteht in der heiligen Stille des Gemüthes der Gedanke. Muß nicht auch hier der Einfluß der Umstände wirken? Wir können nur dann denken, wenn Aeußeres und Inneres zusammenwirkt, um uns dazu zu disponiren, und dabey zufällig unsre Selbstständigkeit angeregt wird.

Müssen wir aber durch etwas anders zum Denken gebracht werden: so ist auch zu besorgen, daß wir uns durch uns selbst nicht in demselben behaupten können. Hängt es vom Schicksale ab, ob es mit uns zum Denken kommen soll oder nicht: so wird es auch von ihm abhangen, was und wie wir Denken sollen.

Und so zeigt es sich in der That; auf dem Gebiethe des Denkens sind wir nicht freyer als überall. Das Denken ist den nothwendigen Gesetzen der Ideen-Association unterworfen. Wir gelangen zu keinem Gedanken, der uns nicht durch seinen Zusammenhang mit dem vorhergehenden zugeführt würde. Wer einen Menschen ganz genau, nach dem Maße und der Beschaffenheit seiner Geistesbildung, seiner Einsichten und

Erfahrungen, und den Umständen, unter welchen er die letztern eingesammelt hat kännte, würde im Stande seyn, jedes Mal vorherzusagen, wie und was ein solcher Mensch denken werde. Wer etwas Beobachtungsgeist besitzt findet bey beschränkten und oberflächlichen Köpfen, die leicht und schnell auszulernen sind, keine Mühe. Bey umfassendern und tiefern macht dieses ihre Vielseitigkeit, das mannichfaltige Ineinandergreifen ihrer Gedanken und Empfindungen und die feine Nüancirung derselben unmöglich. Nichts desto weniger ist auch bey ihnen alles nothwendig bestimmt. Wir würden sie auch fassen und ihnen weißagen können, wenn unser Blick schärfer, unser Geist eindringender wäre, und einen größern Reichthum von Beobachtungen in sich aufnehmen und verarbeiten könnte.

Aber wir haben doch das Vermögen, Begriffe zu bilden, zu reflectiren, zu urtheilen und zu schließen. Dazu gehört, daß wir uns von dem Ideen-Flusse in der Phantasie losreißen, Gedanken wecken, beleben, vor uns hinstellen, in mancherley Verhältnisse bringen, weglassen und wieder aufnehmen, trennen und wieder verbinden. Hierin scheint doch Willkühr zu seyn. Aber man besinne sich. Werden wir nicht auch dazu bestimmt? Ist nicht immer etwas da, was uns zur Einen Zeit zum ordentlichen Denken nöthigt, zur andern uns bestimmt, uns dem Flusse der Einbildungskraft zu überlassen? Ich sammle mich jetzt, um einen dunkeln Begriff zur Deutlichkeit zu bringen. Ist nicht etwas vorhergegangen, das diese Idee lebhaft in mir angeregt hat, und durch sie alle verwandten Begriffe nach und nach aufweckt,

und vor der Seele vorüberführt? Eine Reihe von Associationen strömt dahin; aber ich fasse nur einige auf, welche mit dem zu verdeutlichenden Gedanken, durch das Gesetz der Aehnlichkeit, verbunden sind. Warum verfahre ich so? Offenbar, weil in dem Interesse des Gedankens, welcher mich beschäftigt, enthalten ist, daß meiner Phantasie jetzt nur nach diesem Gesetze Wirksamkeit gestattet, und die übrigen Aeußerungen derselben zurückhält oder verdunkelt. Das geordnete Denken ist also in der That nichts anders, als geregelte Ideen-Association, Thätigkeit der Phantasie, durch irgend einen Umstand auf diese Wirkungsart beschränkt.

Wie wäre es auch möglich, einen Gedanken willkührlich in uns entstehen zu lassen? Müßten wir ihn nicht denken ehe wir ihn denken? Denn willkührlich läßt sich doch nichts thun, ohne es vorher gedacht zu haben.

Wenn wir uns daher, indem wir etwas auf eine gewisse Weise gedacht haben, hinterher einbilden, wir hätten, statt dessen, auch wohl etwas anders, und auf eine andre Weise denken können: so ist dies auch nur leere Einbildung. Wir übersehen oder vergessen die Umstände, die uns dazu brachten. Freilich, wenn diese anders gewesen wären, oder anders auf uns gewirkt hätten: so leidet es keinen Zweifel, daß auch unser Denken anders ausgefallen seyn würde. Ein Gedanke scheint uns von der natürlichen Ordnung der Ideen-Folge abzuweichen, wenn er durch einen andern angeregt wird, den wir entweder gar nicht bemerken, oder den wir doch nicht in seinem Zusammenhange mit der herrschenden Vorstellung, und der ganzen Reihe erkennen. Unzähl-

bare dunkle Regungen verfolgen einander in unserm Gemüthe. Sie offenbaren sich nur in ihren Wirkungen. Darum glauben wir, diese Wirkungen seyen von selbst oder durch uns entstanden.

So ist also im innern und äußern Leben des Menschen alles nothwendig bestimmt. Wir thun wohl etwas, aber nicht ohne zu leiden, und von diesem Leiden in unserm Thun beherrscht zu werden. Alles an uns ist nothwendig, selbst dasjenige, worauf sich unsre Zuversicht, unser Glaube und unsre Hoffnung so stark muthvoll und freudig erhebt. Freyheit findet nirgends einen Punct in welchem sie wurzeln könnte. Alles Edle und Herrliche am Menschen, seine Lebensereignisse, seine Empfindungen und selbst sein Ahnden und Streben verliert sich zuletzt in absolute Abhängigkeit vom Schicksale.

---

## Achtes Kapitel.

## Das Schicksal — eine Gewalt.

---

Unzählbare Kräfte wirken im Universum. Die eine bestimmt die andre, beschränkt und erweitert sie gegenseitig, theilt sich ihr mit, und empfängt von ihr wie-

der. Alle dienen darin einem mächtigen und heiligen Gesetze; welches sich in der nothwendigen Ordnung ihres Zusammen- und gegenseitigen Einwirkens offenbart. Unter diesem Gesetze sammeln sich alle zu Einer Tendenz, zu Einem in sich vollendetem Ganzen, zu Einer allbewegenden, allregierenden, allwirksamen Grundkraft, die sich zuletzt in dem nothwendigen Wesen der Materie verliert, und diese Grundkraft ist das eingewickelte Schicksal, welches sich in den edlern und minder edlern Stoffen des Weltalles unendlich entwickelt, auseinander setzt und gestaltet; und so einem jedem gibt, was es haben, ein jedes zu dem formt, was es seyn, einem jeden das zufügt, was es leiden, ein jedes zu dem treibt, was es thun soll.

Unter diesen Kräften sind einige mit Empfindung, Bewußtseyn und einer dadurch bestimmten eigenen Thätigkeit begabt. In ihnen spiegeln die andern Kräfte, und sie selbst sich ab. Was durch sie gewirkt wird modificirt sich darnach einiger Maßen, nimmt von ihrer Natur etwas an, und verursacht größere und mannichfaltigere Bewegung ihres Innern, ehe es aus ihnen heraustritt. Es sind lebendige, empfindende, verständige, selbstthätige Kräfte. Sie finden sich in einem Zustande. Ihre Umgebungen und ihr innere Gestaltung wirken auf eine doppelte Art, indem sie theils aus ihnen heraustreten, theils sich in ihnen selbst reflectiren. Sie sind in ihrem Wirken auf eine gewisse Weise gestimmt, und diese Stimmung kündigt sich ihnen als Vergnügungen oder Schmerz, Zufriedenheit oder Unzufriedenheit, Achtung oder Verachtung an.

Daher kommt es, daß ihnen ihr Schicksal wichtig ist, daß sie überhaupt denken und wünschen können, und insbesondre in Ansehung ihres Schicksales gewisse Gedanken und Wünsche hägen. Aber eben das ist ihr Unglück. Sie wünschen sich entweder vom Schicksale frei zu machen, oder es doch so weit in ihrer Gewalt zu haben, daß es stäts eine gute Stimmung in ihnen hervorbringe. Ihre Natur begünstigt eine Zeit lang den Wahn, daß dem wirklich so sey, aber in Kürzem deckt sich dann doch, bey reiferm Nachdenken, die Täuschung auf, und das Schicksal erscheint auch ihnen, als jene erhabene Gewalt, welcher alles unterworfen ist.

Voll Vertrauen auf sich selbst tritt der Mensch in die Welt, und sieht in ihrem weiten Gebiethe nichts als Stoffe, die auf seine Bearbeitung warten. Alles soll durch ihn werden, unter seinen Händen sich gestalten und verschönern. Mit neuen edlern Formen geschmückt, die sich aus den Idealen seines Innern hervordrängen soll das äußere Leben voll Lust und Freude, Reichthum und Fülle zu ihm zurück kehren. Er fühlt sich in allem frey, im äußern Wirken wie im innern Bilden. Am wenigsten ahndet es ihn, daß selbst dieser süße Wahn nicht sein Werk, daß er ihm vom Schicksale aufgedrungen sey, und daß überhaupt das Nothwendige an seinen Zuständen etwas vermögen sollte. Im feurigen Gefühle seiner Jugendkraft, in der kühnen Begeisterung, worin ihn die erste Entdeckung seines Vermögens versetzt, bemerkt er nicht, woher ihm das komme, wagt er sich an alles, sind ihm alle Schwierigkeiten unbedeutend, hofft er über alle Hindernisse zu siegen, jeden Zweck mit

leichter Mühe zu erreichen. Im frohen Rausche der vollen Lebensempfindung, der ihm von allem die Lichtseite zeigt, verbirgt ihm das Schicksal seinen Sclavenstand, um sich seiner desto mehr zu versichern, ihn in der süßen Bethörung nur fester an sein Joch zu schmieden.

Aber der Rausch verfliegt, und er geht nicht ohne Wärme daran, seine Ideale zu realisiren. Hier fühlt er zuerst, daß er nicht alles vermag. Er sieht nüchtern in die Welt hinein, und findet Schwierigkeiten, an denen er sich vergebens zerarbeitet, Stoffe, die er nicht besiegen kann. Es ist Gewalt außer ihm, der er nachgeben muß, zufrieden, auf dem Felde zu wirken, das sie ihm frey läßt. Der kostbare Preis, um welchen er sich ins Leben eingewöhnt ist, daß er immer mehr von seiner Freyheit und Selbstständigkeit hingibt. Die Glorie der Vergötterung erlischt allmählich, und seine Allmacht sinkt immer tiefer zur Gebrechlichkeit der Menschheit hinab. Die Natur beginnt, ihn anzufeinden, wo er sie nicht zum Kampfe aufgefordert hat. Auch da, wo er auf nichts ausgeht, wird er beeinträchtigt, die naturgemäße Erweiterung seines Lebens ihm überall streitig gemacht. Er wird beraubt, gemißhandelt, erniedrigt, versäumt, leidet Verluste, und kann gegen das alles nichts. Der Schmerz verwundet ihn tief, und er kann sich nicht widersetzen. Sein Geist strebt nach Bildung, aber er ist überall eingezwängt. Mangel an Hülfsmitteln, eine gemeine Natur, Vorurtheile und der Geist der Zeit stellen sich ihm allenthalben entgegen. Er vergeht unter seinen Sorgen und Kümmernissen. Unglückliche Ereignisse und innerer Gram drücken ihn

zu Boden, und das Resultat seines Lebens ist, daß er zum Sclaven geboren war. Er ahndet ein Vortreffliches, als höchstes, heiligstes Gut seines Lebens, umfaßt es freudig als seine Bestimmung, strebt ihm nach, es zu erreichen und in seinem Thun darzustellen. Fragt er sich am Ende, warum ihm das so schlecht oder gar nicht gelungen sey: so findet er, daß er nicht gekonnt, daß das nothwendige Zusammentreffen der Kräfte, von einer unerbittlichen Gewalt beherrscht, ihn daran verhindert habe. Er klagt zwar sich selbst an, und rühmt sich des Verdienstes; aber es zeigt sich, daß er sich in beyden betrog, daß es sein Schicksal war, welches ihn beyfalls- oder tadelnswürdig zu handeln nöthigte, daß ihm weder Ruhm noch Vorwurf gebühre, weil er gerade das ist, und so sich äußert, was er seyn und wie er sich äußern muß. So gewinnt er zuletzt seine Menschheit durch die Anerkennung eines allmächtigen Willens, der ihn allenthalben umfängt und bezwingt, durch die Einsicht, daß er selbst nichts sey, denn ein Werkzeug des Ganzen.

Das Beste ist freylich noch dabey, daß ihm diese Einsicht erst spät kommt. Denn daß es ein schöner glücklicher Traum und einer erhabenen Wahrheit und Bedeutung wehrt sey, worin der Mensch sein Schicksal von sich selbst abhängig sieht, wer möchte das läugnen? Freylich trifft ihn auf diese Weise der Vorwurf eines unwürdigen Benehmens härter, lastet das Gefühl der Schuld schwerer auf ihm, wenn er sich über jede Thorheit, jede Verwirrung, jedes Zurückbleiben und Schlechterwerden selbst anzuklagen hat. Aber dafür ehrt und erfreut ihn auch die edle That desto höher, und — was

hier den Ausschlag gibt — geht er voll Hoffnung durchs Leben, bleibt ihm im Gefühle des Elendes der Trost, zu wissen, daß er nur besser werden dürfe, damit es ihm auch besser ergehe, daß sein Glück ganz in seine Hände gegeben sey, daß ihn nichts treffen könne, was er nicht selbst gewollt habe.

Nirgends hat sich deßwegen auch das Schicksal wohlthätiger erwiesen, als an denen, welche es hierüber in einer glücklichen Unwissenheit ließ. Wie unrecht handeln wir, daß wir den bedauern, der, mit dem frohen Glauben, daß er sich durch redliche Pflichttreue ein günstiges Schicksal erwerben könne, im Schweiße seines Angesichtes sein Brod ißt, obgleich sein Geist dabey verarmt; o, er ist doch reich, denn die ganze Welt ist sein Eigenthum, alles gewinnt für ihn ein erfreuliches Ende. Für welch ein unglückliches Werkzeug des Schicksales müßte ich mich halten, daß es mich verdammte, dieses zu schreiben und den seligsten Wahn der Menschen zu zerstören; wenn ich nicht hoffen dürfte, bald auf einen neuen Standpunct zu treten, wo uns im Lichte der Verklärung die neue Welt aufgeht, in der das Schicksal auf ewig der Menschheit unterthan wird.

Aber wir sehen jetzt nur immer noch gegen die Schattenseite der Erfahrung, und diese zeigt uns überall nichts als Schicksal in unumschränkter Gewalt.

Ihm gehören wir an mit allem, was wir sind und haben. Es hat uns diesen Leib gegeben, diese Anlagen, in dieser Mischung und in diesem Verhältnisse, unserm Geiste eingepflanzt. Es hat ihn in diese Richtung gebracht, seine Empfänglichkeit so gestimmt,

seine Kräfte so entwickelt, ihm diese Nahrung und diese Reitze zugeführt, uns in diese Verbindungen gesetzt, mit diesen Gegenständen umgeben, diese Ereignisse angeordnet, und daran unser Wohl und Weh geknüpft. Es hat uns das Maß unsrer Thätigkeit zugemessen, sie aber auch in ihre Schranken gezwungen, auf ihre Gegenstände gelenkt, ihr eine nothwendige Art sich zu äußern aufgedrungen.

Wo wir an ihm etwas verändern, da ist es im Grunde es selbst, welches sich durch uns verändert. Wir thun überall nichts, als auf seinen Befehl, und gehorchen ihm auch da, wo wir uns von ihm loszureißen glauben. Zu dem, was wir Gutes und Schlechtes verrichten, sind wir von ihm prädestinirt. An dem, was wir Vortreffliches erreichen, und an der Niedrigkeit, zu welcher wir herab sinken, führt sich sein ewiger Plan aus. Es zählt uns unsre Freuden und Leiden zu, leitet uns auf rauhen und angenehmen Wegen durchs Leben, demüthigt uns und macht uns groß, gibt uns verderblichen Irrthümern Preis und bringt uns zum hellen Lichte der Wahrheit, läßt uns die Opfer schändlicher Leidenschaften werden, in Thorheiten verfallen und, von der Weisheit geführt und gestützt, zu der glanzvollen Höhe der Tugend hinan dringen. Es läßt uns vergehen und empor kommen, wie es seinen Launen genügt. Alles was wir sind und haben, sind und haben wir von ihm.

Ganze Nationen beugen sich vor seinem Zepter, wie der einzelne Mensch. Es geschieht des Schicksales heiliger Wille; wenn die dicke Nacht der Unwissenheit, des Wahns und Aberglaubens über einem Volke anbricht;

und wenn ihm das Morgenlicht der Vernunft aufdämmert; wenn es in rohe Unempfindlichkeit, viehische Lasterhaftigkeit und träge Indolenz hinstarrt, und wenn mit dem zarten Gefühle für das Wahre, Gute und Schöne, ein besserer Sinn, ein edleres, kräftigeres Streben erwacht, und Kunst und Tugend glorreich und freudig ihr Haupt empor heben; wenn es herab sinkt zum willenlosen Werkzeuge allmächtiger Despoten, und sclavisch die eiserne Ruthe küßt, die ihm den Nacken wund schlägt, und wenn hohes Freyheisgefühl sich mächtig regt, und Jünglinge und Männer zum muthigen Kampfe für das verhöhnte Recht, das entweihte Erbe der Natur auffordert; wenn es seine Macht furchtbar ausbreitet über fremde Reiche und wenn es selbst die Beute eines Mächtigen wird. Das Schicksal weckt und bildet die Männer, durch die das Vaterland groß und herrlich sich erhebt. Das Schicksal führt die Verkettung der Umstände herbey, durch welche ihre Plane reifen und zur Vollendung gedeihen. Das Schicksal begünstigt nicht selten die Anschläge der Thoren, daß aus ihnen Weises und Bewundertes hervorgeht. Das Schicksal leitet auch den Unstern herauf, der namenloses Verderben ankündigt, rüstet die Werkzeuge des Unglücks aus, und vollführt ihr Beginnen, macht die Entwürfe der Weisen zu Schanden, überwältigt den erhabenen Eifer der Guten, und krönt das Unternehmen der Schlechten mit günstigem Erfolge.

Nicht immer übt es diese Gewalt auf dieselbe Weise aus; bald gelinde, bald mit Strenge; bald einfach und geradezu, bald durch eine Reihe von in einander greifen-

den Wirkungen; bald durch Natur; bald durch Menschenkraft; bald mit, bald ohne Verstand; bald als absolute Nothwendigkeit, bald unter dem Scheine der Freyheit; bald öffentlich und allen kundbar, bald im Verborgenen und geheimnißvoll; bald langsam und schonend, bald schnell und rücksichtslos. Daher wird es nur selten erkannt, wo es ist und handelt. Der Mensch vernimmt es gewöhnlich nur in seinen auffallendsten Erscheinungen, und verläugnet es da, wo es am kunstvollsten seine Plane ausführt. Er dient ihm immer, wo er sich selbst zu dienen glaubt. Denn in allen Gestaltungen, in welche es sich kleidet, behauptet es sich unveränderlich bey seiner Gewalt.

---

## Neuntes Kapitel.

## Der Mensch vermag nichts an seinem Schicksale.

---

Daß keiner sein Schicksal ursprünglich selbst eingerichtet habe, wird allgemein anerkannt. Jeder findet es, wenn er mit Bewußtseyn in die Welt tritt, auf eine eigene Weise bestimmt. Er ist mit gewissen Anlagen ausgerüstet, unter gewisse Umgebungen gesetzt, deren

Einwirken er nicht abwehren kann. Aber vor ihm eröffnet sich eine weite freie Wirkungssphäre. Mit dem Erwachen des Verstandes glaubt er sich seiner selbst und seiner Zustände ermächtigt zu haben. Er hofft es jetzt mit ihm aufzunehmen, und sich für die Gewalt zu rächen, die es ihm bisher angethan hat.

Sein Muth äußert sich in mancherley Versuchen. Er hat es Anfangs auf nichts Geringeres abgesehen, als es im offenbaren Kampfe anzugreifen, zu überwinden, von Grund aus zu vertilgen, oder doch aus seinem Leben wegzudrängen, und ihm höchstens das Gebieth der todten Materie, so weit er es selbst nicht bearbeiten mag, oder darin nichts seinen Wünschen Angemessenes findet, zu überlassen, um dann, an seiner Stelle, nach eignem Entwurfe, ein neues Gebäude des Lebens aufzurichten. Hiervon steht er indeß doch bald ab; denn es kann ihm nicht lange verborgen bleiben, daß ihm sein Widersacher zu mächtig sey. Sein Muth kehrt in ihn selbst zurück, und verwandelt sich in ein inneres Sträuben und Auflehnen, in geheime Widersetzlichkeit, welche sich nur da, wo der Feind, sey es aus Schlauigkeit oder Nachgiebigkeit, in etwa zurückzieht, in einzelnen Zügen, mit mehr oder weniger Glück, ins offne Feld wagt. So kommt ihm denn endlich die Einsicht, daß es wohl am klügsten seyn möchte, sich gar nicht mehr mit ihm gemein zu machen, dagegen mit desto angestrengterer Sorgfalt sein Inneres zu bewachen, und den Frieden in der Heimath gegen seine Anfälle sicher zu stellen. Aber er merkt, daß er auch hier von der Gnade des Feindes abhange, daß dieser es nur wollen dürfe, um ihn gegen

sich selbst aufzuwiegeln, und ihn durch seine eigne Kraft zu vernichten.

Daher ist denn wohl nichts rathsamer, als sich mit ihm in einen gütlichen Vergleich einzulassen und ihm darin so viel abzudingen, als er für gut findet zu geben. Dies ist der Fall der meisten Menschen, die dadurch mit dem Schicksale in ein erträgliches Vernehmen kommen, und es gelingt ihnen, auf diese Art einige Stellen in ihrem Leben frey zu erhalten, auf denen sie dann nach Belieben schalten und walten, manches Ernste besänftigen, manches Rauhe mildern, manchem Unfreundlichen ein gefälligeres Ansehen geben. In dieser engen Sphäre sagt man, daß der Mensch etwas an seinem Schicksale vermöge, es verbessern und verschlimmern, seinen Geist, so viel es ihm seine natürlichen Anlagen, Verhältnisse, Umstände und Hülfsmittel erlauben, anbauen, sein Gemüth beherrschen, und einer innern Regel des Wahren und Guten gemäß oder zuwider handeln könne.

Wenn man diese Lage aber vollständiger würdigt: so zeigt sich, daß er eigentlich keinen Vergleich geschlossen, nichts abgedungen, sondern sich ganz und gar ergeben hat, welches auch unvermeidlich war. Das Schicksal hat und behält ihn in seiner Gewalt. Es ist ihm selbst nicht möglich, daß es ihn in irgend einem Stücke frey gebe, oder sich etwas abdingen lasse: denn von der Nothwendigkeit, womit es alles beherrscht, ist es selbst durchdrungen, sie ist das Band, mittelst welches es das Ganze zusammenhält, und als Träger und Regierer des Ganzen besteht. Die Wahrheit ist also, daß es sich des Menschen bedient, um durch ihn

selbst seine Lage zu verbessern oder zu verschlimmern, daß es ihm gestattet, sein äußeres Leben zu verändern, seinen Geist anzubauen und zu vernachlässigen, sein Gemüth zu verwahren und zu versäumen, gut oder schlecht zu handeln, aber alles nach seinem allmächtigen Willen, nach einem von ihm entworfenen Plane, innerhalb der von ihm bestimmten Gränzen, mit von ihm gewählten Stoffen, von ihm geleitet und getrieben.

Was vermag er denn nun noch an seinem Schicksale? Nichts als wozu dieses selbst Kraft und Vermögen hergibt. Vieles hat es sich vorbehalten, eigenmächtig und schlechthin zu bestimmen. Das sind die hartnäckigen Gewalten, gegen welche er sich vergebens sträubt, die unerschütterlichen Gränzen, welche kein Sterblicher verrückt, die heiligen Gesetze, denen sein Leben schlechthin unterworfen ist. Zu vielem setzt es ihn selbst in Thätigkeit. Hier ist es, wo er sich für den Schöpfer seines Glückes hält. Hier lohnt in den meisten Fällen — denn oft lenkt auch hier das Schicksal ein, um ihn an seine Allmacht zu erinnern, und zur Verehrung zu nöthigen, wenn ihn das Gelingen zum Uebermuthe und dieser zum Frevel verleitet — ein gesegneter oder verderblicher Erfolg sein weises oder thörigtes Bemühen. Durch Fleiß, Sparsamkeit und Beharrlichkeit erwirbt er sich Reichthum, durch ausgezeichnete Fähigkeiten, Rechtschaffenheit und Verdienst guten Ruf, durch Wohlwollen und Gefälligkeit Liebe. Durch Muth und Klugheit vollführt er seine Plane. Durch eine verständige Lebensordnung erhält er sich Gesundheit des Körpers und ein heitres Gemüth. Durch Gewandtheit und Anstren-

gung verbessert er wieder was feindselige Ereignisse verdorben hatten. Durch Beobachtung, Lectüre, Unterredung und einsames Nachdenken bildet er seinen Geist, erweitert er seine Einsichten, berichtigt und läutert er seine Grundsätze, veredelt er seinen Geschmack, erwirbt und vermehrt er die Fertigkeit des gesunden Denkens und Empfindens. Durch unpartheyische Selbstschätzung und strenge Gewissenhaftigkeit bewahrt und erhöht er seine Würde und die Achtung gegen sich selbst. Durch die entgegengesetzten Maximen richtet er sich zu Grunde, bringt sich um Ehre und Vermögen, scheitern seine Plane, wird er bey den Menschen verhaßt, verliert Gesundheit und Frohsinn, verwildern Geist und Herz, wird er sich selbst verächtlich.

Nun meynt er, er habe sein Schicksal überwunden, sich selbst seine Lage bereitet, und dürfe sich mit seiner Anklage und Billigung nur an sich selbst wenden. Aber hat er nicht im Dienste des Schicksales gearbeitet, hat dieses ihm nicht alles aufgegeben, ihn nicht zu allem ausgerüstet? Kann er sich doch nicht einmal rühmen, daß ihm alles, was er auf des Schicksales Geheiß für seinen Zustand thut zu dem erwarteten Erfolge reife.

Auf welchem Boden will er denn stehen, um den Kampf mit dem Schicksale zu beginnen? Ueberall ist er ja auf seinem geweihten Gebiethe, auf dem es ihm nicht duldet, wenn es nicht will, immer aber sich seiner bemächtigt, ihn keinen Augenblick frey läßt von seinem Frohndienste. Von welcher Höhe will er es übersehen und regieren? Es steht immer noch höher als er, sieht auf ihn herab und lenkt sein Beginnen.

Wie uns der Gedanke komme, unser Schicksal beherrschen zu wollen, wenn wir doch stäts und in jeder Hinsicht von ihm beherrscht werden? Die Phantasie erzeugt ihn aus dem Scheine der Freyheit, den es uns gelassen hat. Sie bildet die äußere Thätigkeit, wozu es uns in Bewegung setzt, im Innern nach, und findet, durch die Anstrengung, mit welcher sich das Schicksal oft durch uns hindurch drängen muß, um etwas außer uns zu bewirken, getäuscht, Wahrheit im diesem Traume.

Näher angesehen ist dies selbst ein Spiel, welches das Schicksal mit uns treibt, indem es uns auf den Gedanken bringt, etwas an ihm zu vermögen, und den Muth erweckt, uns an ihm zu versuchen. Es belustigt sich an unsrer Ohnmacht und an unserm Dünkel. Aber hat es uns diesen nicht selbst eingepflanzt?

---

## Zehntes Kapitel.

## Keiner entgeht seinem Schicksale.

---

Wenn das Schicksal mit unbezwinglicher Gewalt über den Menschen und alle seine Angelegenheiten herrscht, wenn keiner etwas an ihm vermag, und alles, was wir an

ihm zu verbessern oder zu verschlimmern wähnen, doch zuletzt nur durch uns von ihm selbst bewirkt wird: so folgt, daß einen jeden unvermeidlich das treffe, was über ihn beschlossen ist, daß einem jeden das werde, was ihm, zufolge des Zusammenhanges der Dinge, und der Stelle, welche er in demselben einnimmt, nothwendig werden muß, daß keiner seinem Schicksale entgehe.

Das Schicksal umfängt uns allenthalben; wir kommen nie unter seiner Aufsicht weg; uns widerfährt und wir bewirken nichts, was es nicht über uns verhängt habe. Es ist nichts an uns oder in uns, wodurch wir über dasselbe erhaben wären, oder uns von ihm los machen könnten. Mit allem, was wir sind und haben, bleiben wir ihm ewig unterworfen.

Wir maßen uns in unsrer Beschränktheit oft an, die Wege des Schicksals erforscht zu haben, schieben ihm allerley erdichtete Plane unter, und erwarten nichts zuversichtlicher, als daß es diese auch zu den seinigen machen, und sie überall ausführen werde. Daß es unser Richteramt gar nicht anerkennen, nach ganz andern Regeln seine Ereignisse anordnen, sich plötzliche Diversionen, Winkelzüge, neue Verwickelungen und Auflösungen erlauben könne, lassen wir uns gar nicht beykommen. Wir gehen darin so weit, daß wir überall seinen Einfluß und seine Lenkung abläugnen, wo wir es auf eine andre, als die von uns beliebte Weise verfahren sehen. Da sich dies aber nicht selten ereignet; da das Schicksal oft anders endet als es begann; da nicht immer dem Verdienste sein Lohn, der Schuld

ihre Strafe folgt; da oft Anschläge gelingen, welche, nach dem uns bekannten Laufe der Dinge, nicht gelingen sollten; da oft die widersinnigsten Mittel zum Zwecke führen, aus derselben Verkettung der Umstände nicht allein ganz andre, sondern so gar solche Wirkungen hervorgehen, die denen, welche wir einst aus ihnen hervor gehen sahen, durchaus entgegengesetzt sind: so scheint es uns, als ob das Schicksal zuweilen vom Schauplatze des Lebens auf einige Zeit abtrete, um den Zufall an seiner Stelle handeln zu lassen, und als ob es wohl möglich sey, daß einer seinem Schicksale entgehe.

Nicht selten gelingt es dem Ansehen, dem Reichthume oder der Klugheit, die gewöhnlichen Folgen eines Zustandes oder einer That abzuwenden, und wir glauben das Schicksal hintergangen, überlistet oder bezwungen zu haben, und merken nicht, daß es uns selbst jene Gaben, und das Vermögen, von ihnen einen solchen Gebrauch zu machen, verliehen hatte.

Das Schicksal bindet sich nicht engherzig, wie die Menschen, an gewisse Handlungsweisen. Es behauptet das Recht unumschränkter Willkühr, die jede Regel verschmäht. Wenn es zuweilen von den gewöhnlichen Maximen abweicht: so hat es sich darum nicht zurückgezogen. Es gefällt sich oft in Launen und Paradoxieen. Daher ist nie vorauszusehen, was aus einem Dinge werden wird. Auch da, wo der Zufall noch so eigensinnig zu herrschen scheint, sollten wir es nicht verkennen. Eben in diesen Abweichungen kündigt es sich nur zu laut an. Es ist und bleibt allbestimmt und allbestimmend,

gibt nie von seinen Ansprüchen nach, versäumt nie etwas, um es nachher wieder einzuhohlen. Einer mag sich sträuben, sinnen und sich anstrengen so sehr er will, mag es auf allen Wegen, durch alle Kunstgriffe und Mittel versuchen: sein Schicksal ereilt ihn doch in jedem Augenblicke seines Lebens.

Warum scheltet Ihr den Thoren, daß er nicht weise ist, da es doch sein Schicksal war, thöricht zu seyn, dem Ihr auch nicht hättet entgehen mögen, wenn es über Euch wäre verhängt gewesen? Warum versagt Ihr dem Euer Mitleiden, und vergrößert wohl gar durch Vorwürfe sein Unglück, der sich durch Ausschweifungen, Trägheit und Sorglosigkeit verdirbt? Das Schicksal solltet Ihr anklagen, das den Unglücklichen selbst als Werkzeug braucht, ihn zu Grunde zu richten. Warum werdet ihr unwillig über jenen, der das nahe, leicht zu benutzende Mittel seiner Rettung versäumt? Thut er damit etwas anders, als welches zu thun ihn sein Schicksal zwingt? Wäre es auf ihn angekommen, er würde ihm gewiß nicht vorbey gegangen seyn. Ihr sinnet einem Menschen ein andres Betragen an als er wirklich äußert, und behauptet, daß Ihr gewiß klüger gewesen seyn, und Euch an seiner Stelle anders benommen haben würdet. Aber — um diese Eure Behauptung gelten zu lassen — Ihr bedenkt nicht, daß Ihr an seine Stelle eine andre Natur, und in ihr den Keim eines andern Schicksales mitgebracht haben würdet, daß überhaupt keiner anders ist, und sich anders benimmt, als er, auf der Stelle, worauf er steht, und in den

Verhältnissen, in denen er sich befindet, seyn, und sich benehmen muß.

Ihr zürnt über die Weichlichkeit, Feigheit und Kraftlosigkeit, womit sich ein andrer von jedem Eindrucke beherrschen und seine Stimmung aufdringen läßt. Aber folgt nicht auch dieser hierin seinem Schicksale?

Ihr entrüstet Euch über die Irrthümer, die Rohigkeit und Verschrobenheit der Menschen, die gänzliche Unwissenheit, Vernachlässigung, Schiefheit und Verkrüppelung ihres Geistes. Aber Ihr solltet sie bedauern, daß ihr böser Dämon sie zu dieser Ungestalt verdammte.

Ihr verachtet sie um ihrer sittlichen Unwürde, ihrer Verkehrtheit, Niederträchtigkeit, Selbstentehrung, ihres gemeinen, schmutzigen Charakters, ihrer ungebändigten Leidenschaften, ihrer eigensüchtigen Maximen, ihrer ungerechten und lieblosen Handlungen, ihres Kaltsinnes gegen das Wahre und Gute, ihrer Unempfindlichkeit gegen das Große und Göttliche willen. Aber Ihr thut daran Unrecht; denn sie sind dazu geboren. Ihr solltet sie um keiner Kränkung willen, die sie Euch anthun, hassen; denn sie sind elend genug, daß sie das Schicksal zur Ausführung seiner schlechtesten Operationen braucht.

Nicht minder ungerecht ist der Mensch gegen sich selbst. Er behauptet: er habe anders handeln können, und grämt sich mehr über sein Versehen, als über das Unglück, das ihm daher entsprungen ist. Freylich wenn sein Schicksal ihn anders geleitet, ihn in andre

Umstände gesetzt, oder ihm eine andre Natur gegeben hätte, würde er anders haben handeln — nicht können sondern — müssen. Bey seinen Irrthümern wirft er sich vor, daß sie durch mehr Wahrheitsliebe, ein reiferes, unpartheyischeres und vielseitigeres Ueberdenken der Sache zu vermeiden gewesen wären, und vergißt, daß ihm eben das von seinem unfreundlichen Genius versagt war. Er meynt er hätte seinen Geist besser anbauen können, und beherzigt nicht, daß dazu andre Anlagen, Bedürfnisse, Umgebungen, Hülfsmittel und Triebfedern wären erfordert worden. Er glaubt, er habe durch ein klügeres, muthigeres, standhafteres Benehmen manchem Unglück entgehen, manches andre verbessern, und manches unbenutzte Gute zu seinem Vortheile verwenden können, ohne in Erwägung zu ziehen, daß auch darin alles über ihn beschlossen war. Er klagt sich über eine unvorsichte, schlechte, verderbliche, gesetzwidrige Handlung an, peinigt sich mit bittrer Reue, denkt mit tiefem Schmerze, er könne besser seyn als er wirklich ist, ohne sich zu erinnern, daß auch hierin der Wille des Schicksales unumschränkt und unerbittlich herrsche, jedem das Maß von Würde und Unwürde zumesse, welches er in seinem Leben zeigen soll, daß keiner es höher in der Veredlung bringe, und tiefer zum Schlechten herabsinke, als es sein Schicksal gestattet und will. Die Reue gehört dem Schicksal an; es mag seine Fehler beklagen, wenn das Fehler zu nennen ist, was in die Ordnung des Ganzen gehört.

So gehe denn hin armer Mensch, und weine über dein Loos, daß du zum Sclaven geboren, unter die eiserne, allbeherrschende Gewalt des Schicksales mit allem, was in und an dir ist, verkauft, und auch über das Höchste und Vortrefflichste in dir, über das wohin dein ganzes Verlangen steht nicht Herr bist, daß dich fügen mußt dem allmächtigen Willen und auch dem Schlechten, der Unwürde und dem Unglücke nicht entgehen kannst, wenn es über dich verhängt ist. Aber du kannst weinen, du fühlst das Elend deiner Lage, das bürgt dir für Rettung, das läßt dich die Lichtseite ahnden und hoffen, die uns vielleicht bald aufgeht.

---

## Elftes Kapitel.

## Härte und Gunst des Schicksales.

---

Ehe wir indeß zum Anschauen jener Lichtseite gelangen, ist es nöthig, uns mit den einzelnen dunkeln Stellen auf der Schattenseite näher bekannt zu machen, denn nur dadurch können wir uns jener in ihrer ganzen Klarheit bemächtigen, und es dahin bestimmen, daß es uns nie eine andre als diese zukehren kann. Freylich, so

viel sich voraussehen läßt, ein freudenloses Geschäft, welches sich aber dadurch unaussprechlich belohnt, daß uns das Göttliche nachher in desto größerer Herrlichkeit erscheint.

Wir haben bis jetzt unser Verhältniß zum Schicksale auszumitteln gesucht, nun müssen wir die Beschaffenheit und Gesetze des letztern selbst erforschen. Wir haben uns gefunden in jeder Hinsicht beherrscht von des Schicksales heiliger Gewalt. Daher entsteht die Frage, was es für eine Gewalt sey, der wir damit unterworfen sind, wie sie mit uns verfahre, ob, in wie fern, und welche, Ordnung in ihm wallte, wessen wir uns zu ihm zu versehen, was wir von ihm zu hoffen oder zu fürchten haben.

Unsre bisherigen Entdeckungen waren sehr niederschlagend. Denn ungern gibt der Mensch alles was in und an ihm ist einem Fremden hin, wenn er sich auch einer milden freundlichen Behandlung versichert halten kann. In ihm wohnt ein erhabenes Gefühl der Freyheit, das ihm höher gilt als sein Leben, und an dessen Vertheidigung er, wenn nicht seine Natur ganz zum Gemeinen herabgesunken ist, muthig alles sonst Theure und Geliebte wagt. Er trägt kostbare Schätze in seinem Innern, ein heiliges Erbe, das er keinem andern anvertrauen kann, über welchem er schlechterdings selbst wachen muß, wenn er ruhig seyn soll.

Einigermaßen könnte es ihn indeß trösten, wenn er wüßte, daß das Schicksal nicht nach blinder Willkühr und mit unerbittlicher Strenge, sondern nach einer weisen Ordnung mit ihm verfahre — nach einer solchen

Ordnung, deren Gesetze von ihm nicht allein erkannt sondern als wohlthätig erkannt werden können, die mit seinem innern Leben, seinen tiefsten und unvertilgbarsten Bedürfnissen übereinstimmt, sein höchstes Interesse schont, ehrt, und befördert, ihm die Hoffnung läßt, noch einst in einem bessern Zustande, auf welchen ihn sein irrdisches Leben vorbereitet, ganz von ihm frey zu werden, die ihn vielleicht gar zu dieser Befreyung und diesem bessern Zustande reif zu machen verspricht.

Aber es ist zu besorgen, daß uns auch dieser Trost verschwinde. Doch wir hören auf die Erfahrung; sie allein kann uns darüber belehren.

Was uns hier am ersten auffällt ist Härte und Gunst des Schicksales.

Der größte Theil der Menschen lebt freylich zwischen beyden in einem glücklichen Mittelverhältnisse. Das Schicksal hat ihn von seinen Gütern und Uebeln, ein ohngefähr gleiches Maß zugetheilt, und ihn, wo es ihn in dem Einen Stücke versäumte, in dem andern desto reichlicher bedacht, für Entbehrungen Genuß, für Lasten Erleichterung gegeben, und führt ihn unter beständigem aber selten heftigem Wechsel ruhig durchs Leben. Menschen dieser Art wissen daher auch selbst nicht recht, wie sie mit dem Schicksale daran sind. Sie haben wohl oft große Beschwerden gegen dasselbe zu führen, wenn es ihnen etwas nimmt oder mißlingen läßt, wenn sie sich von ihm beraubt, gekränkt oder gedemüthigt sehen; aber sie söhnen sich auch wieder mit ihm aus, so bald es eine freundlichere Miene annimmt, welches dann auch

nicht lange währt, und vergessen gerne und schnell der alten Beleidigung.

Geistige Verwahrlosung wird selten gefühlt; daher sich auch nicht leicht jemand darüber beklagt. Jeder findet in dieser Rücksicht fast immer das, was seine Bedürfnisse fordern. In Ansehung des irrdischen Fortkommens kann es zwar das Schicksal der menschlichen Ungenügsamkeit selten recht machen. Keiner ist deswegen auch ganz mit ihm zufrieden, und um so weniger, je gränzenloser seine Wünsche und Forderungen sind. Doch gewöhnt sich der Mensch gewöhnlich an sein beschieden Theil, und bleibt so mit dem Schicksale in gutem Vernehmen. In der Freude des erfüllten Verlangens legt er ihm nicht selten glänzende Lobsprüche bey.

So geht es dann im gewöhnlichen Leben auf und ab, aber weder hoch noch tief, anhaltend weder das Eine noch das Andre. Wie die wenigsten zu etwas Ausgezeichnetem bestimmt sind, erfahren sie auch etwas Ausgezeichnetes. Gemeine Anlagen, gemeine Bildung, gemeine Tugend, gemeine Lebensereignisse, gemeine Freuden und Leiden stimmen zusammen, gemeine Menschen zu machen. Durch sie entstehen auch gemeine Werke. Das Vortreffliche, wie das ganz Schlechte, geht nur dann aus ihren Händen hervor, wenn ihnen etwas verunglückt.

Aber so ist es nicht überall. Das Schicksal hat seine Günstlinge, die es hervorzieht, an die Spitze stellt, in allem beabsichtigt, um deren willen es große und kostbare Veranstaltungen macht, für welche es die andern beraubt, zu arbeiten und sich zu unterwerfen

zwingt, die es mit großen Anlagen ausstattet, in denen es das Feuer herrlicher, muthiger Kraft anzündet und unterhält, denen es alles zuführt, was sie nöthig haben, und noch obendrein, was sie sich wünschen, die es mit gränzenloser Zärtlichkeit pflegt, an deren Bildung es seine reichsten und edelsten Formen verschwendet, die es in allen Unternehmungen unterstützt, die es vor Fehlern bewahrt und an denen es alle begangenen Irrthümer wieder gut macht, denen alles in Liebe entgegen kommt, denen sich alles verschönert, was mit ihnen in Verbindung tritt.

Nicht allen und immer bezeugt es diese Gunst auf gleiche Weise, in gleichem Grade und mit fortdauernd gleichem Wohlwollen. Es macht einen Unterschied zwischen seinen Lieblingen, theilt manchem ein Gut zu, welches er weder schätzen noch brauchen kann, manchem ein solches, das andre hoch erfreut hätte, ihn aber unglücklich macht, manchem auch ein solches dessen er, ohne die versagte Zubehör nicht froh werden mag. Manchem gibt es das Eine, um ihn dadurch für den Verlust des Andern schadlos zu halten. Manchem veredelt es sein Leben nur durch einige herrliche Thaten und Begebenheiten; und vor manchem schüttet es den Ueberfluß idealischer Werken und der höchsten Gaben aus.

Den Einen zieht es hervor durch Reichthum, den andern durch Ehre; den Einen durch Fülle, Gesundheit, Kraft und Schönheit des Körpers, den Andern durch glänzende Anlagen des Geistes; und unter diesen wieder den Einen durch Tiefe und Lebendigkeit der Phantasie, den Andern durch Stärke der Vernunft; den Einen

durch Klugheit, den Andern durch Muth; den Einen durch Schnelligkeit und Leichtigkeit, den Andern durch ausdauernde, siegreiche Beharrlichkeit im Vollenden; den Einen durch innern Wehrt, den Andern durch äußere Abgeschliffenheit; den Einen durch Gehalt den Andern durch Form; den Einen durch die Liebe, den Andern durch die Achtung der Uebrigen; den Einen durch glücklichen Fortgang seiner Arbeiten, den Andern, indem es ihm ohne Anstrengung alles zuwirft; den Einen dadurch, daß es ihm unmittelbar gibt, den Andern dadurch, daß es ihn zum selbstthätigen Bilden reitzt, und ausrüstet.

Verschieden ist auch das Verhältniß, in welchem es mit seinen Gütern beglückt. Oft vereinigt es solche, die, ihrer Natur nach, mit einander verwandt, in einen leichten und glücklichen Verkehr treten, oft wirft es solche zusammen, die, entweder absolut, oder in dieser Mischung, mit einander unverträglich, sich immerfort widerstreben, anfeinden und hindern. Oft scheint es darauf abgesehen zu seyn, durch ein, sinnliches oder geistiges, Gut zu beglücken, dem dann die andern dienstbar beigesellt werden; oft ist jedes für sich Zweck, und soll für sich eine eigne Stimmung hervorbringen. Oft ist es die bloße Körperlichkeit zum Nachtheile der Geistigkeit, oft diese mit Zurücksetzung jener, und oft auch nur das Fortkommen im irrdischen Leben, worauf alle seine Veranstaltungen hinwirken. Wieder zahllose, kaum andeutbare Verhältnisse entspringen aus dem verschiedenen Maße, worin, und der Verschiedenheit der einzel-

nen Kräfte, durch welche es sich die Beförderung von dem allen angelegen seyn läßt.

Die Günstlinge des Schicksales erfahren daher die Erweisungen seines Wohlwollens nicht allein mehr oder weniger, sondern auch jeder auf eine eigenthümliche Weise, die im Irrdischen sein individuelles Leben bestimmt.

Auch ist noch der Unterschied zu merken, daß es einige immerfort mit gleicher Freundlichkeit begleitet, die es deswegen nur als ihren guten Genius kennen, andern nur abwechselnd fröhliche Blicke zusendet, sie dann und wann durch reiche Gaben erfreut, welche sie indeß für die übrigen Entbehrungen und Verluste schadlos halten.

Seltener, aber über alles glücklich zu preisen sind diejenigen, die das Schicksal in keinem Stücke versäumt hat, und nie vernachlässigt, die sich seiner besten Segnungen rühmen, und ihm immer vertrauen können, an denen alles in fröhlicher Harmonie steht, die, mit vorzüglichen Anlagen des Körpers, Geistes und Herzens ausgerüstet, sich schnell, kräftig und in edler Gestaltung entwickeln, überall die beste Wahl treffen, und sie eben so geschickt realisiren, denen alles nach Wunsch sich fügt, denen alle Herzen offen sind, denen alles mit Liebe entgegen kommt, die von allen geachtet werden, die an ihrem Aeußern und Innern die wahrsten, schönsten und edelsten Formen zeigen, und sie allem mittheilen, was sie berührt, die es gleichsam zum Genießen und Bewirken alles Vortrefflichen eingesegnet hat, auf deren ganzes Leben nie getrübte, ewige Klarheit herableuchtet.

Größer als die Zahl der ausgezeichneten Günstlinge ist auf der andern Seite die Zahl der Beklagenswerthen, welche es feindlich verfolgt, um ihnen seine ganze Härte empfinden zu lassen. Wer zählt die Armen, die des nothwendigen Unterhaltes beraubt, zu ewigen Sorgen und mühsamer Arbeit verdammt im Elende verschmachten, oder in schmutzigen Hütten, von nichts als Gegenständen und Zeichen des Jammers umgeben, das Leben hassen und verwünschen, das ihnen alle Schätze verschlossen hat, ihnen grausam auch die kleinste Erheiterung versagte, von dem sie selten oder nie einen frohen Augenblick erbeuteten? — die Verachteten, die im Staube der Niedrigkeit verkommen, nie erfahren, daß sie Menschen sind, wie die andern, um einen geringen Preis ihre Würde und ihre Rechte herzugeben genöthigt werden? — die Kranken, die, im heftigsten Schmerzgefühle, Wochen Monate und Jahre vergebens nach Linderung seufzen und nur darüber weinen, daß sie nicht sterben können? — die Schwachen, die mit einem siechen Körper, wie seelenlose Gespenster, traurige Bilder des Todes, sich selbst und andern zur Last dahin scheichen, denen das Leben eine ewige Nacht zu seyn scheint? — die Unglücklichen, denen nie etwas gelingt, die immer die Umstände schrecklich gegen sich gerüstet erblicken, bey aller Anstrengung und Klugheit doch nie weiter kommen, desto tiefer sinken, je höher sie sich heben wollen? — die Verwahrlosten, die ein schlechtes Talent oder eine gemeine Erziehung von allem höhern freyern Leben ausschließt, die durch ihre Unwissenheit, ihre Irrthümer, die Beschränktheit oder Verschrobenheit ihres Geistes

schon zu Sclaven gestempelt sind, die heftige Leidenschaften, abgestumftes moralisches Gefühl und gänzlicher Mangel an Bildung zu Verbrechern und damit zu allen unglücklichen Folgen ihres verdorbenen Lebens verurtheilten? So schrecklich kann das Schicksal den Menschen mißhandeln.

Nicht alle erfahren diese Grausamkeit auf dieselbe Art und mit derselben Strenge. Bey einigen mischt es dem Bösen wieder sein Gutes zu, wodurch es denn zwar gemildert wird, aber nicht aufhört drückend zu seyn; nicht selten ist indeß auch dieses Gute der Art, daß es ihnen die Größe und Stärke ihres Elendes fühlbarer macht. So begünstigt es oft Menschen eine Zeit lang, um durch plötzliche Verkehrung sie desto tiefer zu beugen; läßt es ihnen auf dem Wege des Fortkommens und der Ehre gelingen, damit das Zurückkommen, Schande und Verachtung sie desto heftiger treffe; theilt ihnen Güter zu, damit ihr Verlust sie desto schmerzlicher betrübe; regt in ihnen höhere Bedürfnisse an, macht sie mit Zwecken und Beschäftigungen bekannt; damit der Mangel an Hülfsmitteln jene zu befriedigen, und dieser sich zu bemächtigen sie desto unglücklicher mache; gibt ihrem Geiste eine feinere Bildung, daß ihr Herz desto empfindlicher werde für das Mangelhafte und Jammervolle des wirklichen Lebens; bringt sie in frohe Verbindungen, daß die Leiden der Geliebten sie mit verwunden, und die unvermeidliche Trennung sie ohne Trost und Hoffnung lasse; pflanzt ihnen ein zarteres Gefühl für das Gute ein, daß Verkennungen und traurige Erfahrungen ihnen desto näher gehen; gibt ihnen

heiligern, lebendigern moralischen Sinn, daß ihre Fehltritte ihnen vorwurfsvoller und peinigender werden, und auch das kleinste Versehen mit bitterm Kummer an ihrem Innern nage, daß der trübe Ernst und die finstre Wehmuth der Reue die Ruhe ihres ganzen Lebens vernichte.

Oft freilich ist das eine Gut Ersatz für den Verlust und die Entbehrung des andern; aber nicht selten hat dann schon die Heftigkeit und lange Dauer des Schmerzes die Empfänglichkeit für Erheiterung weggenommen. Oft gesellt sich auch geistiges und körperliches Elend — die eine Beraubung zu der andern; ein theures Pfand geht nach dem andern dahin; bis endlich auch der letzte Trost die letzte freundliche Hoffnung verschwindet.

Mancher wird im Elend geboren, er gewöhnt sich allmählig daran, weil er noch nichts Besseres kennt, und ist schon mit ihm vertraut geworden, wenn ihn die Vergleichung mit andern unzufrieden machen könnte. Manchen ereilt sein trauriges Geschick nach und nach, eines schwindet ihm nach dem andern dahin, eine finstre Wolke zieht nach der andern über ihn herauf; und er behält zwar Zeit sich zu sammeln, das Vorhergehende bereitet ihn auf das Künftige einiger Maßen vor, aber, indem alles einzeln an ihm vorüber geht, läßt auch jedes seinen Stachel in seinem Herzen zurück. Auf manchen bricht es auf Ein Mal von allen Seiten los; von allen Seiten sammeln sich Stürme, um über seinem Haupte zusammen zu schlagen und ihn zu vernichten.

Bey einigen ist das Unglück von kurzer Dauer; der Sturm wechselt mit Sonnenschein, und neue Freuden

gehen nach überstandenen Leiden, ihnen auf. Andre verfolgt es bis ans Ende. Es ist keine Heilung und Rettung mehr. Nur das Grab, das alles verschlingt, kann auch ihren Kummer bedecken. Darum steht auch ihre ganze Sehnsucht dorthin. Unter diesen sind wieder einige, vor denen es wohlthätig die Zukunft in heilige Dunkelheit hüllte, und diese wandeln ihr mit immer neuer Hoffnung entgegen. Andern offenbarte es grausam noch dazu ihre Rettungslosigkeit, ließ die weite unglücksvolle Ferne aus ihren Nebeln hervor treten, daß ihnen damit auch der letzte Strahl der Hoffnung und des Trostes verschwände.

So theilt das Schicksal, was ihm angehört unter die Menschen aus, und führt den einen abwechselnd durch Freuden und Leiden, den andern unter unaufhörlichen Gunstbezeugungen triumphirend, und den dritten unter beständigen Verfolgungen und Mißhandlungen klagenvoll durchs Leben. Dies scheint kein tröstliches Resultat zu versprechen.

---

## Zwölftes Kapitel.

## Gerechtigkeit des Schicksales.

---

Sollte das Schicksal in der ungleichen Austheilung seiner Güter und Uebel, wie wir sie im vorhergehenden Kapitel haben kennen gelernt, so ganz nach Willkühr verfahren, gar keinen Plan befolgen, den wir billigen könnten? Es wird uns schwer dieses zu denken. Glückliche, zum höchsten Gipfel der Ehre und des Wohlseyns erheben, mit allem Wünschenswehrten und Vortrefflichen überhäuft, Unglückliche, ins tiefste Elend hinab gestoßen, gedrängt, verfolgt und gemißhandelt, bloß weil es so seyn soll; weil jeder darin sein beschiedenes Loos findet: der Gedanke empört uns im Innersten, unsre ganze Menschheit lehnt sich gegen ihn auf.

Aber auch in dem Härtesten, was einen Menschen treffen kann dünkt uns nichts Ordnungswidriges zu seyn, wenn er es verwirkt hat, wenn ihn darin verdiente Strafe trifft, sey es natürliche Folge seiner Handlungen, die er voraussehen und also vermeiden konnte, oder auch nur in zufälliger Verknüpfung mit einem unsittlichen Betragen. Auf der andern Seite können wir die ausschweifendsten Gunstbezeugungen des Schicksales nicht anders als billigen, wenn sie entweder nach der allgemeinen Ordnung der Dinge aus einem thätigen und weisen Benehmen entspringen, oder sonst mit innerm Wehrte in Verbin-

dung stehen, wenn der Würdige dadurch geehrt, das Verdienst belohnt wird. Es ist ein nothwendiges Gesetz in unserm Gemüthe, welches uns das alles nicht allein für recht erkennen, sondern auch unnachläßlich fordern lehrt. So glauben wir müsse es seyn, wenn überhaupt noch eine Regel in dem verwirrten Laufe der Dinge sich behaupten, und ein unvertilgbares Bedürfniß unsers Lebens nicht zu Wahn und Täuschung gemacht werden soll. Dem Gutem ergehe es gut, den Schlechten verfolge das Unglück. Wer mit besonnener Vorsicht und rastlosem Eifer thätig ist ernte die Früchte seines Bemühens; wer für das Gute sich aufopfert, dem werde seine Entsagung so überschwänglich vergolten, als es der Würde des Guten angemessen ist. Wer in träger Weichlichkeit sein Leben vertraumt, gehe leer aus; wer von der Leidenschaft geleitet, seinem Egoismus allein ergeben, nur Widersinniges, Unedles und Verderbliches bewirken kann, werde auch mit Widersinnigen, Unedelm und Schlechtem bezahlt. Das ist die Gerechtigkeit, welche wir dem Schicksale ansinnen, und welche uns mit allen seinen übrigen Fehlern wieder aussöhnen soll.

Um nun zu erfahren, wie es damit wirklich bewandt sey, laßt uns zuvörderst sehen, worin dieses Ansinnen sich gründe, warum, und in wiefern wir den Begriff der Gerechtigkeit geltend zu machen suchen.

Es ist unsre moralische Natur, die uns dazu nöthigt, das heilige Gesetz in uns, das unbedingt fordert, und dem wir gehalten sind, alle Wünsche und Bedürfnisse des Herzens, welche sich auf unser Wohl be-

ziehen unterzuordnen. Jener Natur ist es angemessen, dieses Gesetz enthält die Weisung; daß dem, welcher mit Aufopferung seines Wohles nach dem Höhern trachtet, und thut, was er soll, was er hingegeben hat werde erstattet, und zu Theil werden, was er wünscht; dem hingegen, der, mit Vernachlässigung und Uebertretung seiner Pflicht, sein Glück auf seine eigne Art zu bauen denkt auch das, was er sucht mißlingen, daß sittliche Würde auch im Physischen als Seeligkeit und sittliche Unwürde als Elend erscheinen müsse.

Offenbar aber beruht das ganze Ansehen so wohl jenes Gesetzes, als auch der in ihm enthaltenen Weisung auf dem Glauben an Freyheit, darauf, daß es lediglich bey uns stehe, ihm mit voller Resignation zu huldigen, oder auch ihm unsern Gehorsam zu versagen. Mit diesem sinkt auch jenes dahin. Wo keine Freyheit ist, ist Gerechtigkeit ohne Bedeutung, und in alle Wege unbedingte Willkühr des Schicksales. Wie kann mir das Lohn seyn, was ich nicht verdient und Strafe, was ich nicht verschuldet habe.

Alle Freyheit ist uns aber im Vorhergehenden unter die Gewalt des Schicksales verloren gegangen. Auch ihr letztes Gebieth, das Denken und Wollen hat sie diesem räumen müssen. Nur der Schein der Freyheit, in der That aber unbedingte Nothwendigkeit, bestimmt, wie alles, so auch unser Handeln. Das Schicksal handelt durch uns, indem es sich in uns als edle oder schlechte Natur offenbart. Ist es sonach nicht widersinnig, Gerechtigkeit von ihm zu fordern, da überall nichts ist, womit diese Ansprüche ihre Gültigkeit erwei-

sen könnten? Wie kann ich da etwas verlangen, wo ich alles empfangen habe, bey dem etwas verdienen, durch welches ich alles bin, was ich bin? In dieser Hinsicht kann so wenig gehofft werden, das Schicksal gerecht zu finden, daß dieser Begriff nicht einmal Anwendung erleidet.

Doch scheint jene Forderung, wenn wir auch unsre Freyheit überall aufgeben müssen, nur in einer andern Hinsicht, zurück zu bleiben. Der Begriff der Gerechtigkeit ist unserm Wesen so tief eingepflanzt, so innig mit allen unsern Bedürfnissen verwebt, daß wir uns gar nicht von ihm los machen, gar nicht davon abstehen können, ihn realisirt zu sehen.

Wir stellen uns überall mit dem Sittlichguten, wo und wie wir es auch denken mögen, unzertrennlich eine absolute Angemessenheit zum Physischguten, dem Wohlergehen vor; zwischen beyden dünkt uns eine innere Harmonie und nothwendige Verknüpfung statt zu finden, nach welcher das erstere das letztere, als Offenbarung oder Umgebung, magisch nach sich zieht. Daher wir dieses überall erwartend suchen, wo wir jenes finden, und uns gestört, verstimmt und im Widerspruche fühlen, wo es sich nicht so — oder gar das Gegentheil zeigt. Mit derselben innern Nothwendigkeit hängt der Begriff des physischen Uebels an dem des moralischen. Elend ist die allein schickliche Begleitung der Unwürde.

Es läßt sich auch von diesem Verfahren Grund angeben. Sey es, daß einer das Gute, welches durch ihn entsteht nicht selbst wirkte: so wurde es durch ihn

gewirkt; er war Werkzeug und mußte dabey angestrengt werden; Ideen, Empfindungen, Triebe und Reflexion mußten mannichfaltig auf und durch einander thätig seyn. Das Schlechte macht sich von selbst, und das Gute nur mit großem Aufwande. Dieser verdient angemessene Entschädigung, da er in empfindenden und denkenden Naturen nicht ohne theure Opfer bestritten werden kann. Die andern haben während dem genossen, und mögen dafür jetzt entbehren; da einmal Entbehrung mit in das Loos der Sterblichen und in die Reihe irrdischer Dinge gehört.

Wen das Schicksal würdigt, im Universum Gutes zu wirken, dem hat es eben damit Adel und Vortrefflichkeit zuerkannt, den hat es aus der gemeinen Natur ausgewählt, um ihn vor allen zu ehren. Ihm geziemt es sein angefangenes Werk fortzusetzen, und ihn auch in jeder andern Hinsicht als seinen Liebling zu behandeln, damit es weder selbst inconsequent sey, noch das Vortreffliche entweiht werde. Es hat ihn auf eine Höhe gestellt, auf welcher er weit über das gewöhnliche Leben hinaus sieht. Es darf ihn nicht wieder in dieses herabfallen lassen, und noch weniger durch Flecken desselben die Klarheit trüben, deren er dort sich freut.

Nichts ist vortrefflicher als die Tugend. Sie entstehe, woher sie wolle: zu ihr darf sich nichts Unedles gesellen. Nur das Glück darf sie begleiten.

Wer Schlechtes wirkt, den hat das Schicksal selbst verworfen, zu einem Unwürdigen gemacht. Ihm fehlt das Höchste und Beste; darum kann ihm auch das minder Gute nicht zufallen. Mit dem größten Uebel be-

haftet, scheint er den andern Uebeln nicht entgehen zu können. Das Schicksal würde Widersprechendes zusammen reimen, wenn es den, welchen es einmal, dadurch, daß es sich seiner zu den elendsten Verrichtungen bediente, zu einem Nichtswürdigen stempelte, doch wieder in einer andern Rücksicht durch Gunstbezeugungen auszeichnete.

Wie verhält es sich aber damit in der That? die Erfahrung kann uns hier allein Auskunft geben. Sie zeigt uns aber nicht allein Verdienste, die vergebens auf Lohn warten, auch Verdienste, welche verdunkelt, verkannt, mit Undank und Elend bezahlt werden, Tugendhafte, die in Armuth und Thränen vergehen, ehrenwehrte Edle, mit dem Staube der Niedrigkeit und dem Spotte der Menge bedeckt, Anschläge voll Weisheit, Muth und Uneigennützigkeit, aus denen verderbliche Folgen entstehen, blutige Opfer mit neuen Forderungen belohnt, Wohlthäter der Menschheit geächtet, Retter des Vaterlandes im Kerker, Herolde der Wahrheit auf dem Blutgerüste, Schandmäler auf den Gräbern der Weisen, die stille Anstrengung für Menschenwohl vom Hunger verzehrt, die verborgene, geräuschlos edle Wirksamkeit von harten Verfolgern gedrängt und gemißhandelt, die in tausend heißen Kämpfen bewahrte Unschuld an elende Wüstlinge verkauft; — auf der andern Seite triumphirende Verbrecher, Betrüger unter öffentlichem Schutze, Verräther des Vaterlandes vom Volke laut als höhere Wesen gepriesen, Feinde der Wahrheit und Tugend, die auf ihren Trümmern ein herrliches, unzerstörbares Glück bauen, träge Schwel-

ger, die sich mit Nichtsthun die Bewunderung und Verehrung aller erwerben, Günstlinge der Großen und Kleinen, die in ihrer Geist- und Herzlosigkeit ihre Vergötterung feiern, große Werke die aus den widersinnigsten Maßregeln, vortreffliche Plane die aus leeren Köpfen hervor gehen, Ehrenstellen mit unwissenden Taugenichtsen besetzt, die sich in dem Ruhme sonnen, den ihnen der Schweiß ihrer Arbeiter erwarb, die schwarze Schuld von dem Glanze ihres Glückes überstrahlt, wüthende Verfolger der Tugend als Heilige verehrt, Elende ohne Verdienst und Wehrt, die den Ueberfluß des Landes mit dem letzten Scherflein des hungernden Armen verzehren, und sich deß freuen, daß ihnen alles so wohl gelingt, unbarmherzige Dränger, die ungestraft ihre Grausamkeit im Herzen der Wittwen und Waisen wählen lassen. Das ist es, was uns die Erfahrung zeigt, das die Gerechtigkeit des Schicksales.

Wir messen alles nach unsern beschränkten Begriffen und glauben darum, wo das Verdienst ist müsse auch der Lohn seyn. Das Schicksal ist höher und weiser als wir; darum übt es auch eine erhabnere Gerechtigkeit aus. Wir sind alle gleich vor ihm, dem Einen gibt es das Verdienst, dem Andern den Lohn, dem Einen die Arbeit, dem Andern die Ehre, dem Einen die Würde, dem Andern das Glück, dem Einen Talente, dem Andern das Amt. So geht keiner leer aus.

## Dreyzehntes Kapitel.

## Veränderlichkeit und Unzuverlässigkeit des Schicksales.

---

Daß das Schicksal einem beständigen Wechsel unterworfen sey, folgt schon aus seinem Begriffe. Es ist das nothwendige Zusammenwirken und Wechselbestimmen aller Kräfte des Universums, woraus immer andre Lagen, Zustände und Thätigkeiten für jedes Einzelne entstehen müssen. So unendlich die Zahl und Verschiedenheit der Kräfte, so unendlich die Mannichfaltigkeit der Modificationen ist, welche sie durch einander erleiden können: so unendlich ist auch die Menge jener auf einander folgenden Lagen, Zustände und Thätigkeiten. In jedem Augenblicke ist und wird ein jedes ein andres. Nur das Ganze bleibt, auf sich ruhend und allgenügend, ewig dasselbe. Von ihm und zu ihm ist alles. Aus ihm entspringt alles, und in dasselbe kehrt alles zurück. Selbst unveränderlich, bringt das Schicksal alles allmächtig hervor, umfaßt, ordnet und regiert alles, und theilt jedem in jedem Momente zu, was ihm werden soll.

So erfährt es auch jeder in seinem Leben. Kein Ereigniß, welches ihn in demselben trifft ist darin dauernd; mit ihm geht sein Werk vorüber, um neuen Ereignissen und Werken Platz zu machen. Nie hält er sich unverrückt in demselben Verhältnisse zu den Ge-

genständen außer ihm. Der eine kommt ihm näher, der andre wird weiter in die Ferne gerückt, ein dritter verliert sich ganz aus seinem Gesichtskreise, bis er vielleicht in der künftigen Zeit einmal, unter andern Verbindungen, wieder zum Vorschein kommt. Auch der Mensch selbst bleibt nicht auf seiner Stelle, nur daß er sich nicht mit seinen Umgebungen in gleicher Richtung fortbewegt; mit manchen wohl eine Zeit lang, mit andern aber in abweichender, und mit noch andern in entgegengesetzter. Auf diese Weise geht es dann hin und her, Gutes und Böses, Frohes und Trauriges, Gemeines und Edles wechselt in seinem Herzen wie in seinem Thun und in seiner äußern Lage. Heitre und düstre Tage, Regen und Sonnenschein, Glück und Unglück, Gelingen und Fehlschlagen, Lieben und Hassen, wie geliebt und gehaßt werden — alles ist im Gehen und Kommen.

Einiges scheint indeß doch mehr Festigkeit zu haben. Eine Stelle scheint jedem im Ganzen angewiesen zu seyn, von welcher er sich nur in einer gewissen Weite entfernen darf, um wieder zu ihr zurück zu kehren. Freylich wird er dann vieles anders, aber auch vieles noch so finden, wie er es verlassen hat. Eben so liegt in der Beschaffenheit des Körpers, in der Einrichtung und Mischung der Geistesanlagen, im Temperament und im Charakter ein Prinzip der Gleichheit, ohne welches ihm die Identität seines Bewußtseyns vergehen, und er nie derselbe Mensch, oder, wenn man lieber will, dasselbe Instrument des Schicksales seyn würde. Dieses mit jenem zusammen ge-

nommen ist das Gerüst, wovon ab- und welchem hinzugethan wird ohne Aufhören, während es selbst die Verbindung des Ganzen unveränderlich vermittelt.

Aber auch darin ist näher angesehen kein Bestand. Auch hier herrscht, freylich mit Unterschied der Subjecte und der Zeiten, bey dem Einen mehr, bey dem Andern weniger, Wechsel. Die Lage des Menschen dauert wohl länger als das Einwirken der einzelnen Dinge, welche zu ihr gehören; aber auch sie bleibt nicht. Bey allen verändert sie sich jeden Augenblick einiger Maßen, und geht allmählig durch alle Gestaltungen hindurch. Ferner sind alle dem Gesetze des Fortschreitens vom jugendlichen zum männlichen, und von diesem zum Greisenalter unterworfen, wie die Natur das sinnliche Abbild davon in Morgen, Mittag und Abend, Frühling, Sommer und Herbst darstellt, und alles findet endlich seinen Tod, seine Nacht, und seinen Winter. Dann erfahren auch viele noch außerordentliche, gewaltsame, stürmische und unvorbereitete Veränderungen. Vereinigungen und Trennungen, die ihre Folgen bis ins innerste Leben erweitern, Gewinn und Verlust, Emporkommen und Herabsinken, Reichwerden und Verarmen, Besitzen und Entbehren, Geachtet- und Verkanntseyn, Wirken an dieser oder jener Stelle, mit gutem oder schlechtem Fortgange: das alles sind Dinge, wodurch die meisten Ein Mal, viele zum öftern ihr Leben in eine andre Form geworfen sehen.

Nicht weniger offenbart sich dieser Wechsel in unserer Empfindungsweise, die zwar, ihrem Prinzip nach,

in der Urform des innern Lebens gegründet ist, aber in ihren Erscheinungen doch auch sehr von den Veränderungen des Aeußern abhängt, und durch diese, wenn sie groß und anhaltend sind, oft eine ganz entgegengesetzte Stimmung erhält. Wie oft wird nicht durch die Ereignisse, die mit einem Menschen vorgehen, sein Leichtsinn in Ernst, sein Frohsinn in Traurigkeit, seine Heiterkeit in Mißmuth, und, umgekehrt, die Disposition zu ernsten und trüben Ansichten in die Gestimmtheit, alles von der leichten und lachenden Seite zu nehmen verwandelt.

Auch die Bildung und Richtung des Geistes, die Beschaffenheit seiner Einsichten, Ueberzeugungen und Grundsätze ist, ob gleich weniger, diesem Wechsel hingegeben. Nicht selten wird die Vernunft zur Schwärmerey, verliert sich die Wahrheit in Irrthum, das ruhige Nachdenken in fanatischen Aberglauben, der Sinn für Aufklärung in Geistesträgheit und Obscurantismus, der feine Geschmack in einen verschrobenen, die stille Harmonie der Seelenthätigkeiten in heftige Einseitigkeit. Vielleicht noch häufiger, weil die unverdorbene Natur dahin treibt, zeigt sich der entgegen gesetzte Wechsel.

Am festesten steht noch der Charakter so weit er im Temperamente gegründet ist, und wenn er einmal eine ernste Richtung auf das Gute genommen hat. Aber was die einzelnen Bestimmungsgründe seiner Aeußerungen, die Maximen seiner Thätigkeit, und die Handlungen, in welchen er sich zu offenbaren pflegt betrifft: so ist nichts wandelbarer als das.

Nur so viel scheint, diesem zufolge, am Menschen und in seinen Schicksalen unbeweglich zu seyn, als erforderlich ist, um sich selbst wieder zu finden und als dieselbe Person anzuerkennen, den Ueberfluß der Mannichfaltigkeit seines Lebens in Einem zusammen zu halten.

Die gesammten Offenbarungen und Veränderungen des Schicksales lassen sich, in ihrer Beziehung auf den Menschen, unter zwey Klassen bringen; sie sind entweder Bereicherungen oder Beraubungen in physischer, ästhetischer und moralischer Hinsicht, daher wir Güter und Uebel, ein glückliches und unglückliches Schicksal unterscheiden, und jenes unsern guten, dieses unsern bösen Genius nennen.

Auch in dieser Rücksicht kann nach der Veränderlichkeit des Schicksales gefragt werden, und sie zeigt sich nicht minder, als in jeder andern. Zuvörderst lebt kein Mensch auf Erden, der immer Gutes oder immer Böses erführe. Bey der unendlichen Mannichfaltigkeit von Gegenständen, welche mit jedem in Verbindung kommen, und Thätigkeiten, welche jeder äußert, wäre es ein, an Unmöglichkeit gränzendes Wunder, wenn alle von Einer Art seyn sollten. Jedes Einzelne hat vielmehr auch seine eigenthümlichen Wirkungen, von denen die Eine dem Guten, die Andre dem Bösen beyzuzählen ist. Bald neigt sich der freundliche Genius mit seinen Segnungen zu uns herab, bald steht der feindliche gegen uns auf, um uns zu nehmen oder das zu verderben, was jener gab.

Doch scheint es, als ob Einer von beyden eine gewisse Oberhand behaupte, so daß man von dem Leben eines Menschen im Ganzen sagen könne, es sey ein leichtes, glückliches oder ein hartes, trauriges Leben. Aber auch das zeigt sich nicht durchaus; sondern nur in einzelnen, wechselnden Perioden so. Die erfreulichen Begebenheiten sammeln sich zuweilen, wie die traurigen in gewisse Momente zusammen. Nichts desto weniger ist auch hierin Veränderung, und das ist es, was wir den Glückswechsel nennen, der so manchen hebt, und so manchen demüthigt, und seine tyrannische Herrschaft über die Menschen, durch eben so große als plötzliche Umkehrungen offenbart.

Aus allem dem geht hervor, daß keiner sich auf sein Schicksal verlassen könne. Jeder neue Augenblick führt etwas anders herauf. Keiner bürgt für den künftigen. Begleitet es dich zuweilen mit freundlicher Huld über eine große Strecke deines Weges: so hüte dich, daß du ihm darum nicht vertrauest. Wenigen blieb es treu, viele verließ es verrätherisch im entscheidenden Momente, viele führte es über Blumen bis an den Rand des Abgrundes, und stürzte sie dann mit wilder Grausamkeit hohnlachend hinab. Vielen warf es glänzende Freuden zu, damit es sich an ihren Thränen weide, wenn sie ihren Verlust betrauern. Vielen reichte es schmeichelnd den Wonnebecher, damit die Größe ihres Elendes sie vernichte, wenn sie von ihrem Rausche erwachen. Viele haben noch kurz vor dem Ende, bis wohin es ihnen wohl ging, seine Treulosigkeit erfahren.

Aber verzweifle auch nicht in deinem Jammer; schnell kann sich alles wenden. Plötzlich that oft die Dunkelheit sich auf, und zeigte in himmlischer Klarheit die schöne Zukunft.

---

## Vierzehntes Kapitel.
## Zwecke des Schicksales.

---

Die beyden Bemerkungen, welche sich uns zuletzt über das Schicksal dargebothen haben, daß es nähmlich unsern Begriffen von Gerechtigkeit nicht entspreche, und in allen seinen Erweisungen wandelbar und unzuverlässig sey, veranlassen die Frage: was es denn wohl eigentlich in seinem Verfahren mit dem Menschen beabsichtigen, warum es wohl diesen unübersehbaren Wechsel der Dinge bey ihm her führen, ihn in alle diese Begebenheiten verwickeln möge.

Wir sinnen ihm dabey stillschweigend ein Gesetz unsrer Natur an. So oft wir nähmlich mit Besonnenheit etwas unternehmen, schwebt uns ein Gedanke vor, mit dem Bewußtseyn, daß wir ihn durch unser Thun realisiren wollen, wir lenken dieses Thun auf ihn hin,

bestimmen durch dasselbe alle Aeußerungen desselben mit ihren Gegenständen, und es dehnt sich zu einer Reihe aus, welche sich mit der Darstellung jenes Gedankens endigt. Dies ist es, was unser Thun zu einem vernünftigen macht. Jener Gedanke ist unser Zweck, auf den wir hinterher alles beziehen, und aus welchem wir alles erklärbar finden. Einzelne Zwecke lassen sich wieder Einem einzigen höchsten Zwecke unterordnen, welcher der letzte Ziel- und Richtpunct unsers Lebens ist, in welchem sich alle seine Erscheinungen und Handlungen auflösen, und es selbst sich als ein Vereinigtes — ein vollendetes Ganzes darstellt.

Wir sind, wie wir gefunden haben, in jeder Hinsicht abhängig vom Schicksale, und tragen daher auf dasselbe unsre Idee eines Zweckes über. Wir suchen in seinen mannichfaltigen Entwickelungen Einen Punct der sie so vereinigte und zusammenhielte, daß sie alle nur um ihn zu erreichen da zu seyn scheinen.

Dieses Eine, nach welchem sich alles hindehnt, und bey welchem alles anzukommen strebt, muß zugleich ein solches seyn, das sich auf uns bezieht, irgend ein Interesse unsers Lebens befriedigt, einem wahren und dringenden Bedürfnisse in unserm Innern entspricht. Denn um uns selbst ist es doch hier allein zu thun. Nur uns wollen wir durch die Aussicht auf ein erfreuliches Ziel retten von dem Drucke, unter welchem uns die Gewalt und Veränderlichkeit des Schicksales gefangen hält. Mag es eine noch so erhabene Tendenz haben: so bald sie außer uns, oder zwar in uns, aber zuletzt wieder in

sich selbst zurück fällt, ist sie für uns nichts, kann sie uns keine Beruhigung geben.

Noch muß erinnert werden, daß wir, bey dieser Untersuchung, nicht über das Sichtbare hinausgehen, und das Schicksal nicht anders betrachten können, als wie es sich im irrdischen Leben vor uns entwickelt, als einen Zusammenhang der Dinge, welcher sich mit dem Tode für uns schließt. Mag es noch einen unsichtbaren Theil haben, noch über das Grab hinausgehen, sich in einem höhern und freyern Leben fortsetzen: darauf deutet nichts an unsrer Schattenseite hin. Alles liegt hier in der Dunkelheit der weltlichen Existenz. Wir können uns deßwegen auch nicht von dorther orientiren, nicht dahin den Zweck verweisen den wir hier vergebens suchten.

Wir sehen das Schicksal mancherley bewirken. Eine Menge von Puncten leuchtet uns beym ersten Blicke entgegen, in welchen seine unendlich vielfachen Veranstaltungen zusammentreffen, und welche wir für eben so viele Zwecke desselben halten. Aber das genügt uns nicht. Sie stehen in keiner Beziehung auf uns. Wir können immer nach einem neuen Wozu fragen. Es fehlt überdem noch ein Band, das sie unter sich wieder zusammen knüpft und Einem höchsten unterwirft. So lange sich uns dieses nicht in der Harmonie alles Einzelnen mit ihm offenbart, hindert uns nichts, jene für scheinbar, für zufällige Erfolge aus der mechanischen Weltordnung zu halten. Wir sind deßwegen noch nicht berechtigt, auf einen ihm vorschwebenden Gedanken zu

schließen, in welchem und zu welchem alles vereinigt seyn müßte.

Nur dann können wir Zweckmäßigkeit im Schicksale anerkennen, wenn sich alles nach Einem hinlenkt, welches zugleich einem nothwendigen, unverletzbaren und heiligen Interesse unsrer Natur entspricht. Hiernach also haben wir zu suchen.

Wir erleichtern uns dieses am meisten, wenn wir auf unsre Natur selbst zuerst reflectiren, ihre Bedürfnisse ausmitteln, und dann darauf achten, ob und in wie fern sich das Schicksal ihre Befriedigung zum Zwecke mache.

Wir haben körperliche, geistige und moralische Anlagen, und ihnen entsprechend drey Hauptbedürfnisse. Soll das Schicksal einen vernünftigen Zweck haben: so muß es entweder unsre Glückseligkeit, oder die Vollkommenheit unsrer Geisteskräfte oder endlich unsre sittliche Würde, oder die harmonische Vereinigung aller beabsichtigen. Keins von dem allem aber scheint sich, ohne lauten Einspruch der Erfahrung, behaupten zu lassen.

Wäre Glückseligkeit der Zweck des Schicksales mit dem Menschen: so müßte es ihn ganz anders behandeln, als es ihn wirlich behandelt. Höhere Empfänglichkeit für Freude, weniger Reitzbarkeit für Scherzgefühle, eine reichere Ausstattung seiner Natur, größere Harmonie seines innern Lebens, weniger Streit mit sich selbst, ein glücklicheres Verhältniß zur Welt und zu seines Gleichen, weniger Anfälle, Kränkungen und Störungen von beyden, mehr genußfähige Güter und frohe Verbindungen, und beyde reiner, dauerhaf-

ter, genügender, freyer von Gebrechen, erhabener über die Unvollkommenheiten, welche sie uns jetzt mehr zur Qual machen als uns in ihnen Erheiterung finden lassen, müßten ihn auszeichnen. Es dürfte uns nicht so oft berauben und mißhandeln, mit uns selbst, mit der Welt und mit andern entzweien, nicht so oft uns dasjenige versagen, ohne welches wir nicht zufrieden seyn können, uns von dem trennen, woran unsre ganze Ruhe hing, nicht so oft mit vergiftendem Kummer unser Herz durchwühlen, nicht so oft mit Armuth, Krankheit, Schmach, Verkennung, Mißtrauen und Selbstentehrung gegen uns wüthen. Es müßte diesen Zweck, wo nicht an allen, doch an den meisten erreichen. Ist aber nicht die Zahl der Glücklichen immer die kleinere gewesen? Müssen nicht die andern erst aufgeopfert werden, damit es einigen wohl gehe? Müssen nicht tausende im Schweiße ihres Angesichtes darben, damit Einer im Ueberflusse lebe — tausende ihr gemeines Daseyn im Staube der Niedrigkeit verzehren, damit Einer herrlich ausgestattet und hochgeehrt unter ihnen auftrete — tausende verunglücken, damit Einer beglückt sey — tausende umsonst arbeiten, damit Einer einer reichen Erndte sich freue — tausende unter dem Joche gehen, damit Einer frey dahin wandle? Wer kann bey den vielen Beyspielen der Härte, womit das Schicksal Menschen behandelt, noch glauben, daß es sie beglücken wolle? Auch davon abgesehen: ist der Mittelschlag, unläugbar der größte Theil, wohl so zufrieden, wie er seyn müßte, wenn ihn eine heilige und unwiderstehliche Gewalt in ihren Schutz genommen hätte? Erfreuen sich selbst sei-

ne Günstlinge wohl eines reinen, ungestörten und genügenden Wohles? Wo ist der Sterbliche, der alle seine Wünsche erfüllt sah, der nie noch nach etwas mit Sehnsucht verlangt, nie etwas mit Schmerz entbehrt, nie etwas mit Wehmuth betrauert, mit Angst befürchtet, mit Schrecken erwartet, den es nie gedrückt, geklemmt, gepreßt und gebeugt hätte? In Einem hätte es doch wenigstens, da es alles vermag, sein Ideal ganz realisiren sollen. Die Seligkeit wird nur bey den Göttern gefunden.

Aber die Menschen sind auch zu ungenügsam. Sie können nicht zufrieden gestellt werden, weil sie immer von neuem begehren — nie zur Ruhe kommen, weil sie sich immer neue Unruhe schaffen. Ihre Verkehrtheit bringt ihnen überdem den meisten Jammer. Ihre thörigten Anschläge machen alle wohlwollende Anschläge des Schicksales zu nichte. Eine eitle Beschuldigung! Was vermag denn der Mensch? Ist nicht alles an ihm Schicksal? Ist es nicht die allgebiethende Macht, die ihn nie rasten läßt, die an die Befriedigung den neuen Wunsch knüpft, die ihm jenes ungenügsame Herz gab, und ihn zu allem verleitet, was er Weises und Thörigtes beginnt? Führt sie nicht das Eine Unglück durch das andre herauf? Gibt sie nicht eben damit am deutlichsten zu erkennen, daß Beglückung nicht in ihren Plan gehöre, indem sie ihm so gar den Genuß des Vorhandenen durch sein eignes Gemüth verkümmert?

Vielleicht will uns das Schicksal erst zur Glückseligkeit erziehen, und ist selbst seine scheinbare Härte ein Mittel, uns ihrer in ihrer ganzen Reinheit, Größe und

Vollendung theilhaftig zu machen. Vielleicht fehlte uns ohne manche vorhergehende Prüfung die Empfänglichkeit für ihren ungestörten Genuß. Aber was gibt es davon Kunde? Welcher Sterbliche war denn ausgeprüft? Wann ist dieser Erziehungsstand zu Ende? Die Erfahrung sagt am Grabe. Wer öffnet den Vorhang dahinter? Ach wir schauen aus dem Schatten in die volle Dunkelheit? Könnte es uns überdem nicht reich machen, ohne uns vorher verarmen zu lassen.

Eben so wenig kann die Vervollkommnung unsers Geistes Zwecke des Schicksales seyn. Auch mit dem, was es für diese thut ist es schlecht bestellt. Keinem fehlt es wohl an perfectibeln Anlagen, keinem an Trieb, diesen Anlagen gemäß etwas aus sich zu machen. Aber in vielen sind doch jene Anlagen sehr kümmerlich, und oft schon in ihrem Keime zu einer verkrüppelten Entwickelung disponirt. In vielen ist dieser Trieb kaum merklich, und in andern durch die Stärke sinnlicher Begierden ganz überwältigt und erstickt. Ueberhaupt müßte unsre Natur reicher und kräftiger ausgestattet, weniger abhängig vom Irrdischen seyn, mehr Weckungs- und Bildungsmittel vorfinden, wenn Geistesvollkommenheit der Zweck des Schicksales wäre.

Es müßte überdem, in seinen mannichfaltigen Erscheinungen, die Tendenz, uns wahre Einsichten mitzutheilen, unsre Fähigkeiten harmonisch zu entwickeln, uns zu einem schnellen und richtigen Gebrauche derselben zu verhelfen, deutlicher offenbaren; es müßte diesen Zweck, wo nicht in allen, doch in den meisten wirklich erreichen; die meisten müßten es wenigstens zu dem

Grade der Vollkommenheit bringen, welcher zufolge der ursprünglichen Einrichtung ihrer Natur, der höchste mögliche ist.

Wie verhält es sich aber damit in der Wirklichkeit? Zuvörderst, was thut das Schicksal für menschliche Vollkommenheit? Freylich es führt uns Gegenstände zu, aus denen wir mancherley Belehrungen schöpfen, es setzt jeden in Umstände die seinen Geist wecken und entwickeln. Dabey läßt es sich im Allgemeinen bewenden. Was ist aber damit ausgerichtet? Nehmen wirklich auch alle jene Belehrungen an, werden wirklich alle dadurch geweckt und entwickelt? Und wann nicht — wer anders als das Schicksal trägt die Schuld? Es muß uns ja zu allem verhelfen — und nicht bloß in der Nähe zeigen, sondern wirklich mittheilen, was wir erlangen sollen. Ferner kommt es auch darauf an, wie wir jene Gegenstände ansehen, und auf welche Art unser Geist durch die Umstände angeregt werde. Wir können ihre Belehrungen falsch verstehen; unsre Bildung kann in eine verkehrte Richtung gedrängt werden. Was hilft es uns, daß jene auch wahr, diese auch richtig seyn könnten, wenn sie es wirklich nicht sind? Und hängt es von uns ab, daß sie es seyen? Nur für wenige hat es dahin gesorgt, daß alles so auf sie, und sie auf alles so zurück wirken, daß durch diese Wechselthätigkeit wahre Vollkommenheit einiger Maßen bey ihnen gedeihen kann.

Doch dies ist nur Verwahrlosung. Es läßt es dabey noch nicht bewenden; sondern arbeitet, wenn wir das Geschlecht im Ganzen betrachten, unsrer Blidung mehr entgegen als es sie befördert. Hat es nicht lange

Jahrhunderte heraufgeführt, auf welchen, undurchdringlich für jeden Strahl des Lichtes, die Nacht des Aberglaubens und der Geistesſclaverey ruhte, mit welcher das herrliche Talent vergebens rang, ſich empor zu arbeiten? Bedeckt nicht dieſe Nacht noch immer den größten Theil der Erde, ihre blühendeſten, mildeſten geſegneteſten Gegenden? Und bleibt nicht ſelbſt unter den kultivirten Völkern, bey den meiſten der Geiſt, gedrückt von Sorgen, Bedürfniſſen und phyſiſchem Elend, ewig an der Erde kleben, eingeengt in die Vorurtheile der öffentlichen Meynung, durch die Macht der Gewohnheit, die Heiligkeit des Alterthumes und der Authorität in unüberwindliche Schranken gezwungen, an religiöſen Frohndienſt und geweihte Formeln gefeſſelt, auf ewig ſeiner Freyheit beraubt? Vergeht nicht noch immer ſo manche glänzende Fähigkeit, einer ſchönen Entwickelung wehrt, in der Armuth an Bildungsmitteln, und im fruchtloſen Kämpfen mit unbeſiegbaren Hinderniſſen? Wird nicht ſo manches andre irre geleitet, und gezwungen, ſtatt der Wahrheit dem Irrthum zu dienen?

Darf es uns da befremden, wann die wenigſten zu derjenigen Vollkommenheit gelangen, zu welcher ſich ihre Natur unter günſtigern Umſtänden hätte erheben können, wenn an dem meiſten auch die guten Anlagen, die zu erfreulichen Hoffnungen berechtigten, nicht empor kommen, oder ganz und gar verwüſtet werden?

Kann das aber Zweck des Schickſales ſeyn, dem es mehr widerſtrebens als förderlich wirkt, worin es nur mit wenigen Auserwählten in etwas fort will, ohne daß auch dieſe darin eine bedeutende Höhe erreichten, mehr

als einzelne Züge des Ideales nur sehr mangelhaft darstellten?

Hätten wir vor dem Schicksale unsre Freyheit, wenn auch durch dasselbe mannichfaltig beschränkt, retten können: so ließe sich noch am ersten Sittlichkeit als letzter Zweck desselben rechtfertigen. Den Beweis dafür zu führen möchte freylich auch dann noch schwer fallen. Es würde dazu nichts Geringeres erfordert, als von jedem einzelnen Ereignisse die Tendenz zur Beförderung der tugendhaften Gesinnung aufzuweisen, welches aber eben durch die Behauptung der Freyheit, deren Verhältniß zu ihren Bestimmungsgründen unerforschlich ist, unmöglich gemacht wurde. Dagegen dürfte man, auf der andern Seite, von der Erfahrung auch keinen Widerspruch fürchten. Bey freyen Wesen kann das Schicksal seinen Zweck nicht immer erreichen, weil sie dazu mitwirken müssen, und es von ihrem Willen abhängt, wie dieses geschehen werde. Deßwegen kann auch daraus, daß er nur selten und von wenigen erreicht wird, nicht geschlossen werden, daß es diesen Zweck gar nicht habe. Die Schuld läßt sich immer auf die Freyheit wälzen, die von den zweckmäßigen Verfügungen des Schicksales entweder keinen, oder einen verkehrten Gebrauch machte, und so das Wohlthätige derselben vernichtete.

Ganz anders aber verhält es sich, wenn alles durch das Schicksal unveränderlich bestimmt ist. Dann darf nur das für erweislichen Zweck desselben gehalten werden, auf dessen Realisirung alles mit der erforderlichen

Tauglichkeit hinwirkt, und was wirklich auch allenthalben erreicht wird.

Dem zufolge kann Sittlichkeit unmöglich Zweck des Schicksales seyn. Das Meiste, was von ihm kommt ist mehr dazu geeignet, die Menschen schlecht als gut zu machen, ihren Charakter zu verderben, sie zu unmoralischen Gesinnungen zu stimmen, unmoralische Neigungen zu wecken und zu stärken, die ursprünglich guten dahin zu erweitern und zu erhitzen, wo sie fehlerhaft werden, in die Flamme der Leidenschaft aufschlagen, und pflichtwidrige Handlungen zu erzeugen. Daher herrscht denn auch das Böse über das Gute, gibt es mehr unwürdige und gemeine als edle und achtungswehrte Menschen. Dürfte das aber wohl seyn? — noch mehr: dürften, wenn man auch dieses übersehen und dem Guten ein weiteres Gebieth und ein größeres Ansehen bey den Menschen zuschreiben wollte, als dem Bösen, dürften wohl so viele Abscheulichkeiten, Greuel, Verbrechen, selbst Verirrungen und Thorheiten unser Geschlecht schänden, als es, nach den unbezweifelten Zeugnissen der Geschichte, und den noch unbezweifeltern Zeugnissen der täglichen Erfahrung, wirklich entehren, wenn Sittlichkeit der Zweck des Schicksales wäre?

Vielleicht bleiben indeß Glückseligkeiten, Vollkommenheit und Sittlichkeit deßwegen so mangelhaft, weil das Schicksal nicht das Eine von ihnen, sondern die harmonische Vereinigung aller beabsichtigt, wo dann nothwendig das Eine durch das Andre beschränkt werden muß. Aber, ohne darauf zu bestehen, daß noch erst erwiesen werden soll, und aus der Erfahrung nie erwiesen werden kann,

daß das Schicksal diesen Zweck habe, streitet dagegen auch die Bemerkung, daß es viele Menschen gibt, die von allen dreyen in gleichem Maße entblößt sind, die mit absoluter Unwürde die größte geistige Armuth und Gebrechlichkeit und das höchste physische Elend vereinigen. Und in der That man darf nicht lange darnach suchen. Das ist doch wohl keine harmonische Vereinigung, wo alles sich gegen einander aufhebt?

Ferner fehlt es auch nicht an Beyspielen von solchen, die das Schicksal in gleichem Maße beglückt, gebildet und veredelt, denen es eine erfreuliche Lage neben einem vortreflichen Geiste und einem erhabenen Charakter zugetheilt hat, die also zum factischen Beweise dienen, daß Glückseligkeit, Vollkommenheit und Würde in einem sehr hohen Grade mit einander bestehen können. Warum müssen sie sich denn in den meisten so beschränken, daß daraus die körperlich, geistig und moralisch verarmten und verkrüppelten Wesen entstehen, die wir in zahlloser Menge unter uns wandeln sehen?

Der Mensch, dem das Schicksal nun einmal diese gebrechliche Natur gegeben hat, muß freylich oft, um seine Tugend zu behaupten sein Glück aufopfern und seine Vervollkommnung versäumen. Aber warum sollte das Schicksal, in dessen Händen alle Gewalt ist, nicht eine solche Einrichtung haben treffen können, vermittelst welcher der höchste Grad des Glücks, mit dem höchsten Grad der Vollkommenheit und Sittlichkeit füglich hätte zusammen bestehen mögen? Gewiß würde es dieses nicht unterlassen haben, wenn jener Zweck, den sich der Mensch wohl vorsetzt der seinige gewesen wäre.

Aber der Mensch gibt ihn sich doch auf, und durch ihn das Schicksal — wie kann dieses ihn denn abläugnen? Freylich — wenn es consequent ist. Aber das ist es eben, wornach wir fragen. Was folgt daher mehr, als daß es mit uns sein Spiel treibt.

Die Zwecke unsrer Natur sind erschöpft. Keinen erkennt das Schicksal für den seinigen. Hieraus geht unwidersprechlich hervor, daß es keinen, sich auf uns beziehenden Zweck habe, wenigstens keinen, welcher uns vernehmbar würde, was denn freylich nicht besser ist, als gar keinen.

Immer düstrer zieht sich die Schattenseite um uns zusammen, je näher wir sie betrachten. Wann wird es Licht werden?

---

## Fünfzehntes Kapitel.

## Ordnung des Schicksales.

---

Unser ganzes Interesse, in Ansehung des Schicksales, nachdem wir uns einmal in gänzlicher Abhängigkeit von demselben gefunden haben, geht dahin, daß es einem verständigen Prinzip unterworfen seyn möge: denn nur unter dieser Voraussetzung können wir seinen Entschei-

dungen mit Ruhe entgegen sehen. Sie scheint uns auf jeden Fall zu der Erwartung zu berechtigen, daß bey ihm noch etwas Erträgliches herauskommen werde.

Das Verständige ist entweder ein Zweckmäßiges oder ein Regelmäßiges. Das letztere, wenn es sich bloß als Darstellung eines Gedankes überhaupt in der Form und Verknüpfung der Dinge; das erstere aber, wenn es sich zugleich als reflectirte Tendenz zur Realisirung des Gedankens eines Guten offenbart. Das Regelmäßige ist Gleichförmigkeit des Mannichfaltigen, unter einer Regel, vermittelst welcher es sich zu Einem verbinden läßt, ohne daß eben jene Regel und diese Einheit einem andern Bedürfnisse als dem, welches der denkende Verstand daran nimmt entsprechen dürften. Es deutet nur an, daß etwas entweder selbst Geist besitze, oder von einem Geiste geformt sey und damit geistiges Leben empfangen habe. Das Zweckmäßige weiset auf ein Interesse des Herzens hin, zu dessen Befriedigung alles harmonisch zusammentrift. Alles ist zuletzt Einem Höchsten unterworfen und dient Einem Gesetze; während das Regelmäßige, das kein bestimmtes Ziel hat, so vieler Gestalten fähig ist, als es Arten gibt, nach denen sich der Verstand im Sinnlichen abspiegeln, und Einheiten, welche er in demselben auszeichnen kann.

Völlig genügt dem Menschen nur das Zweckmäßige: denn nur in ihm findet er dasjenige sicher gestellt, wofür er besorgt ist, in ihm eröffnet sich aus der dunkeln Gegenwart ein freudiger Blick in die Zukunft. Aber es hat sich im Vorhergehenden gezeigt, daß das Schicksal dieses; so weit unser Vermögen zu erforschen und be-

rechnen reicht, überall verläugne. Es bleibt uns nichts übrig, als in der Regelmäßigkeit eine verständige Ordnung des Schicksales zu retten, die uns in ihm das Werk eines Geistes verbürge.

Daß das Schicksal unter allgemeinen Gesetzen stehe, seine Hervorbringungen und Veränderungen nach unwandelbaren Regeln erfolgen, deutet schon der Charakter der Nothwendigkeit, mit welchem wir dasselbe denken müssen, an. Nichts ereignet sich ohne hinreichende Ursachen, und gleiche Ursachen bringen gleiche Wirkungen hervor. Von dem, was wir thun, wie von dem, was uns widerfährt, liegt der Grund in unsrer ursprünglichen körperlichen und geistigen Einrichtung, und in der Beschaffenheit der Dinge, die uns umgeben und auf uns wirken. Solche Einrichtungen und Verhältnisse ziehen aber überall dieselben Erscheinungen nach sich. Daß wir jene Einrichtung erhielten, und in diese Verhältnisse gesetzt würden, hat wieder in etwas anderm seinen zureichenden Grund. Die ewige und nothwendige Ordnung der Natur greift auch in unser Schicksal ein und bestimmt demselben Lauf und Richtung.

Das ist es indeß nicht, wornach wir hier fragen. Wir wollen vielmehr eben dieser Nothwendigkeit, die alle unsre Angelegenheiten, Wünsche und Aussichten vernichtet, entgehen. Wir wollen wissen, ob die mechanischen Wirkungsgesetze die einzigen sind, denen alles gehorcht, oder ob sie nicht selbst wieder unter höhern stehen, in welchen ein Verstand das regelt und ordnet, was aus ihnen verwirrt und ordnungslos hervorgeht.

Der mechanische Lauf der Natur kann nur durch Zufall das Gleiche zu Gleichem gesellen, das Mannichfaltige an vereinigende Puncte anlegen, und dadurch den Schein der Harmonie erzeugen. In seinem Wesen liegt davon nichts. Ein jedes entsteht und wirkt mit dem Vermögen, in den Formen und Richtungen, die ihm durch seine Lage und die Kraft, welche es hervorbrachte angewiesen sind. Das natürliche Prinzip der Dinge ist ein ganz andres als das verständige. Was jenem zufolge geschieht, bleibt eben um seiner, auf sich selbst ruhenden Nothwendigkeit willen, in Beziehung auf dieses, bleibendes Ohngefähr: Läßt sich ja dem Nothwendigen irgend ein Zweck andichten: so könnte es kein andrer seyn, als der, die größte Summe des Verschiedenen darzustellen. Dem ist der Gedanke entgegen: denn er fordert Einheit. In den Naturgesetzen ist nichts, was diese begünstigte.

Ein jeder ist um das Künftige besorgt, und wünscht wenigstens so viel von seinem Schicksale vorher zu wissen, als zu seiner Ruhe erforderlich ist. Die allgemeinen Gesetze der Natur geben uns davon nur einen äußerst schwachen Umriß, nur allgemeine Züge zu erkennen. Freylich ließe sich aus ihnen auch das Einzelne mit der größten Evidenz und Zuversicht erschließen, wenn wir alle Kräfte, welche im Universum wirksam sind, nach ihrer Verbindnng, ihrem mannichfaltigen Conflict, und ihren Verhältnissen zu jenen Gesetzen kännten. Bis dahin aber dringt kein Sterblicher. Es ist ein unendlich kleiner Theil in Beziehung auf das unermeßliche Ganze, was zu des Weisesten Kunde kommt. Darum muß uns

unser künftiges Schicksal ewig in unruhevoller Besorgniß lassen: so lange uns nicht eine geistige Ordnung bekannt wird, nach deren Gesetzen, wir nicht bloß im Allgemeinen Harmonisches und Weisheitsvolles, sondern auch insbesondre dasjenige zuversichtlich erwarten können, was den speciellen Regeln der Harmonie und Weisheit, die zu unsrer Kenntniß gekommen sind, angemessen ist.

Damit eröffnet sich eine neue erfreuliche Aussicht. Ist nähmlich verständige Ordnung im Schicksale: dann ist es auch ein allmächtiger und guter Geist, von dem es regirt wird; dann dürfen wir seine Anfälle nicht mehr fürchten, vor seinen Schrecknissen nicht mehr zittern. Wir können nicht anders als vertrauen, daß das Regelmäßige, nur von uns unerkannt, auch zweckmäßig sey, daß jener Geist, der in allem Ordnung schafft, auch ein erhabenes Ziel im Auge habe, welches nur wir in unsrer Beschränktheit nicht zu erreichen und zu ergründen vermögen, welches sich uns aber, je näher wir ihm kommen, je mehr sich unser Leben erweitert, auch immer mehr enthüllen wird.

Ob nun wirklich eine solche Ordnung im Schicksale sey, darüber kann uns allein die Erfahrung belehren. Aber diese zeigt keine Spur davon. Im Leben der Menschen ist überall Verwickelung ohne Auflösung. Oft vereinigen sich verwandte Ereignisse, scheinen von Einem Puncte aus das Ganze anordnen und in Harmonie bringen zu wollen. Aber in demselben Augenblicke, wo wir uns jenes Punctes zu bemächtigen, und aus ihm uns in unserm verworrenen Daseyn zu orientiren

suchen, fliehen sie wieder feindlich aus einander, um sich nie wieder zu begegnen, und regelloser disharmonischer liegt alles vor uns. Oft treten Begebenheiten, Empfindungen und Handlungen in das Licht eines schönen Gedankes, und aus ihm scheint sich eine große Bedeutung entwickeln zu wollen. Aber es ist nur eine flüchtige Beleuchtung, und alles tritt wieder in die alte Nacht zurück. Wir glauben oft eine Ansicht gewonnen zu haben, welche einen durchgeführten Plan des Ganzen bemerklich mache, aber es rücken immer neue Gestalten ein, und weichen andre aus ihrer Stelle, so daß sich zuletzt alles in einem unbestimmten Nebel verliert, aus dem nur einzelne Gegenstücke ohne Verbindung und Beziehung hervor dämmern.

Aus der sichtbaren Natur entsteht uns der Begriff einer verständigen Ordnung. Stille Einigkeit schwebt über ihren Formen; das Mannichfaltige fügt sich zum Einen; das Widerstreitende löst sich im Versöhnenden auf, die Theile fließen im Ganzen zusammen; überall kommt uns der lebendige Ausdruck des Gedankens entgegen; darum können wir sie verstehen und dringen desto tiefer in sie ein, je weiter wir diesem Gedanken nachspüren. In ihr spricht ein denkender Geist uns an, und ihre Bedeutung wird uns vernehmbar. Wir ahnden eine große Harmonie, die das ganze Universum bewegt, und immer mehr Züge von ihr enthüllen sich dem betrachtenden Verstande.

So hoffen wir auch unser Schicksal zu finden. Aber die mühsamen Anstrengungen, zu denen wir uns hier enschließen müssen, die vielfachen Versuche, das Sinnen

hin und her, ehe wir nur etwas entdecken, während uns in der Natur die hellen Puncte gleich entgegen schimmern, die Formen, in welche alles harmonisch zerfließt sich von selbst enthüllen, muß schon am Anfange Zweifel erwecken, ob es uns damit je gelingen werde. Der Erfolg ist nicht besser. Nichts kommt uns von selbst. Nur durch langes Wählen und Verwerfen gelangen wir zuweilen zu etwas, an welches sich das Uebrige anzuschließen scheint. Aber es zeigt sich bald, daß es nur Täuschung war. Wir müssen uns nach etwas anderm umsehen, und erfahren dasselbe Schicksal. Unser Denken verwirrt uns; je weiter wir es fortsetzen, desto dunkler wird alles um uns her; je näher wir dem Ziele zu seyn scheinen, desto weiter entfernt es sich von uns, desto ordnungsloser bewegt sich alles durch einander.

Der tröstliche Glaube des Herzens verläßt uns auch dann noch nicht, wenn sich der Verstand schon tief in das Gebieth der Speculation gewagt hat. Und das ist unser Glück. Sonst würde das vergebliche Streben dem Schicksale Bedeutung abzugewinnen, die trostlosen Zweifel, und die gränzenlose Verwirrung des Gemüthes, welche daher entstehen unser Leben noch elender machen, als die traurigsten Unfälle, womit sein Zorn gegen uns wüthen kann. Mit jenem Glauben helfen wir uns denn noch einiger Maßen zurecht. Durch ihn verbessern wir die Mängel, verbergen wir uns die Einsprüche, und schlichten wir den Widerstreit der Erfahrung. Durch das stille und heilige Interesse, womit er uns fesselt stimmt er uns unvermerkt, unsrer Speculation eine an=

dre Richtung zu geben, manches gar nicht, und manches anders zu sehen als es wirklich ist, und so dem Leben durch Selbsttäuschung die Einheit und den hohen Sinn zu bewahren, den er in demselben anerkannt, wenn nicht ihm angedichtet hat. Unglücklich aber ist der Mensch, der sich ganz von ihm losriß, und nun, bloß vom Verstande geleitet, der Bedeutung des Lebens nachforscht. Ihm wird sich zuletzt jede Spur derselben verlieren; er wird in demselben nichts als das blinde Spiel physischer Kräfte finden. Wie wäre es auch möglich, in dieser unendlichen Mannichfaltigkeit, ins unendliche von einander abweichender und mit einander streitender Thätigkeiten und Erscheinungen, welche sich, je weiter wir ins Leben hinein kommen, noch immer mehr hervorthut, die zarten Fäden, woran alles zusammen hängt zu entdecken, wenn wirklich ein ordnendes Princip es zusammengeknüpft hätte.

Das Resultat aller Erfahrungen, aller Betrachtungen und alles Nachdenkens ist für den Speculationsmenschen, wenn er sie am Ende seines Lebens überrechnet und zusammenzieht, kein andres, als daß ihm das Leben selbst das verwickeltste Räthsel geblieben sey. Nur ein höherer Standpunct, der ihm, wie jener Glaube, aber fester und gegründeter, aus dem Herzen den Plan des Lebens offenbarte, nach welchem er dann seine Speculation zu lenken und zu ordnen vermöchte — oder ein Licht, das über dem Grabe her in dasselbe freundlich hereinleuchtete, um an den Wesen und Erscheinungen neue Formen zu entwickeln, könnte ihn hier retten. Viel-

leicht gewinnen wir auch das, wenn sich uns einst die umgekehrte Seite darstellt.

## Sechzehntes Kapitel.
## Gleichförmigkeit des Schicksales.

So wenig sich auch durchgängige verständige Ordnung im Schicksale antreffen läßt: so ist doch ein schwacher Schein derselben, in einer gewissen Gleichförmigkeit seines Ganges, seiner Anordnungen, Verkettungen, Mittel, Zwecke und Wirkungen unverkennbar, welche sich indeß mehr negativ und einschränkend, als positiv und erweiternd, mehr in der Ausschließung gewisser Formen des Hervorbringens, Umgestaltens, Verbindens, Trennens und Zerstörens, als in vollen Tendenzen zu gewissen geistigen Darstellungen, mehr in der Befolgung seinem Wesen eingepflanzter Gesetze, als in der Richtung nach verständigen Prinzipien offenbart.

Es ist derselbe Geist, der in allen Werken des Schicksales lebt, und sich der gemeinen Betrachtung als Mischung von Freyheit und Nothwendigkeit, der

geikeinen Speculation als unabänderliche Bestimmtheit, beyden aber zugleich und überhaupt als Endliches und Unendliches, Objectives und Subjectives, Materielles und Formelles in unermeßlicher Mannichfaltigkeit gegenseitiger Beschränkungen und Modificationen zu erkennen gibt. Ein gemeinschaftliches Band hält alles zusammen; eine gemeinschaftliche Schranke umfaßt alles, und nichts dringt über sie hinaus; eine gemeinschaftliche Grund-Norm schwebt allen Bildungen und Umbildungen vor, mit einem gemeinschaftlichen Stempel ist alles geprägt, was vom Schicksale geboren, gepflegt, in die Ordnung der Dinge eingeführt und wieder aus derselben herausgerissen wird.

Es sind dieselben Revolutionen, denen alles Irrdische, das Einzelne und das Ganze unterworfen ist, derselbe Fortgang und dasselbe Zurücksinken, dieselben Stufen der Entwickelung und der Einwickelung derselbe Kreis, aus welchem alles ausströmt, um welchen sich alles bewegt, nnd in welchen alles wiedereinkehrt, wenn es seine Bahn vollendet hat. Blüthe, Frucht und Tod, aus dem wieder neues Leben reift. Jugendfeuer, Mannesstärke, Greisensschwäche, das Grab auf dem die junge Generation, in der sich das erloschene Leben erneuert hat, wandelt, um endlich auch von ihm verschlungen zu werden; Emporkommen, Wohlstand und Untergang einer Nation. Morgendämmerung, Mittagslicht und endlich dicke Finsterniß auf Erden — ewiges Loos, das von Geschlecht zu Geschlecht geht.

Gewöhnlich werden durch dieselben Kräfte auch dieselben Erfolge bewirkt, entstehen aus demselben Zusam-

mentreffen der Umstände auch dieselben Wirkungen. Dies ist mehr als Resultat der mechanischen Naturordnung. Denn dieser sind solche Verkettungen ungleicher Erscheinungen, wodurch gleiche Werke erzeugt werden gewöhnlicher. Das Gleiche gehört gar nicht in ihren Plan, und wo es darin sichtbar wird ist es aus zufälliger Vereinigung des Verschiedenen entsprungen. In dem wirklichen Laufe des Schicksales gehen aus Verstand, Kraft und Muth öfter herrliche Erscheinungen hervor als nach blinden Bewegungsgesetzen, die überall Hindernisse, Störungen und Ueberwältigungen herbey führen, geschehen müßte. Die Regellosigkeit scheint von gewissen ordnenden Prinzipien bezwungen zu seyn. Im wirklichen Laufe des Schicksales sehen wir seltener Weises aus Thörigtem, geringe Wirkungen aus großen Zurüstungen und erhabene Erfolge aus gemeinen Ursachen werden, als es in einer bloß mechanischen Natur, wo alles so wild durch einander geht, und sich so wunderbar in dem vielverschlungenen Mechanismus bestimmt zu vermuthen wäre.

Nicht weniger scheint auch, zwischen den Dingen und ihren Umgebungen, wenn nicht Aehnlichkeit, doch einige Analogie sich zu zeigen, welche ebenfalls nicht immer aus Naturgesetzen erklärt werden kann. Talente und Wirkungskreis stehen in keiner unmittelbaren Wechselbestimmung. Wenn man die vielen unbestimmten, schwankenden, wandelbaren und unzuverlässigen Mittelglieder, als Volksmeynung, Gunst der Großen, zufällige gute und schlechte Eindrücke, Ränke, Kabalen u. s. w. in Erwägung zieht: so erwartet

man weit seltneres und mangelhafteres Zusammentreffen beyder in ihrem Gewichte, in ihrem Wehrte und in ihrer Größe, als man noch Gelegenheit hat, wirklich zu bemerken.

Ferner ist auch eine gewisse Gleichheit in dem gegenseitigen Verhältnisse der verschiedenen Menschen nicht zu verkennen. Die Verschiedenheit führt sich an jedem auf eigne Weise durch. Vergleicht man die Arten dieses Durchführens bey mehrern unter sich: so zeigt sich auch darin eine bewundernswürdige Correspondenz. Das Eine verhält sich zum Vielen nicht bloß auf gleiche Art; sondern das Viele steht auch unter sich in größerer oder geringerer Annäherung, wie es die einzelnen Bestandtheile desselben mit sich bringen.

Wenn sich auch die Lebensereignisse des individuellen Menschen unter keinen festen Plan bringen, und einer, sich bestimmt und deutlich aussprechenden Ordnung unterwerfen lassen: so ist doch nicht zu läugnen, daß sich eine gewisse Gleichförmigkeit, die aus der ursprünglichen Einrichtung seines Wesens nicht ganz begriffen wird, und sich auch über dasjenige erstreckt, was in Ansehung dieser ganz zufällig ist, durch das Ganze hindurchzieht, es zusammenhält und zu einem für sich bestehenden Individuellen macht. Das ist es, was der Mensch dichterisch seinen Genius nennt, und womit er mehr als das natürliche Prinzip seiner Lebenseinheit bezeichnet. Dieser ist nicht nur ein weiser oder thörichter, guter oder böser; sondern er offenbart sich auch bey jedem in einer ihm ausschließend eigenthümlichen Art der Weisheit und Thorheit, des Glückes und Unglückes. Hierhin gehört

auch die Erscheinung, welche aus natürlichen Ursachen zu erklären, die größten Anstrengungen des Scharfsinnes bisher vergebens waren, daß es nähmlich viele Menschen gibt, die auch in zufälligen Dingen, in solchen, welche mit Verstand, Klugheit und den übrigen Eigenschaften ihres Wesens in keiner Verbindung stehen, wie z. B. im Spiele, in gewissen Unternehmungen, deren Erfolg größten Theils vom ohngefähren Zusammentreffen der Umstände abhängt, fast immer glücklich sind, und andre, die darin fast immer Unglück haben. So gibt es auch solche, bey welchen Glück und Unglück und der Wechsel von beyden eine einmal angenommene Weise nie zu verlassen scheint.

Endlich gehört auch noch der Geist des Zeitalters hierhin, der, außer einer gemeinsamen Denk- und Handlungsweise, auch noch einen gemeinsamen Gang der wenigen nothwendigen Ereignisse enthält, welcher freylich durchgängig aus jener erklärbar, vielleicht aber auch oft nach einem Prinzip der Harmonie und des Schicklichen ihr beygeordnet ist.

So zeigt sich denn im Schicksale zwar nicht dasjenige, was wir Verstand nennen, der sich durch vollkommnes Zusammenstimmen alles Einzelnen und Verschiedenen zu Einem oder mehrern Ganzen offenbart, aber doch ein schwacher Widerschein von Verstand, in welchem zarte, kaum bemerkbare Fäden sich durch das verschlungene Gewebe hindurchziehen, ohne es fest zusammen zu halten, und zu einem in sich Bestehenden und Vollendeten zu bilden.

## Siebenzehntes Kapitel.

## Launen und Paradoxien des Schicksales.

---

Die Gleichförmigkeit in den Ereignissen des Schicksales, von welcher im vorhergehenden Kapitel die Rede war, kann dem, welcher nur einiger Maßen beobachtet und denkt, nicht lange unbemerkt bleiben. Sie wird fast allgemein anerkannt, und auf sie die Meynung von einem regelmäßigen Gange menschlicher Dinge gegründet. Daher erwartet jeder, daß, unter gewissen Umständen, gewisse Erfolge, wenn sie auch durch keine mechanische Naturgesetze an sie geknüpft sind, unvermeidlich eintreten werden. Ob wir gleich einsehen, daß manche Wirkungen mit ihren Ursachen nur in zufälliger Verbindung stehen, und nur unter besondern Combinationen aus ihnen hervor gehen: so halten wir uns doch für berechtigt, den letztern auf die erstern zu schließen, und ihnen überall, wo jene sich zeigen, mit Zuversicht entgegen zu sehen, weil es uns einer verständigen Ordnung also angemessen zu seyn dünkt.

Nichts ist natürlicher, als daß wir uns in diesen Erwartungen oft getäuscht, und den Erfolg ganz anders finden, als ihn das Vorhergehende zu versprechen schien. Denn jene Gleichförmigkeit ist durchaus kein bestimmtes Prinzip, eher noch selbst durch den Naturlauf

bestimmt, auf jeden Fall aber durch denselben mannichfaltig beschränkt. Sie offenbart sich nur in einigen allgemeinen Grundzügen, von denen vielfache und sehr verschieden divergirende Abschweifungen dem Aufmerksamen gleich in die Augen fallen. Die Phantasie, in Verbindung mit dunkeln Gefühlen, läßt indeß von ihrem Bestreben, alles über seine natürliche Gränze zu erweitern, und was sie in vielen Fällen ausgedrückt fand allem andern anzusinnen nie nach, und es befremdet uns, wenn sich einmal etwas anders ereignet, als es sich nach der gewöhnlichen Verbindungsart ereignen sollte. Unter solchen Umständen werfen wir dem Schicksale Launen und Paradoxieen vor.

Als Laune des Schicksales betrachten wir das Daseyn und Entstehen solcher Erscheinungen, welche in den Kreis irrdischer Dinge gar nicht zu gehören, den Gehalt und das Gepräge der sichtbaren Ordnung zu verläugnen scheinen, ungewöhnliche Vorzüge und Gebrechen, Talente, die über das gewöhnliche Maß der menschlichen Endlichkeit weit hinausreichen und Verkrüppelungen, die tief unter dasselbe hinabsinken, das Hervortreten großer Geister und Zeitaltern, wo alles am Gemeinen klebt, der Glanz herrlicher Einsichten im düstern Gebiethe des Despotismus, der Unwissenheit und des Aberglaubens, reiche genialische Bildung unter allgemeiner Armuth, Kleinheit und Verschrobenheit, ehrwürdige Tugenden, wo alle nur in der Entehrung des Lasters sich groß dünken, tiefe einsichtsvolle Weisheit unter Abderiten und Nazarenern, feiner Geschmacke im Staube scholastischer Gelehrsamkeit, gesunder Menschenverstand

unter geweihten Dogmen und heiligen Formeln, freyer Sinnes unter Höflingen, vernünftige, anständige Sitten nnd eine edle Denkungsart unter Kleinstädtern, ein reines und zartes Kunstgefühl und ein reifes Urtheil bey den so genannten gebildeten Lesern.

Ferner nennen wir es Paradoxie des Schicksales, wenn es irgend etwas Vorzügliches oder Gemeines, Gutes oder Schlechtes von dem gewöhnlichen Loose irrdischer Dinge ausnimmt, Kreislauf desselben zurückhält oder beschleunigt, seine Perioden länger oder kürzer absetzt, in den Bereicherungen derselben verschwenderischer oder karger, in den Beraubungen härter oder schonender sich zeigt, als im Allgemeinen zu geschehen pflegt.

Das Schicksal scheint uns parador und nach Launen zu handeln; wenn aus kleinen Kräften große, und aus großen Kräfte kleine Wirkungen hervorgehen; wenn in thörigten Köpfen weise Anschläge entspringen, und die Weisheit der Verständigen sich in ungereimten Planen zu Schanden macht; wenn reife, überdachte, kräftige und muthvolle Unternehmungen an Widerstand und Hindernissen scheitern, und das unbesonnene Werk der Einfalt trefflich gedeiht; wenn aus dem Schlechten Gutes, aus dem Nichtswürdigen Vortreffliches wird, viel umfassende, lange getroffene Vorkehrungen sich in unbedeutenden Erfolgen endigen, und, wie durch einen Zauberschlag, ohne alle Veranstaltung, und wider alles Erwarten, das allgemein Bewunderte zu Stande kommt; wenn Narren befehlen und die Erleuchteten gehorchen; wenn das herrliche Talent, der hohe Muth und der feurige Drang Gutes zu wirken sich in einem kleinen Wir-

kungskreise verzehren, dessen Beschaffenheit überdem noch mit der Natur ihrer Anlagen im auffallendsten Widerspruche steht, während Unwissenheit, Geist- und Herzlosigkeit auf den höchsten Ehrenstellen glänzen, ihr verderbliches Thun über ein weites Feld verbreiten, wichtige und umfassende Geschäfte versäumen, oder in Verwirrung bringen.

Wir beschuldigen das Schicksal der Laune und Paradoxie; wenn es das Leben des Einzelnen in einer ganz andern Ordnung und in ganz andern Richtungen entwickelt, als das Leben der übrigen; wenn es den, welchen es bisher mit seinen Gunstbezeugungen überhäufte, plötzlich mit Härte von sich stößt, seinen glücklichen Liebling nicht mehr kennen will, und den, welchem bisher alles zuwider war, der immer nur seine Mißhandlungen erfuhr, mit Wohlwollen behandelt, ihm unerwartete Schätze darbiethet, seine Plane zu einem erwünschten Gelingen führt, und ihm die ehemalige Grausamkeit durch überschwengliches Wohlwollen vergütet; wenn es in dem Geiste einer Zeit die widersprechendsten Bestandtheile, wie Bigotterey und frivolen Unglauben, Aberglauben und gränzenlosen Scepticismus zusammen knüpft.

Aber mit welchem Rechte klagen wir denn doch hier das Schicksal eines launenhaften, paradoxen Betragens an? Wo hat es sich verbindlich gemacht, sich überall den Forderungen unsers Verstandes angemessen darzustellen? wo hat es die Gleichförmigkeit, die uns zuweilen überraschend an ihm auffällt, für ein Gesetz erklärt, an welches es in allen seinen Verfügungen gebunden wäre?

Kann da von Paradoxie die Rede seyn, wo es gar keine Norm gibt, wenn wir sie nicht erdichten? Und vollends, welche Kühnheit der Phantasie, da Launen zu erträumen, wo eine nothwendig bestimmte Ordnung der Dinge sich nur zufällig nach Verstandesgesetzen richtet.

Noch eitler und unüberlegter ist das Betragen derer, die, in gerechtem Mißmuthe über so viele traurige Erfahrungen von der Inconsequenz des Schicksales, ihm wohl gar mit Bitterkeit vorwerfen, es handle mehr nach Launen und Einfällen als vernünftig und planmäßig. Hätten sie nicht ihre thörigten Erwartungen mitgebracht: so würden sie ihm so etwas gar nicht ansinnen; sie würden die grotesken Gestalten, die wilden Ausschweifungen, die ungeheuern Combinationen, die wunderbaren Erzeugungen, die regellosen Veränderungen, die gewaltsamen Revolutionen, in denen es sich nun einmal zugefallen scheint, ganz in der Ordnung finden, und damit zufrieden seyn, daß in der bunten Mischung und dem verwirrten Spiele menschlicher Dinge noch so viel Einheit und Haltung ist.

Laßt es uns daher nur gestehen, daß es bloße Nachgiebigkeit sey, wenn sich das Schicksal in so vielen Fällen den ausschweifenden Forderungen unsers beschränkten Verstandes anbequemt, und nun auch an die Freyheit, die es sich vorbehalten hat, nach Belieben davon abzuweichen weiter keine Ansprüche machen. Freylich thut es dem Herzen wehe, diese Ansprüche aufzugeben. Unser höchstes Interesse wird dabey gefährdet; es ist ein zarter heiliger Sinn, der sich überall nach Einheit und Ordnung sehnt. Aber es ist ein-

mal auf unserm gegenwärtigen Standpuncte nicht zu ändern; — und dann besser, einmal für immer zu resigniren, als in jedem Augenblicke den Schmerz betrogener Hoffnungen von neuem zu erfahren. Vielleicht sammelt sich in der Stille der Resignation jener Sinn, um sich selbst bessere Befriedigung zu schaffen, ermannt sich jenes Interesse in sich selbst, um sich mit uns zu einer Höhe aufzuschwingen, von welcher uns die irrdische Verwirrung in der Klarheit einer himmlischen Harmonie erscheint.

---

## Achtzehntes Kapitel.

## Ungewißheit des Schicksales.

---

Aus allem, was bisher über das Schicksal bemerkt wurde leuchtet klar hervor, daß kein Mensch die künftigen Zufälle und Ereignisse seines Leben vorher wissen könne.

Bey den Ausschweifungen, welche es sich, so wohl in seinen Gunstbezeugungen, als in seinen Mißhandlungen, erlaubt, können wir mit größerer Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß es mit uns auf der Mittel-

straße bleiben, aber nichts bürgt uns dafür, daß es uns nicht von Einem Extreme zum andern werfen werde.

Bey der Veränderlichkeit, die sich in allen seinen Ereignissen zeigt, und welcher nichts Irrdisches entgehen kann, spricht kein Augenblick für den andern gut. Unter den Blumen, über die wir jetzt fröhlich dahin wandeln lauert vielleicht schon die Schlange, welche uns tödtlich verwunden wird. Hinter dem Horizonte, an dem jetzt lachend die Morgensonne herauf wandelt, sammeln sich vielleicht schon die Dünste zu dem Gewitter, das über uns ausbrechen, und alle unsre Hoffnungen auf immer vernichten wird. Alles, worüber das Schicksal Gewalt hat erfährt auch seinen verrätherischen Wechsel. Auf nichts kann sich der Sterbliche verlassen.

Die Gerechtigkeit ist auch kein Prinzip, wodurch wir die Zukunft erforschen könnten. Das Schicksal entscheidet dabey noch gar keinen, oder doch nach ganz andern Grundsätzen, als wornach wir urtheilen. Der Tugendhafte darf eben so wenig auf gewissen Lohn rechnen, als den Lasterhaften das verdiente Elend trifft. Keiner kann sagen, er habe nun sein Glück gegründet, und keiner, er habe es für immer zerstört.

Hätte das Schicksal in unserm Glücke, in unsrer Bildung oder in unsrer Veredlung einen uns vernehmbaren Zweck: so ließe sich aus der Natur desselben und den Mitteln, die dazu erforderlich sind vielleicht manches erschließen. Befolgte es durchgängig eine verständige Ordnung, oder behauptete es nur immer eine ge-

wisse Gleichförmigkeit in seinen Hervorbringungen und Veränderungen: so könnten vielleicht durch lange Beobachtungen die Regeln. derselben erlernt werden, woraus sich dann unsre künftigen Lebensentwickelungen, wenigstens im Allgemeinen, berechnen ließen. Aber nach Zweck und Ordnung haben wir bisher vergebens gesucht, und von jener Gleichförmigkeit nichts weiter gefunden, als einen schwachen Widerschein von Verstand, welchen uns mancherley dazwischen tretende Abschweifungen und Paradoxien oft ganz unsichtbar machen.

So ist uns denn nichts übrig, womit wir in die Geheimnisse der Zukunft dringen könnten, als jene ewige und nothwendige Ordnung der Dinge, die wir Natur nennen. Freylich möchte uns diese, durch ihre unabänderliche Bestimmtheit, noch wohl am Besten forthelfen, wenn sie weniger verwickelt wäre, und von uns im Zusammenhange aller ihrer wirksamen Kräfte übersehen werden könnte. Aber da unser beschränkter Blick so weit nicht reicht; da wir kaum die stäts wiederkehrenden, und uns gleichgültigen Erscheinungen nach ihren Gesetzen kennen: so werden auch hier die Fragen, die wir am angelegentlichsten an die Zukunft richten abgewiesen; auch durch dieses Organ antwortet sie uns nur über wenige und unbedeutende Dinge.

Es bleibt also dabey: tiefes Dunkel ruht auf dem künftigen Schicksale der Sterblichen; keine Stimme weissagt uns von dort her Glück oder Unglück; kein Tag leuchtet aus dieser Nacht herauf, als der, welcher

die Wirklichkeit bringt; kein Bothe verkündigt uns den Wechsel, ehe er selbst uns trifft.

Und das ist noch die einzige Gunst, die das Schicksal allen Menschen ohne Ausnahme erweist. Wir wünschen wohl oft die Nebel verscheuchen zu können, die unser fernes Leben umhüllen, aber wir wünschen damit unser Unglück. Die Freude hätte den größten Theil ihres Reitzes schon verloren, wenn wir sie erreichen; der Genuß der Phantasie hätte schon das Beste davon abgenommen; und das Uebrige würde uns vollends durch die neuen auf sie folgenden Leiden verkümmert, die wir dann doch auch vorher wüßten. Es wäre nicht möglich, irgend eines Gutes wahrhaft froh zu werden; der Gedanke an den nahen Verlust würde uns allenthalben verfolgen, und seine Bitterkeit in jede schöne Bewegung unsers Gemüthes mischen. Wie unglücklich müßte es uns machen, jeden Unfall, der uns im Leben treffen wird, jede Demüthigung, jeden Schmerz, jede langwierige Krankheit, jeden häuslichen Verdruß, jede öffentliche Erniedrigung, jedes harte Entbehren, jeden schleunigen Glückswechsel, der uns vielleicht vom höchsten Gipfel der Ehre und des Wohlseyns ins tiefste Elend stürzt, jede stille und laute Klage, jede bittre Trennung und selbst unsern Tod auf Tag und Stunde vorauszusehen! Wie peinigend würde uns diese Erinnerung begleiten, wie martervoll unsre Stunden ausfüllen, wie beunruhigend sich zwischen alle unsre Genüsse, Geschäfte und Betrachtungen drängen, wie schwer der Gedanke der Unvermeidlichkeit uns niederdrücken? Wie würde der Unglückliche sein Daseyn

verfluchen, der mit dem schneidenden Gefühle seines gegenwärtigen Jammers, einer eben so leidensvollen Zukunft entgegen sähe, welcher zu entgehen gar keine Möglichkeit wäre. Tausendfach würde das frühe Vorgefühl das Elend der Erde vergrößern.

Ein guter Genius verbreitete jenen dichten Wolkenschleier um die Ereignisse der Zukunft. So geht ihr der Mensch muthig entgegen, genießt die Freude rein und ganz, und tröstet sich in Bedrängnissen mit dem Tage der Erlösung, hofft von einem Tage zum andern, und schafft sich immer neue Hoffnungen, wenn ihm die alten zerstört werden, traut immer dem aufdämmernden Lichte, so oft es sich auch wieder in die Schatten verlor. Dieses herrliche Spiel der Phantasie erhält uns in freundlichem Einverständnisse mit dem Leben, lehrt uns auch dem Widrigen lachende Ansichten abgewinnen, erzeugt, auch unter den traurigsten Umständen, in den Hütten des Elendes, in dumpfen Krankenzimmern und finstern Kerkern süße Liebe zum Daseyn. Nur Ein Leitstern leuchtet dem Menschen auf seiner nächtlichen Wanderung, in den verschlungenen Labyrinthen seines räthselhaften Schicksales vor — Hoffnung besserer Zeit, gegründet auf glückliche Unwissenheit.

Wäre das Schicksal in unsrer Gewalt, dann könnte es uns nützen das Künftige vorher zu wissen. Es hinge nur von unserm Willen ab, dieses Wissen erfreulich zu machen; und es bedürfte nur des Muthes weise zu seyn, um in ihm eine unübersehbare Reihe der fröhlichsten Entwickelungen zu erblicken. Aber so war es besser, daß es uns verborgen blieb.

## Neunzehntes Kapitel.

## Unerforschlicher Plan des Schicksales.

Wenn wir gleich nicht im Stande waren, einen bestimmten Plan zu entdecken, welcher sich den Verfügungen des Schicksales unterlegen, und aus welchem sich diese erklären ließen: so berechtigt uns das doch noch nicht, ihm überhaupt allen Plan abzustreiten, und in ihm nichts als blinde, durch das Wesen und ohngefähre Zusammentreffen der Naturkräfte entstandene Nothwendigkeit anzuerkennen.

Mehreres deutet darauf hin, daß es allerdings einen Plan habe, in welchem auch vorzüglich auf den Menschen Rücksicht genommen ist. Dafür spricht außer der wahrgenommenen Gleichförmigkeit seiner Anordnungen, die für kein anders Wesen mehr Interesse hat, als für den Menschen, die reiche Ausstattung, welche es seiner Natur ließ zu Theil werden, die herrlichen Anlagen, welche es in ihn niederlegte, und die großen Anstalten, die für die Entwickelung derselben im Ganzen, so wenig es sich auch diese im Einzelnen durchgängig angelegen seyn läßt, getroffen sind. Davon zeugt alles Herrliche, was unter der Leitung des Schicksales aus den Menschen geworden, und durch sie zum Daseyn gekommen ist; da, von der unaufhaltsame Fortschritt unsers Geschlechtes, so mächtig auch die Hindernisse waren, die es in demselben bekämpfen mußte, das muthige Emporarbeiten

des Geistes, so fest auch die Fesseln waren, in die man ihn geschlagen hatte; davon endlich die unzählbaren Spuren von Verstand und Ordnung, welche über das ganze Universum verbreitet sind.

Gehen wir aber daran, diesem Plane weiter nachzuforschen, seine höchste Tendenz und sein zielendes Streben zu ergründen: so sehen wir uns überall unberathen. Daß wir, wenn wir bloß bey den gegebenen Thatsachen stehen bleiben, in uns selbst vergebens nach einem Guten und Erwünschten suchen, dessen Realisirung und Vollendung sich das Schicksal vorgesetzt habe, ist im Vorhergehenden dargethan. Weit mehr Erscheinungen streiten dagegen, als dafür zeugen. Nur eine, von der Erfahrung unabhängige Gewißheit, welche der Bestätigung durch sie eben so wenig bedürfte, als sie ihren Widerspruch zu befürchten brauchte und überhaupt von ihr angefeindet werden könnte, wäre im Stande dieses zu bewähren. Aber eine solche kennen wir bis jetzt noch nicht. Wir sind freylich darum nicht befugt, dem Schicksale die Absicht, jedem vernünftigen Individuum die höchste für dasselbe mögliche Vollkommenheit zu geben, gänzlich abzustreiten. Wie leicht könnten uns geheime, aber kräftige und entscheidende Beziehungen in unsrer Beschränktheit entgehen? Wie leicht wäre es möglich, daß dasjenige, was uns diesem Zwecke entgegenzuarbeiten scheint ihn in der That, auf eine uns unbegreifliche Art, entwickelte? Welche Aussicht würde sich dafür in dem Gedanken, daß das irrdische Leben nur der Anfang unsrer Existenz, die Vorbereitung auf einen höhern Zustand sey, dessen Ungereimtheit noch niemand

gezeigt hat und niemand zeigen kann, eröffnen? Aber eben so wenig sind wir auch bis jetzt berechtigt, dieses als Zweck des Schicksales anzuerkennen, und darauf seinen Plan zu gründen.

Eher noch ließe sich behaupten, daß es das Schicksal auf das unendliche Fortschreiten des Ganzen zu immer höhern Entwickelungen angelegt habe, und deßwegen das Einzelne oft versäumen müsse. Wenigstens scheint damit das wirkliche Weiterkommen des menschlichen Geschlechtes mehr zusammen zu stimmen. Aber dies ist noch nicht hinlänglich, jene Behauptung zu begründen. Dazu müßte dargethan werden, daß dieses Weiterkommen von ihm intendirt, und nicht bloß zufälliger Erfolg des Wesens und der Verknüpfung der Individuen nach Naturgesetzen sey, daß die Versäumung der Individuen und das periodische Zurücksinken des Ganzen nothwendig war, wenn dieses zu einer glanzvollen Höhe emporsteigen sollte, was sich aber nie erweisen läßt.

Das Ziel des Schicksales liegt in einer Ferne oder Höhe, welche unser Blick nie erreicht. Wohin wir es immer setzen mögen: wir stoßen auf Widersprüche, die wir nicht zu lösen im Stande sind. Darum muß uns auch sein Streben ewig unerforschlich bleiben. Einzelne helle Puncte sehen wir wohl; aber sie dienen nur dazu, die Dunkelheit des Uebrigen auffallender zu machen. Kein gemeinschaftliches Licht erleuchtet das Ganze. Daß das Schicksal einen Plan befolge, bleibt unendlich wahrscheinlich, aber welcher dieser Plan sey, wohin er ziele, wie er fortschreite, durch welche Mittel er sich ausführe, wie er sich auf uns beziehe, welche Rücksicht er auf

unsre höchsten Angelegenheiten nehme, in wie fern unser Interesse dadurch beeinträchtigt oder gefördert werde, ist uns verborgen.

Es ist leicht zu ermessen, daß mit jener Einsicht da sie sich nicht einmal bis auf die wichtigsten Momente erstreckt, wenig gewonnen sey, daß es dabey um unsre Ruhe nicht immer gefährlich stehe, als wenn eine blinde Nothwendigkeit alles regiert. Der Verstand will in alles eindringen, alles Dunkle erhellen, alle Geheimnisse erforschen, alles Verwickelte auflösen, in alles Widerstrebende Einheit bringen. Das Herz will Bürgschaft haben für seine Wünsche und Hoffnungen, Befriedigung für seine Bedürfnisse. Beydes ist dem Sterblichen versagt. Denn in die Nacht eines ewigen Geheimnisses hat das Schicksal seine Rathschlüsse eingehüllt, und in den Tiefen einer unergründlichen Verborgenheit führt es sie aus. Diese Ausführung wird in einer Reihe widriger und froher Ereignisse offenbar, aber keinem ward noch der Schleier aufgedeckt der ihren Ursprung und ihre Verkettung umgibt.

Vielleicht ist es gar ein, dem Wesen nach, ganz andrer Verstand, als der unsrige, der jenen Plan entworfen hat; vielleicht ist es eine ganz andre Art des Verknüpfens, Beziehens und Trennens als die unsrige, welche ihm zum Grunde liegt. Vielleicht ist es absolute Entgegensetzung, etwa die des Unendlichen und Endlichen, durch alle Momente durchgeführt, welche uns jenen Plan unbegreiflich macht, und uns in dem, was dort höchste vollendete und seligste Harmonie ist, überall Widerstrebendes entdecken läßt.

Was bleibt uns übrig, als zu schweigen und ehrfurchtsvoll niederzufallen vor dem heiligen, allgenugsamen, unnennbaren und unbegreiflichen Wesen, das als Schicksal über alles herrscht, und selbst alles in allem ist!

---

## Zwanzigstes Kapitel.

## Resultat.

---

So sind wir denn allmählig bey einem Resultate angekommen, welches nicht schrecklicher erdacht werden kann; wir haben uns in einem Zustande gefunden, den die ausschweifendste Phantasie kaum hoffnungsloser zu dichten vermochte.

Unser erster und feurigster Wunsch geht nach Freyheit. Aber wir sind unter fremden Dienst verkauft, und bleiben Sclaven des Schicksales so lange wir leben. Selbst auf unser Inneres können wir nur wirken, in wie fern jenes es uns gestattet, und nie anders, als wie es über uns beschlossen ist. Träume, Kinder einer überschwenglichen, ungezügelten Einbildungskraft sind jene herrlichen Entwürfe, in denen der Mensch sein selbstständiges Wesen zu verewigen, und ein Bild seiner Geister-

würde außer sich darzustellen trachtet. In der Knechtschaft geboren, vermag er nichts, als sein aufgegebenes Tagewerk zu vollbringen. Er muß tragen, was über ihn verhängt ist. Er wird nicht weiser, nicht glücklicher und nicht besser, als es das Schicksal will.

Und was ist es für eine Gewalt, die ihn bezwingt? Eine finstre, freudenlose, oft unerbittlich grausame, die für sein Glück und sein Elend gleich gefühllos, unbekümmert um seine Thränen und seinen Dank, ohne erkennbaren Plan und Zweck, ohne Gerechtigkeit und Ordnung, nur zuweilen mit einem Scheine von Verstand, ihn bald mit ihren Segnungen überschüttet, bald ihm alles nimmt, was seinem Herzen theuer ist, dem Einen in Ueberfluß gibt, und den Andern in Jammer und Dürftigkeit vergehen läßt, den Einen zum Verbrecher stempelt, im Andern den reinsten Adel der Seele bildet, den Einen zur tiefsten Niedrigkeit hinabstößt und den Andern zum höchsten Gipfel der Bildung und Auszeichnung erhebt.

Aus Freuden und Leiden, Gemeinheit und Größe, Gebrechlichkeit und Würde, Tugend und Laster bildet sich, in tausendfachen Mischungen, des Menschen Leben. Das Woher und Wozu bleibt ewig unbeantwortet. Er bringt es damit hin, wenn es ihm wohl wird, daß er seiner Einheit, Wahrheit und Bedeutung nachforscht. Und am Ende muß er doch gestehen, daß er nichts erforscht habe. Wie wäre es auch möglich, sich aus einem Traume herauszuträumen.

Aus Einem Labyrinthe geräth er in das Andre; das folgende immer verworrener als das Vorhergehende.

Jeder Morgen bringt Neues herauf; aber nur um ihn noch fester zu verwickeln. Aengstlich sieht er sich nach einem Führer um. Zuweilen scheinen von Ferne tröstende und rettende Stimmen her zu tönen. Die Täuschung verschwindet, und er geräth nur noch tiefer in die Irre. Am besten fährt noch der, welcher ohne zu grübeln, sich blindlings dem Zufalle hingibt, und alles nimmt, wie es kommt, weil er doch nichts ändern kann.

Keiner kann darüber weg, keiner die Fesseln zerbrechen, keiner sich in dem allgemeinen Wechsel behaupten, keiner das Künftige erforschen, keiner auf die Erfüllung seiner Wünsche und auf die Befriedigung seiner Bedürfnisse rechnen. Mag immerhin ein großer Plan über dem allem walten, und dieser Plan auch auf uns sich beziehen: es gibt doch für uns keinen Namen, jene Gewalt zu benennen, als ewige, unbedingte Nothwendigkeit, sey es der Natur, oder eines uns unerreichbaren Verstandes. Wolken umhüllen den Thron der unbekannten Gottheit, die mit allmächtigem Willen die Angelegenheiten der Sterblichen lenkt. Sie neigt sich auch nicht zu ihm herab, und läßt sich mit ihm in keine Befreundung ein. Sie führt ihre Gerichte aus, ohne auf seine Einreden, Bitten und Verantwortungen zu hören. Was sie beschlossen hat vollbringt sie mit unnachläßlicher Strenge, und keiner mag ihr wehren.

Gegen dieses Resultat empört sich unser ganzes Wesen. Nein — so ist es nicht, so kann es nicht seyen Das Leben wäre ein Fluch, wenn es so wäre; und verzweifeln müßten alle, die in dieses elende Leben geborn.

sind. Glücklich zu preisen wären nur die, welche nie zum Daseyn erwachten, sich nie aus dem kalten, freudenlosen Schoße des Nichts empor rangen, und die schon wieder in den kalten freudenlosen Schoß das Nichts zurücksanken.

Und jene ewige, unbedingte Nothwendigkeit, die auf nichts ruht und zu nichts hinstrebt, selbst jener unbegreifliche Verstand, der einen, von keinem als von ihm selbst, und vielleicht auch das nicht einmal, verstandenen Plan dichtet und ausführt — wer faßt diesen ungeheuern Gedanken? welche Form ist in unserm Geiste, der er nur entfernt zusagte? Wer kann, wenn er auch alle Bedürfnisse seines Herzens vergäße, sich alles Gefühles entäußerte, sich damit theoretisch beruhigen? welche Speculation dabey als ihrem Höchsten stehen bleiben? Das Verständige wird nicht aus Vernunftlosem geboren. Das Verschiedene ist nicht außer dem Einen, — und dieses Eine ein Geistiges. Nur in einer geistigen Idee, nur in einem intellectuellen Prinzip findet das denkende Wesen Befriedigung. Eben darin offenbart sich die Gewalt des Geistigen, und daher entspringt die Weisung für die Betrachtung, sich auf einen höhern Standpunct zu erheben.

Könnte sich die Speculation auch damit aussöhnen; das Herz könnte es doch nimmer. In ihm liegt ein unvertilgbares Streben nach etwas Herrlichem, welches, über jede Gewalt hinausgerückt, dieses Streben mit befreyt. Dieses ist mächtiger denn alles. Keiner, der sich auf sich selbst versteht, kann sich davon losreißen. Die ein-

leuchtendsten Schlüsse raisonniren es nicht hinweg. Es gibt dem Menschen Muth, mit hoher Zuversicht die Wahrheit selbst Lügen zu strafen. Darum kann er sich auch nie jenes hohen Vertrauens entschlagen, welches ihn, bey dem lautesten Widerspruche der Theorie, darauf bestehen lehrt, daß sein Leben mit Weisheit entworfen, von einer, zwar unbegreiflichen, aber nichts desto weniger, im menschlichen Sinne, verständigen Macht einem göttlichen Ziele entgegen geführt werde, und daß es bey ihm stehe, dieses Ziel zu erreichen oder zu verfehlen. Ein heiliger Glaube an Tugend, die er mit Freyheit üben, an Würde, die er selbst erringen, an Seligkeit, der er durch sich selbst theilhaftig werden kann, an eine Gottheit, die in allem waltet, an eine Versehung, die ihn zu immer höherer Vollkommenheit erzieht, wohnt im Gemüthe eines jeden Menschen. Nur auf Augenblicke kann ihn die Speculation daraus verdrängen. Früh oder spät kehrt er siegreich zurück: denn er ist eins mit seinem Leben und Bewußtseyn. Was diesem Glauben entgegen ist, ist darum ewig unwahr.

Wir haben uns durch die Speculation von ihm verloren. Er ist uns in unserm Raisonnement untergegangen. Durch Speculation müssen wir ihn wiederfinden, wenn er sich vor dem Verstande behaupten soll. Wir müssen uns zu einer andern Ansicht erheben, in welcher uns die bisherige zur absoluten Falschheit, und zugleich klar werde, wie sie sich jenes täuschenden Scheines bemächtigen konnte.

---

Zweyter Theil.

# Lichtseite der Philosophie.

## Erstes Kapitel.
## Moralische Freyheit.

Wir gelangten zu dem Resultate unsrer vorhergehenden Betrachtungen dadurch, daß wir von dem Irrdischen und Sichtbaren, welches sich durch den Sinn in der Erfahrung zu erkennen gibt; und darum ein Sinnliches heißt, ausgingen, und durch fortgesetzte Reflexion auf dasselbe sein Wesen und seine Gesetze zu bestimmen suchten. So erschien uns alles der physischen Naturnothwendigkeit unterworfen, und wenn auch der Geist sein Leben nicht ganz und gar verlor: so war ihm doch jedes Gebieth verschlossen, auf welchem er dieses rein und selbstständig hätte erweisen können. Er fiel unter dieselbe Gewalt wie alles andre, und konnte sich nur in so fern behaupten, als er dieser unbedingt gehorcht. Der Strom der Dinge riß auch ihn mit fort, und ihm blieb nichts, wovon er sich hätte halten und retten können. Das Höchste was wir hier zu erreichen vermochten war ein absolutes, allmächtiges und unergründliches

Schicksal. Anders konnte es auch nicht seyn. Denn auf diesem Standpuncte offenbart sich uns überall nichts als Materielles und was durch dasselbe vermittelt ist.

Gelänge es uns ein Geistiges als Ursprüngliches, Erstes und Selbstständiges, welches, von allem Sinnlichen befreyt, durch keine Erfahrung zu uns käme, weil es über alle Erfahrung hinaus ginge, darum ein eignes, freyes und göttliches Leben lebte, und gleichsam aus sich selbst eine unsichtbare, übersinnliche Welt bildete, als deren Beschränkung und Widerschein das Irrdische betrachtet werden könnte, unmittelbar zu erreichen: so würde uns das vielleicht nicht bloß zu einem entgegengesetzten Resultate führen, sondern uns auch zugleich darüber aufklären, warum wir unser Schicksal bisher nicht anders finden konnten, als wir es wirklich gefunden haben. Wir würden ganz inne werden, daß wir bisher nur die Schattenseite sahen, die nothwendig das Entgegengesetzte der Lichtseite ist, und uns das im Dunkeln zeigt, was uns diese in schöner Klarheit offenbart, sich zu dieser verhält wie das Falsche zum Wahren.

Es war etwas in uns selbst, welches uns verhinderte, uns bey jenem ersten Resultate zu beruhigen. Eine geheime Gewalt unsers Gemüthes, mächtiger als alle Speculation, nöthigte uns, uns gegen diese aufzulehnen, und in ihr, wo sie mit jenem Interesse streitet, nichts als absolute Falschheit anzuerkennen, selbst wenn wir den Beweis davon zu führen nicht im Stande seyn sollten. Dies deutet darauf hin, wo wir ein solches Geistiges, wenn es überhaupt irgendwo anzutreffen, und jener Glaube mehr als bloßer Wahn ist, zu suchen

haben. Aus uns selbst kommt uns die Kunde von ihm, auf uns selbst müssen wir daher reflectiren, in unserm Ich ihm nachspüren, wenn wir zur Ruhe kommen wollen, wenn jener Glaube sich auch vor dem Verstande bewähren soll.

Aber wir sind unsrer selbst, wie es scheint, nicht mehr mächtig. Wir haben uns überall von einem Andern bestimmt gefunden. Alles was sich von uns in äußerer und innerer Erfahrung kund thut ist ein Zeitliches, als solches in jener allgemeinen Wechselwirkung der Dinge mit begriffen und dem Schicksale unterworfen. Wie können wir es aus dieser Knechtschaft erlösen, und als ein Unabhängiges, Selbstständiges und Erstes darstellen? Selbst Denken und Wollen, worin wir uns noch am meisten frey dünken, stehen nicht in unserer Gewalt, erfolgen nach zufälligen Eindrücken und den Gesetzen der verknüpfenden Einbildungskraft.

Damit ist indeß, wie jeden sein Bewußtseyn lehrt, wenn er aufmerksam auf sich achtet, unser Ich noch nicht erschöpft. Dieses zeigt sich nähmlich als ein doppeltes. Einmal als ein solches, das sich auf etwas Aeußeres bezieht, mit diesem in Verbindung steht, von ihm Modificationen annimmt, und nie etwas seyn kann als in Gemäßheit dieses Aeußern. Es ist das Wandelbare und Zufällige an unserm Wesen, dasjenige, vermittelst welches die Welt in uns eindringt, und ihr Bild in uns zurück läßt, daß eben darum der Zeit unterworfen, in immer andern Formen erscheint. In ihm ist daher auch nur die Spur von der Einheit und Selbstständigkeit, welche dem Bewußtseyn zum Grunde liegt. Es gehört

dem Schicksale an, und selbst seine edelsten Thätigkeiten äußern sich nur von demselben geleitet und beschränkt. Sein Denken ist ein sinnliches, mithin motivirtes; sein Wollen wird durch Triebfedern bestimmt. Alles in ihm läßt sich aus etwas Vorhergehendem erklären. Dieses erblicken wir allein auf dem Standpuncte der Erfahrung, und die meisten Menschen lernen nie ein anders kennen, darum müßte ihnen, wenn sie sich recht darauf besinnen wollten, ihr ganzes Leben nur Schicksal seyn. In der Praxis erweist es sich nicht anders.

Gleichwohl ist in allen etwas Höheres rege. Ein Ich das keine Zeit anerkennt, unter nichts andern steht, von nichts anderm afficirt wird, und daher keinen Wechsel erfährt; sich als ein Uebersinnliches ankündigt, und als ein Vernünftiges selbst bestimmt. Dieses ist es, welches unser Bewußtseyn, unter dem beständigen Wechsel seiner Bestimmungen, zusammenhält, und uns unser Leben, so vielfach auch dasselbe von außen her gestaltet wird, als ewig dasselbe hingibt. Wäre der Mensch allein jenes sinnliche mannichfaltige Ich: so würde er sich in jedem Augenblicke als etwas anders finden, alles an ihm wäre zeitlich, und mitgetheilt — und auch das zeitlich und wandelbar was das Viele und Verschiedene seines Lebens zu einem Ganzen vereinigt; jeder Zustand existirte als etwas Isolirtes; keiner könnte den vergangenen zurückhohlen, um sich mit ihm in der Einheit desselben Subjectes darzustellen. Mit jedem besondern Zustande ginge auch ein besonderes Wesen unter; mit jedem neuen erwachte ein neues ins Leben.

Nur unter der Bedingung können die vorübergehenden Erscheinungen, aus welchen unser sinnliches Ich besteht, sich zur Darstellung in Einem, sich durch alle fortsetzenden, Bewußtseyn sammeln, daß über ihm noch ein anders schwebe, welches, von allen Zeitbedingungen befreyt, keinem Naturgesetze unterworfen, über alle Erfahrung, die immer nur Sinnliches und Bedingtes gewährt, hinausgerückt, sich allein in jenem Bewußtseyn abspiegle, und überall als dasselbe behaupte.

Dieses Ich ist es, von dem unser Leben mit allen seinen Bestimmungen getragen wird. Nur an diesen Bestimmungen offenbart sich das Schicksal, an jenem vermag es nichts. In seinem heiligen Gebiethe ist vollkommne Freyheit. Darum, so sehr sich auch alles an uns ändern mag, fühlen wir uns doch als immer dieselben, die Einheit unsers Wesens ist das einzig Ewige und Unzerstörbare. So bald es in das Gebieth der Erfahrung tritt, fällt es dem Schicksale anheim. Aber es behauptet sich über der Erfahrung; darum hat das Nothwendige keine Gewalt an ihm.

Es ist vollkommne Selbstständigkeit und Harmonie, was wir in jenem Ich denken. Aber nur ihr Widerschein fällt in das Bewußtseyn, und kündigt sich in demselben als Aufgabe an. Sie selbst ist noch nicht realisirt. Aus ihr geht dem Menschen die Idee seiner Bestimmung und ein idealisches Gesetz seines Lebens hervor: strebe nach immer größerer Einigkeit mit dir selbst und suche in allem deinem Thun so viel als möglich das Ideal reiner Harmonie auszudrücken, alles, was du er-

reichen kannst zur vollkommnen Gleichheit deines höhern Daseyns zu verklären.

So stellt sich jenes reine, freye, übersinnliche Ich als Vernunft dar. Die Vernunft ist höchste Gesetzgeberinn des Menschen, und trägt denselben Charakter der Uebersinnlichkeit. Frey und übersinnlich ist alles, was von der Vernunft kommt; frey und übersinnlich die Form, die sie allem aufzuprägen sucht; frey und übersinnlich das Gesetz, welches der Mensch in ihr sich selbst gibt; frey und übersinnlich der Plan, den sie für sein Leben entwirft, frey und übersinnlich, was und wodurch sie wirkt. An dem allem hat das Schicksal keine Gewalt: denn in ihm spricht sich dasjenige aus, was nur als ein Unzeitliches existiren kann.

Von der Vernunft rühren die moralischen Anlagen im Menschen her. — Was zu ihnen gehört steht dem Irrdischen schlechthin entgegen, ist ein Göttliches, kommt nicht vom Schicksale, und kann nicht vom Schicksale beeinträchtigt werden. Unter allem Wechsel der Dinge, unter allen Zerstörungen und Erneuerungen der Zeit bleibt Eines von der Nothwendigkeit ewig unerreicht, unwandelbar fest, der wahre Charakter der Menschheit, die sittliche Natur.

So bald der Mensch seiner moralischen Natur inne wird, geht er vom Irrdischen aus, schreitet er muthig in die höhere Gegend, wo das Schicksal unter ihm ist, und er beginnt den ersten Act der Freyheit, indem er sich selbst die Regel seines Thuns vorschreibt.

Geht die moralische Natur, die höchste Regel seines Thuns, aus dem Menschen selbst rein hervor, ohne daß

irgend etwas Aeußeres darauf Einfluß haben könnte: so wird auch nichts Aeußeres auf die thätige Erweisung desselben Einfluß haben; so wird es auch von ihm abhangen, ob und in wie fern er dieselbe bey sich geltend machen will. Das Vermögen, sich selbst ein Gesetz vorzuschreiben schließt zugleich das Vermögen, dieses Gesetz ganz in sich aufzunehmen und sich von demselben regieren zu lassen mit in sich. Das letztere ist nur Fortsetzung des erstern. Beydes geschieht mit gleicher Freyheit. Was der Mensch als moralisches Wesen thut entspringt allein aus ihm selbst. Nichts kann ihn nöthigen vernünftig oder unvernünftig zu handeln: denn nur in so fern ist etwas vernünftig oder unvernünftig, als es aus ihm selbst hervortritt. Keiner wird zum Verbrecher geboren: denn was angeboren wird ist bloß sinnlich, das moralische aber übersinnlich und frey, und nur in so fern moralisch als es frey ist.

So gibt es denn allerdings in unserm Ich ein ursprüngliches und selbstständiges Geistige, welches nicht allein von allem Sinnlichen frey, sondern auch über dasselbe erhaben ist. Es ist der übersinnliche Charakter der Menschheit, welcher sich in der Analyse als ein heiliges Gesetz, nebst dem Vermögen, ihm zu folgen oder auch ihm abzusagen offenbart. Mag alles Uebrige unter dem Schicksal stehen. Jede That, die mit Rücksicht auf dieses Gesetz vollbracht wird, ist durch uns selbst vollbracht. Herrliche und schlechte Werke kann das Schicksal hervorbringen, aber Gutes und Böses entsteht nur durch uns. An jenem offenbart sich die Einheit unsers Wesens, an diesem geben wir sie der Disharmonie

hin. Alles was der Mensch wirkt, wirkt er als Sinnenwesen, und in so fern als Werkzeug des Schicksales, aber was daran Achtung oder Verachtung verdient ist aus ihm selbst entsprungen, das hat er, als sein eigner Gebiether, beschlossen und ausgeführt, daran hat nichts ihn hindern oder unterstützen können.

In der Erscheinung kündigt sich die Vernunft als moralisches Gefühl an, und dieses ist allerdings in gewisser Hinsicht vom Schicksale abhängig. Mit welchem Grade der Klarheit und Lebhaftigkeit sich dieses in uns regen werde, ist durch die ursprüngliche Einrichtnng unsrer Natur, die Stärke und Beschaffenheit der sinnlichen Neigungen, durch die Umstände, Erziehung und Lebensweise bestimmt. Es ist selbst in so fern ein Zeitliches. Doch ist auch nicht zu verkennen, daß in ihm etwas sey, welches, mit dem Charakter des Ewigen gezeichnet, anf einen Ursprung aus demselben hinweist, und so sich selbst und dem Menschen Freyheit verbürgt.

Das moralische Gefühl spricht sich aus in einem unbedingten S o l l e n. Sein Befehl ergeht schlechthin, und durch nichts vermittelt. Bedingt und vermittelt aber ist alles Zeitliche. Wer seine Stimme rein vernimmt, kann nicht umhin, in ihm eine übersinnliche Gewalt anzuerkennen. Darum ist auch das Gefühl, in welchem es sich ankündigt so einzig. Achtung, wie wir sie gegen das hägen, was von ihm kommt hägen wir gegen nichts Irrdisches. Mag sich alles an uns ändern: unveränderlich, wie unser Ich, denn es ist nur die Erscheinung dieses Ichs, bleibt die Nöthigung zu gewissen in sich guten Handlungsweisen.

Klären wir uns über die Forderungen auf, welche das sittliche Gefühl an uns richtet: so gelangen wir wieder zu der durchgängigen Harmonie, welche die Form der Vernunft ist, und die übersinnliche Einheit des Bewußtseyns zur Quelle hat. Daher kommt es, daß keiner, wenn er diese Forderungen auch in Ansehung seiner selbst abreiset, je aufhören kann, nach ihnen alles zu beurtheilen, und nach der Angemessenheit zu ihnen allem seinen Wehrt zu bestimmen.

Wir werden dieses Gefühles gewöhnlich nur da inne, wo es schon in das sinnliche Ich getreten, etwas Erfahrbares und Bedingtes geworden ist. Darum finden wir es auch unter der allgemeinen Nothwendigkeit befangen. Dies berechtige uns aber nicht, die Verwahrlosung desselben dem Schicksale allein Schuld zu geben. Denn auch hier schon zeigen sich die Spuren seines übersinnlichen Charakters in der Heiligkeit seines Machtgebothes. Dadurch ist es auch hier eine freye Gewalt, und vermögend, sich gegen alle äußere Beeinträchtigungen zu behaupten. Der Mensch darf nur auf seine Stimme hören, in derselben sein wahres, selbstständiges Leben erkennen und ergreifen, sich mit ihm in stäter Befreundung halten: und kein Schicksal wird es bey ihm schwächen oder verdunkeln; eben so wenig, wie es sein Bewußtseyn zerstören kann. Unverkennbar aber wird die Unabhängigkeit des sittlichen Gefühles, wenn wir es bis zu seinem Entstehen verfolgen — und zugleich offenbar, daß allein in der Erscheinung, wo es schon vollkommen durch sich selbst bestimmt ist, und nur zufällige

Modificationen hinzu treten, das Schicksal sich seiner bemächtige.

Ist aber das moralische Gefühl selbst frey: so wird auch das Vermögen, seine Aussprüche zu befolgen gleicher Freyheit theilhaftig seyn. Es gehört mit zu demselben übersinnlichen Charakter, und kann nur darum, weil es zu ihm gehört, mithin frey ist die Pflicht als etwas Uebersinnliches darstellen. Man darf den Menschen nur auf die ihm einwohnende ewige Regel des Rechtes aufmerksam machen, um ihm schon in seinem sinnlichen Leben die Versicherung eines höhern zu übergeben, und ihn, so weit dieses Leben reicht, der Gewalt, welcher alles Sichtbare unterworfen ist zu entrücken, und aus der Knechtschaft des Schicksales zu befreyen.

Moralische Freyheit ist mit der Vernunft und dem sittlichen Gefühle einerley. Sie gehört zu dem, was allem Sinnlichen zum Grunde liegt, und darum selbst nicht sinnlich seyn, von den Gesetzen des Sinnlichen keine Bestimmungen annehmen kann. Ihr Ursprung ist da, wo die Zeit aufhört. Darum fällt hier auch die Einwendung weg, die es uns unmöglich machte, auf dem Felde der Erfahrung Freyheit des Denkens zu behaupten, daß nähmlich dann der Mensch denken müßte, ehe er denkt. Dies gilt nur im Gebiethe der Zeit, wo das Spätere sich vom Frühern losreißt. Im Uebersinnlichen ist nichts bedingt, derselbe Act erzeugt und realisirt die Regel, und es geschieht damit nichts, als daß die lebendige Vernunft sich, nach ihrem ewigen Charakter, selbst durchsetzt.

---

## Zweytes Kapitel.

## Wahrheit und Würde.

---

Die Vernunft ist das Höchste im Menschen, das allein in sich Freye und Ewige. Aus ihr entspringt alles Große, was der Mensch kennt, alles Herrliche, was er liebt, alles Göttliche, was er verehrt und alles Theure, was er besitzt — und ist daher mit ihr gleicher Freyheit und Ewigkeit theilhaftig, in gleichem Maße über die Gewalt des Schicksales hinaus gerückt.

Die Wurzel der Vernunft ist, wie wir gesehen haben, die Einheit des Bewußtseyns in einem mannichfaltigen Leben; daher sich Einheit und Harmonie als ihre unveränderliche Form, und an jedem Dinge als das Gepräge der Vernünftigkeit offenbart. Jene Einheit kündigt sich aber als eine doppelte an; einmal als eine solche, die schon im Widerscheine da ist; dann auch als eine solche, die sich durch unendliches Handeln erst zu vollenden strebt. Durch jene vermittels, welcher der Mensch sich als denselben erkennt, ist er Intelligenz, denkendes Wesen. Sie bezieht sich auf den Verstand, als ideale Thätigkeit, gibt diesem, wo sie zum Wirken kommt, eine fortdauernde Richtung auf Uebereinstimmung mit sich selbst, und erzeugt Wahrheit. Durch diese, von welcher die im Bewußtseyn eigentlich nur das Abbild ist, welches sich der Mensch in der Erscheinung aber zum Urbilde macht, ist er ein moralisches Wesen,

sie bezieht sich auf den Willen, als reale Thätigkeit, strebt diesen mit sich selbst in allen Vernünftigen in Harmonie zu bringen und erzeugt Würde.

Wahrheit und Würde sind die ersten und herrlichsten Werke der Vernunft. Alles was sonst noch Vortreffliches aus ihr entspringt kommt nur durch diese ins Leben, ist nur in so fern ein Vortreffliches als aus ihm ein Wahres oder ein Würdiges hervor strahlt, oder sich beydes in ihm vereinigt. Sie tragen beyde Eine Form und sind im Grunde Eins und dasselbe, nur in der Menschlichen Endlichkeit getrennt und aus einander geworfen, daß die Freyheit ihre Vereinigung sich als höchste Bestimmung aufgebe, und dadurch die Unendlichkeit an sich reiße.

Der Mensch findet sich als ein Mannichfaltiges und Sinnlichbestimmtes, aber auch zugleich im Streben nach Einheit begriffen. Dieses Streben begründet zunächst im Willen die moralische Natur; wirft dann sein Bild in sich selbst zurück, und aus ihm entspringt ein sich immer gleiches Bewußtseyn und der Gedanke. Der Gedanke soll seinem Wesen nach die Einheit des Bewußtseyns, und, was ihr zum Grunde liegt, das moralische Streben darstellen. Das ist die Tendenz der speculativen Vernunft, in welcher sich die praktische reflectirt. Alle Wahrheit ist nichts anders als die treue Abbildung der sittlichen Natur, dargestellte Würde. Umgekehrt liegt auch in der Wahrheit schon das Ideal, das des Wille realisiren soll, der Ausdruck der Harmonie, auf welche unser höchstes Streben gerichtet ist. Von dieser Seite angesehen ist die Würde nichts anders als

lebendig gewordene Wahrheit, Wahrheit im realen Handeln — und Tugend das Bestreben, die Wahrheit wirklich zu machen. Die höchste Würde ist zugleich die höchste Wahrheit; und die Bestimmung des Menschen vollendet sich da, wo beyde schlechthin Eins sind, das ideale Bewußtseyn sich in ein reales verwandelt, und als selbstständige Harmonie behauptet.

So lange es dahin noch nicht gekommen ist, bleibt es nothwendig, beyde von einander abzusondern, und, je nachdem man dann seinen Standpunct nimmt, die Wahrheit als Abbildung der im ursprünglichen Streben sich offenbarenden Bestimmung des Menschen, oder als Vorbild dieses Strebens im Leben zu betrachten. Der erste dieser Standpuncte gilt in der Speculation, der andre im Handeln in der Erscheinungswelt.

Wahrheit und Würde zielen beyde dahin, den Menschen mit sich selbst gleichförmig zu machen, in der Vernunft, das Einzigbestehende und Ewige auszudrücken. Sie sind die heiligsten Güter des Menschen, in ihnen ist die Grundform seiner Menschheit ausgedrückt; darum sind sie auch die Bedingung aller andern. Alles andre ist nur in so fern mit Recht gut zu nennen, als in ihm Wahrheit und Würde lebt, und durch diese der irrdische Charakter, in dem sie höchstens relative Güter seyn können, vertilgt ist, aber um dieses irrdischen Charakters willen allein in einer gewissen Hinsicht gut, und kann in einer andern, und unter gewissen Verkettungen der Umstände, ein großes Uebel werden. Nur Wahrheit und Würde sind letzter, absoluter Zweck, Zweck an sich, durch sich selbst begründet, geheiligt und verherrlicht.

Alles andre muß auf Zwecke außer ihm bezogen werden, um seine Güte zu schätzen. Diese Zwecke sind entweder selbst wieder zufällig, und bedürfen einer neuen Schätzung durch Beziehung auf ein noch Höheres; oder sie sind nothwendig, und alsdann nichts anders als Wahrheit und Würde selbst. Es kommt aber noch darauf an, in welchem Maße und mit welcher Zuversichtlichkeit jenes Höhere durch sie erreicht wird.

In Wahrheit und Würde lebt der Mensch sein besseres Leben, umschließt er das, worin sich sein ganzes Wesen auflöst, über welches er nichts Vortrefflicheres denken kann, worin alles enthalten ist, und woraus alles hervorspringt, wodurch sein Daseyn veredelt wird, und die Welt die unsterbliche Liebe seines Herzens gewinnt. Wahrheit und Würde sind das Einzige, worin Dauer, Bestand und Unveränderlichkeit ist, das durch nichts gestört und beeinträchtigt wird, das Einzige, was im Wechsel der Zeit unwandelbar fest steht, woraus nie Schlechtes werden oder Verderbliches hervorgehen kann.

Wer sich auf sie; und auf sich selbst recht versteht, der hat an ihnen genug, entbehrt auch des Glückes gerne, gibt es gerne ihm, wenn er es nur mit ihrer Aufopferung erhalten könnte: denn er hat in ihnen mehr als Glück, er hat vollendete Harmonie und Seligkeit außer aller Zeit.

Wahrheit und Würde sind das Einzige Allgemeingültige, das herrliche Vereinigungsband der Menschheit. In ihnen ist die Vernunft nicht mehr Ich sondern Geistigkeit Aller, und das Ich nur der Spiegel dieser Gei-

stigkeit. In ihnen erweitert sich die Einigkeit mit sich selbst zur Einigkeit mit dem Reiche der Vernünftigen. Und diese Einigkeit im Denken und Wollen ist es, welche ihr Gesetz ausspricht.

Wahrheit und Würde zu retten aus der Gewalt des Schicksales daran muß also dem Menschen alles gelegen seyn. Mit ihnen wird die Menschheit in ihm und allen frey. Mag dann über das andre fremde Macht entscheiden: es ist ohnehin nur ein Zeitliches, Vergängliches, Beschränktes, Unvollkommnes für Einzelne Gültiges; ihm geschieht damit was recht und seiner Natur gemäß ist. Sein Heiligstes und Bestes gehört ihm selbst an.

Eben damit, daß sich in ihnen das Geistige, die Vernunft offenbart, hat er sie in seine Gewalt bekommen, sind sie über alles Irrdische und Zeitliche hinausgerückt, etwas Unsichtbares, schlechthin Bestehendes, an dem weder Natur noch Schicksal etwas vermögen, das, ganz und allein seiner Freyheit übergeben, nur durch seinen absoluten Willen werden und vergehen kann.

So lange wir uns in unserm Denken von den Associationen der Einbildungskraft, herrschenden Neigungen, anregten Empfindungen und dem natürlichen Gange unsers Verstandes überlassen, ist freylich in diesem Denken keine Freyheit; es zeigt sich vielmehr durchgängig bestimmt, ohne daß wir ihm diese Bestimmtheit gegeben hätten, es ist, unabhängig von uns, in einer nothwendigen Richtung, und gelangt zu nichts anderm, als wohin diese Richtung führt, und

und bleibt von allem, was nicht in ihr liegt ausgeschlossen. Wie möchte aber auch das, was auf diese Weise entsteht, den Namen Wahrheit verdienen? Es sind Bruchstücke, die sich nur scheinbar zu einem erkünstelten Ganzen vereinigen, das aber sofort seine Eitelkeit und Trüglichkeit offenbart, als zu ihm noch ein Neues hinzugethan werden soll, wo alles wieder auseinander geht. Zufällig ereignet es sich dann wohl, daß in dem Einen oder andern Theile Wahrheit ist. Dies ist aber doch keine nothwendige, allgemein gültige und zuverlässige, keine solche, in welcher Urform des Geistes, die absolute, ewige Einheit anerkennt werden, und von welcher man daher ganz gewiß seyn kann.

Die meisten Menschen bleiben hierbey stehen. Sie kennen nur dasjenige Denken, worin sich das Schicksal äußert, das selbst nichts als Schicksal ist und sich daher so mannichfaltig als dieses gestaltet. Deßwegen ist auch des Streitens unter ihnen kein Aufhören, geht die Verschiedenheit der Meynungen ins Unendliche. Keiner kann den andern überzeugen, weil keiner dem andern seine Natur mittheilen kann. Die Ueberzeugung eines jeden ist der Widerschein seines nothwendig bestimmten Lebens; jedes Leben ist aber auf eine eigenthümliche Weise nothwendig bestimmt, hat also auch seinen eigenthümlichen Widerschein. Jeder will nur unter dem Vorwande seinen Egoismus behaupten, und jedem andern anstreiten; die Wahrheit hat und kennt keiner, weil auf diesem Felde, das Eine so wahr und so falsch als das Andre ist; weil es hier nur Hypo-

thesen gibt, und der Begriff der Wahrheit alle Bedeutung verliert.

So wie der Mensch die Idee der Wahrheit nur aus sich selbst heraus nimmt: so kann er sie auch nur durch sich selbst und in sich selbst finden. Es ist nicht möglich, anders zu ihr zu gelangen, als durch Freyheit; indem man sich selbst los macht von den Fesseln der Empfindung, der Phantasie und des Interesses, die Vernunft in Thätigkeit setzt, welche sich nur durch Freyheit äußern kann, und auf die absolute Einheit mit sich selbst richtet, diese immerfort im Auge behält, nach ihr würdigt, verbindet und trennt, und alles in der Beziehung auf das Erste und Höchste betrachtet.

Wie es ohne Freyheit keine Wahrheit gibt: so gibt es auch ohne sie keine Falschheit. Auf dem Gebiethe des Schicksales herrscht absoluter Indifferentismus. Falschheit entsteht aus dem Entschlusse, gar nicht auf die Einheit und das Bewußtseyn zu reflectiren, den Verstand nicht aus der Vernunft zu orientiren, und Statt dieser die Einbildungskraft, Parteysucht und das eigennützige Interesse in sich wirken zu lassen. Ohne diesen Entschluß weiß der Mensch noch nicht was Wahrheit ist, kann ihn also auch nicht der Vorwurf der Falschheit treffen.

Die Wahrheit ist ihrem Wesen nach nur im Uebersinnlichen: denn sie ist dieses Uebersinnliche selbst, in wie fern es sich als theoretische Vernunft ausdrückt, — und im Sinnlichen nur in so fern, als dieses durch das Uebersinnliche bestimmt ist. Das Sinnliche, bloß an sich betrachtet, gibt nur eine Scheinwahrheit, die

in ihren Resultaten der ächten gerade zu widerspricht, und, wie in unserm Falle, den Menschen auch in seinen moralischen Angelegenheiten zum Sclaven des Schicksales macht. Das Uebersinnliche aber ist schlechthin in der Freyheit gegründet. Das Wahre ist hier mit dem Sittlichen, das Falsche mit dem Unsittlichen identisch.

Daher rührt es, daß wir jedem, der nach Wahrheit zu forschen vorgibt, Wahrheitsliebe ansinnen. Wir fordern damit, er soll sich die Richtung auf das Uebersinnliche geben, die reine Vernunft in sich wecken. Ihr entgegen steht der Wahrheitshaß, dem im moralischen der böse Wille entspricht, und der zur Falschheit wie dieser zur Unsittlichkeit führt. Der bloße Mangel der Wahrheitsliebe aber gewährt keines von beyden, er hält in einem Scheine gefangen, von welchem man weder sagen kann, daß er wahr, noch daß er falsch sey. Das Höchste dessen er sich rühmen kann ist Consequenz. Damit ist aber die große Angelegenheit des Menschen noch schlecht besorgt. In der That ist hier nur Schicksal; wo aber Schicksal ist keine Vernunft, und wo keine Vernunft ist, keine Wahrheit, keine Unvernunft und keine Falschheit. Die Wahrheit existirt nur als der Preis eines mühsamen Strebens.

Nicht anders verhält es sich mit der Würde. Sie ist Wahrheit der Gesinnung und des Lebens, realisirte Vernunft, die Einheit des Bewußtseyns, zur Harmonie mit allen Vernünftigen erweitert, und als solche in einem selbstständigen Charakter ausgedrückt.

Sie ist über aller Zeit, das Fundament, worauf alles Zeitliche ruht, das Band von dem es in seiner Mannichfaltigkeit zusammengehalten wird, und, als Schönheit und Güte, die Offenbarung des Ewigen gewährt — mithin das Uebersinnliche, zu dem alles Sinnliche veredelt werden soll. So wie ihre Idee nur im Freyen existirt, vom Freyen erzeugt wird, und das Freye selbst seinem Wesen nach darstellt: so kann sie selbst auch nur durch Freyheit wirklich werden, sich nur als Product eines absoluten Willens behaupten. Was auf eine andre Weise entsteht, mag ihr übrigens noch so ähnlich seyn: es ist doch bloße Scheinwürde, welches sich auch darin zeigt, daß ihm das allein zuverlässige Zeichen wahrer Würde, die reine Selbstachtung abgeht.

Es gibt freylich gewisse Lagen und Umstände, die dem Herzen unwillkührlich einzelne moralische Züge anbilden. Aber es ist damit eben so, wie mit dem, was der Verstand unter der Leitung der Einbildungskraft findet. Auch hierin ist oft zufällig Uebereinstimmung mit dem Wahren. Aber so wie dieses, weil es nicht unter dem Prinzip des Wahren steht, nicht durch dasselbe zu einem geschlossenen Ganzen bestimmt ist, kein Wahres seyn kann: so kann auch in den Erzeugnissen des Temperamentes, der Gewohnheit und angeborner gutartiger Neigungen keine Würde seyn; weil sie nicht aus der Vernunft, dem Prinzip aller Würde, geflossen, und durch sie zu einem vollkommen übereinstimmen den Charakter zusammen gefügt sind.

Eben so gibt es auch auf der andern Seite Lagen und Umstände, die das Herz mit der Vernunft in Wi-

derspruch bringen, in denen das Schicksal den Menschen zu verderben, gefühllos, hart, ausschweifend und ungerecht zu machen scheinen. Aber, wie ohne die Idee der Wahrheit keine Falschheit, so kann auch ohne die freye Verzichtleistung auf Würde keine Unwürde seyn. Nur dann entsteht Unwürde, wenn der Mensch in dieses Schicksal willigt, sich den Verderbnissen, die von außen her auf ihn eindringen hingibt. So lange dies noch nicht geschah, so lange er also noch nicht frey ist, ist er auch noch nicht bis dahin hinangereift, wo von moralischer Schätzung die Rede seyn kann. Er klagt sich auch um seiner Verkehrtheit willen nicht an, wird ihrer nicht mit Verachtung inne.

Selten sind die Fälle, wo es das Schicksal mit dem Menschen, ohne sein Zuthun, zu einer durchgängigen Gleichförmigkeit der Gesinnung und des Lebens bringt. Aber auch diese Gleichförmigkeit ist noch keine sittliche Würde: denn sie ist lediglich durch sich selbst bestimmte Sinnlichkeit. Das Sinnliche ist aber nur in so fern der Würde empfänglich, als sie ihm vom Uebersinnlichen mitgetheilt wird. Daher darf auch nur Ein neuer Bestandtheil hinzugefügt werden: so geht diese Gleichförmigkeit aus einander und verwandelt sich in auffallenden Widerspruch.

Man kann auch nicht sagen, daß dem Einen, durch günstige Anlagen der Natur, sittliche Würde erleichtert, während sie dem andern durch sein Schicksal erschwert sey. Denn sie ist etwas Inneres, und als solches aller Begünstigung und Störung von außen unzugänglich. Zu allem Aeußern verhält sie sich wie das Unendliche

zum Endlichen. Dieses mag sich veredeln, wie es immer will: so kommt es doch darum jenem nicht näher. Nicht durch allmächtige Vereinigung, sondern durch absoluten Uebergang gelangt man vom Einen zum Andern. Wenn das Aeußere auch noch so täuschend die Gestalt des Innern nachgemacht hat: so ist dieses so unbedeutend, daß darum der Abstand von ihm nicht geringer wird, sondern noch immer Entgegensetzung bleibt.

Ob jemand von der Natur eine glückliche Mischung der Kräfte und Neigungen empfangen habe, durch eine weise Erziehung vorzüglich gebildet, durch die folgenden Ereignisse seines Lebens zu einer ruhigen, gleichgestimmten und wohlwollenden Denk- und Handlungsweise sey geleitet worden oder nicht, macht in Beziehung auf die durch ihn zu erlangende Würde wenig Unterschied. Er muß dessen ungeachtet, von dem, worin er bisher befangen war aus- und zu dem Entgegengesetzten übergehen; er muß auf etwas ganz anders reflectiren, als worauf er bisher immer und allein achtete; er muß durch freyen Entschluß vom Sinnlichen wegsehen, um sich eine unveränderliche Richtung auf das Uebersinnliche zu geben.

Nur da, wo er die innere Würde thätig erweisen, das Uebersinnliche im Sinnlichen darstellen soll kann ihm ein freundliches Schicksal zu Statten kommen, und ein ungünstiges hinderlich seyn. Aber davon hängt das Hauptsächliche nicht ab. Ob ihm gleich daran gelegen seyn muß, die bessere Form seines Innern auch äußerlich zu offenbaren: so besteht doch seine Würde, und

mit ihr sein heiligstes Interesse, wenn er sie auch nie mittheilen könnte.

## Drittes Kapitel.

## Der Mensch ringt sich los vom Schicksale.

Durch Wahrheit und Würde gewinnt der Mensch sein Inneres frey. Die Stimmung seines Kopfes und seines Herzens erledigt sich aller fremden Gewalt, und alles fremden Einflusses. Sein höheres Leben ist ihm allein unterworfen; er kann es dem Ideale des Vortrefflichen so nahe bringen als er will. Wenn auch sein Handeln in der Sinnenwelt nothwendig bestimmt ist: so geht doch sein Handeln auf sich selbst aus ihm selbst hervor: denn es ist ein Uebersinnliches.

Durch das Uebersinnliche ist aber auch das Sinnliche bestimmt, weil dieses die Beschränkung von jenem ist. Was der Wille beschließt, kommt, wenn es ihm damit Ernst ist, auch zur Wirklichkeit. Das innere Thun wird ein Prinzip des äußern, und macht dieses, so weit seine Macht an demselben reicht, mit frey. Es ist nicht

möglich, daß einer sich innerlich der Wahrheit bemächtigt habe, ohne daß die Spuren davon in sein sinnliches Denken übergehen. Wo Vernunft herrscht, der Geist beständig auf sie gerichtet ist, da wird er sie auch mit in das Gebieth der Erfahrung nehmen, den Verstand nach ihr reguliren, und ihn überall zur Erzeugung wahrer Erkenntnisse und Grundsätze nöthigen. Wo Würde im Herzen ist, das heilige Gesetz der Tugend den Willen belebt, da wird und muß, sich auch Tugend im Leben offenbaren, da werden und müssen auch alle Handlungen pflichtmäßig geformt seyn, da wird der Mensch allem eine vernünftige Gestalt geben, alles zu sich in ein würdevolles Verhältniß bringen.

Wahrheit und Würde sind übersinnliche Mächte; das Schicksal ist nur sinnliche, bedingte und beschränkte Kraft. Wie sollten jene denn von diesem aufgehalten oder gar besiegt werden können!

Alles, was der Mensch behandelt, behandelt er entweder für gewisse Zwecke, oder nach gewissen Idealen. So lange er in der sinnlichen Sphäre bleibt, werden ihm beyde aufgedrungen, nimmt er jene von seinen physischen Bedürfnissen her, und bildet diese aus sinnlichem Stoffe und in sinnlicher Form, wie es das Schicksal fügt. Ist er aber zur moralischen Selbstbesinnung erwacht, hat er angefangen sich auf die Form seines Bewußtseyns, und den ihm darin vorgehaltenen höchsten Zweck zu verstehen: so wird er sich zwar mit seinem äußern Thun noch immer in der Sinnenwelt halten müssen; aber es steht nun bey ihm, sie so weit gelten zu lassen, als es ihm gefällt. Er hat etwas aus

sich selbst in ihr zu realisiren, und kann, indem er auf dieses reflectirt, sein Gemüth von ihr abziehen, sich über sie erheben, und mit etwas Besserm zu ihr zurückkehren, ein frey Idealisches in die Zeitlichkeit hinwerfen.

Was an den Gedanken und Handlungen der Menschen wahr und gut ist, darin spricht sich sein höherer Charakter aus; es ist frey, und konnte nur durch ihn entstehen. Alle seine Gedanken aber sind der Wahrheit, so wie alle seine Handlungen der Würde empfänglich; darum offenbart sich in allen Freyheit.

Nicht in jedem ist indeß das höhere Bewußtseyn lebendig. Nicht jeder kennt in der Vernunft die höchste Norm des Wahren und Guten. So lange dieses der Fall ist, bleibt die Macht des Schicksales ungeschwächt, kommen wohl zufällig wahre Gedanken und gute Handlungen zum Vorscheine, aber der Mensch wird dadurch nicht frey. Indeß steht es doch bey jedem, sich seiner selbst zu ermächtigen, und wo er dieses unterließ ist er selbst dafür verantwortlich, daß er nicht frey geworden ist. Sein Leben ist wohl ganz Schicksal, aber nicht ohne seine Schuld.

Auch der Beßte hat Augenblicke, in denen er seiner nicht ganz Herr ist, wo ihm die Forderung der Vernunft nicht deutlich vorschwebt. Da tritt denn auch bey ihm das Schicksal wieder ein. Aber es kann ihn doch zu nichts nöthigen, was nicht seiner Natur angemessen ist; und diese Natur hat er sich, durch die vorhergehenden Handlungen seiner Freyheit, selbst gebildet. Daher wird diese auch hier nicht ganz verläugnet.

So bald also der Mensch zum Gefühle seiner vernünftigen Existenz gekommen ist, wozu es nichts weiter, als der Entwickelung des moralischen Gefühles bedarf, hängt sein Thun allein von ihm, wenn nicht immer unmittelbar, doch gewiß mittelbar, ab. Nichts kann ihm wehren, wahr zu denken und seine Würde zu behaupten: wenn er unwahr wird und seine Würde verläugnet: so ist er selbst dafür verantwortlich, er hat es entweder unterlassen, sich eine feste Richtung auf die Harmonie seines höhern Lebens zu geben, oder hat wohl gar vorsätzlich sich zu dem Entgegengesetzten bestimmt.

So weit das Wahre und Falsche am Denken, die Würde und Unwürde im Thun geht: so weit ist das Schicksal vertilgt. Alles, was der Mensch dadurch an seinem Leben bestimmen kann, und was als Folge daraus hervorgeht, ist rein sein eignes Werk, sey es ein gutes oder ein schlechtes. Handelt er tadelnswürdig: so thut er doppelt Unrecht, wenn er darüber etwas anders als sich selbst anklagt. Handelt er weise und edel: so darf er darum sich selbst ehren. Denkt er falsch: so ist es eigne Schuld; kein Irrthum wird ihm aufgedrungen, wenn er ihn nicht annehmen will. Sind seine Einsichten erleuchtet und richtig: so kann dieses nur daher kommen, weil er ernstlich nach Wahrheit gestrebt hat.

Durch den *moralischen Zustand* des Menschen ist ein großer Theil des *physischen* und *ästhetischen* bestimmt, und daher mit jenem der Freyheit unterworfen.

Es ist unläugbar, daß durch wahres Denken und pflichtmäßiges Handeln auch die äußere Lage und die

natürlichen Ereignisse des Lebens eine andre Gestalt erlangen, als diejenige ist, welche ihnen das Schicksal, wenn es unumschränkt darüber hätte verfügen können, würde gegeben haben. Wo vernünftig gewirkt wird, muß etwas Besseres werden, als wo mechanische Kräfte ihr Spiel haben. Ein würdevolles Benehmen muß unsre äußern Verhältnisse, wenn auch nicht in jeder Hinsicht erfreulicher, doch nothwendig schöner, harmonischer und zweckmäßiger machen, wenn auch nicht mehr Glück, doch mehr Ordnung in unsre Umgebungen bringen. Und dies kann nicht anders als sehr wohlthätig auf unsre Stimmung zurück wirken. Unsern sinnlichen Bedürfnissen wird dadurch vielleicht nicht so abgeholfen, wie wir es wünschen; aber dafür hält die genußvolle Befriedigung eines sehr zarten und edeln Sinnes einigermaßen schadlos. Wir bezwingen das Schicksal nicht; aber wir machen es uns doch erträglich. Unsre ganze Ruhe und unsre ganze Zufriedenheit mit dem, was um uns her ist, steht nicht in seiner Macht.

Wenn das tugendhafte Bestreben auch große Opfer bringen muß, und Anfangs nichts weniger als freudenvoll ist: so wird mit der Zeit doch durch dasselbe äußerlich und innerlich alles besser, die entferntern und mittelbaren Folgen bringen auch dem physischen Leben Gewinn.

Noch mehr aber trägt wahres Denken und pflichtmäßiges Handeln zur Vervollkommnung des ästhetischen Zustandes bey. Wem seine Würde heilig ist, den regiert auch das Bestreben, sie überall zu verherrlichen, allen seinen Fähigkeiten und Kräften eine ihr angemessene

Bildung zu geben. In allem, was er für die Entwickelung, Erhöhung, Erweiterung und weise Anwendung seiner Anlagen thut, folgt er den Befehlen der Vernunft, handelt er seiner moralischen Denkungsart gemäß, mithin frey. Mag dann die Natur ihn kärglich ausgestattet haben: er ersetzt diesen Mangel aus eignem Reichthume. Mag es ihm an manchen Bildungsmitteln fehlen: dafür sind seine Bemühungen desto unverdrossener. Mögen Erziehung, Leidenschaften und öffentliche Meynungen es versuchen, ihn irre zu leiten: der gute Geist, welcher sich in ihm regt, bewahrt ihn vor allen Verderbnissen. Wer der Wahrheit einmal gehuldigt hat, ist vor Verbildung sicher; er wird nie dem Falschen, Widersprechenden, Disharmonischen, Einseitigen, Exzentrischen, Verzerrten und Uebelgeordneten Geschmack abgewinnen, ihre Spur wird sich an allem, was in ihm ist, und aus ihm hervorgeht, offenbaren. Fehler der Bildung haben immer in Fehlern der Freyheit ihren Grund, und eine ganz freudenlose Lage drückt keinen ohne eigne Schuld.

---

## Viertes Kapitel.

## Die Welt des Scheines, das Gebieth des Schicksales.

---

Reflectiren wir auf die Welt, wie sie sich uns in der Erfahrung zu erkennen gibt: so finden wir in ihr alles nothwendig bestimmt, das Eine enthält die Bedingung des Andern, und ist wieder durch etwas Vorhergehendes bedingt. Alles was geschieht, gehört in den allgemeinen Zusammenhang der Dinge; so auch unser Denken und Handeln. Alle Spur der Freyheit verschwindet. Wir mögen unsre Betrachtung fortsetzen, so lange wir wollen; wenn wir mit ihr auf dem Gebiethe der Natur bleiben, und kein andres Organ als den Verstand besitzen, sind auch unsre Gedanken und Thätigkeiten in dem großen Contexte befangen. Jede Wirkung des Geistes, auch die, in welcher wir so eben das Werk der freyen Vernunft erkannt haben, hat ihren Grund, warum sie unvermeidlich so und nicht anders erfolgte. Daher wir auch fast immer im Stande sind, dasjenige anzugeben, was uns vermochte, auf diese Art zu denken und uns zu benehmen, und es uns sehr befremdet, wenn wir nach einem solchen Warum lange vergebens suchen; wobey wir aber nicht im mindesten zweifeln, daß es sich uns offenbaren würde, wenn wir scharfsichtiger wären.

Es läßt sich indeß leicht einsehen, daß es nicht anders seyn könne. Die Welt, die sich uns in der Erfahrung zu erkennen gibt, ist eine Welt des Scheines. Sie muß durch unser Erkenntnißvermögen gehen, wenn sie zu unserm Bewußtseyn kommen will. Sie kann sich uns nicht mittheilen, wie sie an sich — sondern nur so, wie es der Beschaffenheit jenes Erkenntnißvermögens angemessen ist. Dieses hat seine eigenthümlichen Formen, nach denen sich alles modificirt, was durch dasselbe uns kund wird. Unser Sinn faßt die Dinge auf, und gestaltet sie zu einem Mannichfaltigen, außer einander und nach einander; sie werden durch ihn ein Räumliches und Zeitliches. Der Verstand ordnet dieses Mannichfaltige, und bereitet es dadurch zur Aufnahme in das Bewußtseyn vor, daß er gewisse Einheiten in das Räumliche und Zeitliche einträgt, und damit jenes zu einem nothwendig neben einander, und dieses zu einem nothwendig nach einander Bestimmten macht. Jenes ist das Wesen des Körperlichen, dieses des Geistigen und Körperlichen zugleich. Alles was daher auf diesem Wege zur Kunde des Menschen kommt, wird sich unvermeidlich darnach fügen, sich in einer nothwendigen Ordnung der Aufeinanderfolge darstellen müssen, und nur in so fern in das System der Erfahrung gehören, ein gesetzmäßig Erkanntes seyn, als es sich in dieser Ordnung darstellt.

Diese Ordnung ist aber keine andre als die, nach welcher wir in allem, was ist und geschieht, das Product einer vorhergehenden Ursache anerkennen. Darum muß uns alles Zeitliche als ein nothwendig bewirktes, mithin als Schicksal erscheinen. Nicht aber deßwegen, weil

dies etwa im Wesen der Dinge selbst läge, sondern weil der Sinn aus ihnen ein Zeitliches gemacht und der Verstand diesem, um es zur Erkenntniß für eine Intelligenz zu eignen, seine Gesetze angebildet hat.

Durch diese Thätigkeit des Verstandes wird uns das Erkannte zu einem in der Zeit Bestehenden und nach gewissen unwandelbaren Regeln sich Verändernden, zu dem, was wir Natur nennen. Alles Erkannte ist daher nothwendig durch uns Natur, und kann nur als ein solches, das in der Natur, mit ihr und durch sie existirt, erkannt werden.

In dem Gebiethe der Natur kann gar keine Freyheit seyn. Ein Freyes kann nicht als solches erkannt werden; es verwandelt sich, eben damit, daß es erkannt wird, in ein Nothwendiges, und muß in so fern aus Naturgesetzen erklärt, als die unvermeidliche und unabänderliche Wirkung von etwas anderm, und zuletzt des gegenwärtigen Zustandes aller Naturkräfte betrachtet werden. Es steht unter dem Schicksale, und ihm ist bestimmt, so wohl was ihm werden, als auch was aus ihm entstehen soll. Dies hindert aber nicht, daß es an sich ein Freyes sey, und auch als ein solches gefunden werden könnte, wenn es sich durch ein andres Organ, als durch Sinne und Verstand mitzutheilen vermöchte.

Dasselbe gilt vom Denken und Handeln des Menschen. An und für sich ewig frey, wird es gleichfalls zur Natur, so bald es durch (innern) Sinn und Verstand erkannt wird. Es nimmt in diesem Erkanntwerden die Form beyder an, und zeigt sich in der Gestalt, die es von ihnen empfangen hat, als etwas das zu

allen seinen Productionen in der Zeit nothwendig bestimmt ist.

Aber hier tritt der Unterschied ein, daß wir uns unsers Denkens und Handelns noch auf eine andre Art, als durch das Erkenntnißvermögen versichern können, wo es uns dann in seiner ganzen Freyheit offenbar wird.

Das Prinzip des Denkens und Handelns ist auch das Prinzip des Bewußtseyns. Dieses aber vergeht keinem Menschen, es sey denn, daß sein Leben aufgehoben werde. Wenn er daher auch auf das Wesen dieses Bewußtseyns noch nicht reflectirt, jene Thätigkeiten nach ihrer Freyheit in ihm noch nicht deutlich erkannt hat: so offenbaren sie sich ihm doch in einem ahndenden Glauben, und durch diesen ist es jedem gewiß, daß er frey sey, und das Gefühl davon so unvertilgbar, daß es die hartnäckigste und evidenteste Speculation wohl für Augenblicke verdunkeln, aber nie auslöschen kann. Es behauptet sich gegen alle Beweise; denn es ist einerley mit dem Gefühle seines Lebens.

Noch vernehmbarer wird diese Freyheit im sittlichen Gefühle, und den darin enthaltenen Vorschriften. Diese sind so heilig und unvertilgbar, kündigen sich so nachdrücklich an, daß keinem ein Zweifel beygeht, ob er das, was ihm damit angesonnen wird, auch werde erfüllen können.

In vollem Lichte aber erkennt nur der das Wesen und die Wirklichkeit der Freyheit, der sich denkend zur Einheit des Bewußtseyns erhoben, darin ein von aller Zeit Unabhängiges, die Quelle ewiger Wahrheit und Würde, und zugleich in dem, was durch Erfahrung zu

unsrer Kunde kömmt, die Welt des Scheines erkannt hat. Ihm ist es auch kein Geheimniß mehr, wie und warum ihm das Freye in der Erkenntniß zum Schicksale werde. Darum macht ihn das auch nicht irre; er kennt und verehrt zugleich eine Welt der Wahrheit in seinem Herzen, worin nur Freyheit gebiethet und handelt. Er weiß, daß ihm sein Thun zum Schicksale werde, wenn er die Gesetze seines Erkennens darauf anwendet; er weiß aber auch, daß es, unabhängig von diesen Gesetzen, aus ihm hervorgehe und selbstständiges Leben habe. Er darf nur seinen Blick in sich selbst kehren, um sich frey zu finden.

Diese Welt des Scheines ist es nun auch, in welcher der Mensch befangen bleibt, wenn er sich in seinem Denken dem natürlichen Gange der Einbildungskraft überläßt. Und es wird hier noch einleuchtender, daß, und warum er hier keine Wahrheit finden könne, sondern zu Resultaten gelangen müsse, die ihr absolut widersprechen, daß die reale Wahrheit im Uebersinnlichen liege und im Sinnlichen nur in so fern angetroffen werde, als man sich dabey aus jenem orientirt. Der gemeine Verstand thut dieses mittelst des moralischen Gefühles und des Glauben. Die philosophirende Vernunft aber, indem sie sich über ihr höchstes Interesse aufklärt.

---

## Fünftes Kapitel.
## Schranken der Freyheit.

---

Nicht allein in der Welt des Scheines behauptet sich das Schicksal. Ihr liegt etwas zum Grunde, über welches wir nicht weg können. Mag immerhin die Nothwendigkeit, mit welcher sich uns ihre Ereignisse ankündigen, von uns selbst erdacht seyn. Hinter sie verbirgt sich eine andre, die so gewiß nicht erdacht ist, als wir überzeugt sind, daß wir nicht alles, was da ist, selbst gewirkt haben, als wir fühlen, daß uns oft, indem wir etwas ausführen wollen, von solchen Kräften entgegen gewirkt wird, denen wir unterliegen müssen.

Unser Denken und Thun dringt nicht überall hin, füllt nicht unsre ganze Welt, ist nicht das Einzige, was sich in der Erfahrung als Natur offenbart. Es ist auch etwas da, woran es sich erweiset, ein Mannichfaltiges, auf welches es seine Einheit anwendet, und durch welches es sie zu etwas Gehaltvollem und Lebendigem macht. Es steht uns etwas gegenüber, an dem wir nicht alle Gewalt haben, und welches uns oft feindselig behandelt, ohne daß wir es ihm wehren könnten. So gewiß als wir thätig sind: so gewiß müssen wir auch leiden, und können es nicht ändern. Die äußere Form, die dieses Leiden in der Erfahrung annimmt, rührt von uns her, aber das Leiden selbst kann keiner ohne Ungereimtheit,

ohne ein lebendiges Gefühl abzuläugnen, für Schein erklären.

Damit daß wir das Schicksal in die Welt des Scheines verwiesen haben, ist es für die Welt der Wahrheit noch nicht ganz vertilgt. Nur für denjenigen Theil der erstern, der sich als Thätigkeit zeigt, konnten wir in der letztern Freyheit finden. Dafür wird denn aber auch der andre, welcher der Thätigkeit entgegengesetzt ist, unter eine härtere Nothwendigkeit fallen, als die zeitliche ist, welche uns die Erfahrung kennen lehrt. Das Schicksal zieht sich selbst in die Gegend des Uebersinnlichen hinein, und bedroht uns da desto schrecklicher, wenn seine Herrschaft sich auch nicht mehr über alles erstreckt. Denn es ist gar nicht einzusehen, wie wir davon frey werden.

Ueber das Wahre und Falsche in unserm Denken, das Sittliche und Unsittliche in unserm Thun gebiethen wir freylich unumschränkt. Aber unser Denken ist noch mehr als das, was daran wahr oder falsch — unser Handeln mehr als was daran würdig oder unwürdig ist. Beyde sind Wirkungen einer Kraft, und, als solche, von dem Maße, der Beschaffenheit, den Verhältnissen und dem Organ dieser Kraft, so wie von den Umständen, unter welchen sie wirkt abhängig. Wir können davon freylich durch Uebung und Vernachlässigung viel abändern. Aber es ist darin auch etwas Ursprüngliches, das wir so nehmen müssen, wie es ist.

Mit unserm Denken und Thun können wir nicht alles erreichen. Vieles interessirt uns, das wir doch nicht nach unserm Gefallen zu bestimmen vermögen.

Vieles, aus welchem uns Widriges und Erfreuliches kommt, liegt ganz außer unsrer Sphäre, zu hoch über uns, zu tief unter uns, oder zu weit von uns. Vieles tritt mit uns in gar keine Gemeinschaft, und wirkt doch mittelbar zu unserm Wohl oder Wehe. Wie mancher Gegenstand des Wissens bleibt uns unbekannt, wie mancher bildungsfähige Stoff von unsrer Bearbeitung ausgeschlossen? Es sind außer uns Menschen da, die mit uns dieselben Ansprüche auf Freyheit machen, wodurch die unsrige nothwendig beschränkt wird. Was durch sie entsteht, kann nicht durch uns entstehen, wohin sie sich erstreckt, können unsre Wünsche nicht erfüllt werden, wo ihre Thätigkeit bildet, muß die unsrige zurück treten. Obgleich die nothwendig scheinende Thätigkeit in der That Freyheit ist: so bleibt doch alles, was nicht in das Gebieth dieser Thätigkeit fällt, Schicksal.

Wir finden uns in gewissen Verbindungen der Welt, die wir nicht gewählt haben. Wir möchten wohl manches werden, und manches ändern, aber können nicht, es geht über unser Vermögen. Unser Verlangen ist auf manche Dinge gerichtet, aber alle Anstrengung, zu ihrem Besitze zu gelangen, bleibt vergebens. Manches ist uns zuwider, aber es ist unmöglich es wegzuschaffen; weil entweder die Natur oder andre freye Wesen darauf bestehen, daß es so seyn soll. Wir müssen uns dem Schicksale fügen.

Wahrheit und Würde genügen freylich in sich selbst, wenn sie auch nie aus dem Verstande und Herzen heraustreten sollten. Aber wir sind doch dabey interessirt, nach ihren Idealen auch außer uns zu bilden,

was wir wahr gedacht und schön empfunden haben, ins Leben hinzustellen, und dieses dadurch zu veredeln, die Natur zu uns hinaufzuziehen, in unsre bessere Existenz zu gestalten. Wir setzen uns gewisse Zwecke, an deren Vollendung wir mit aller der Liebe und Begeisterung arbeiten, die uns eine erhabene Denkungsart einflößt. Und auch damit gelingt es uns nicht immer. Das ernstliche Wollen, das uns vor uns selbst rechtfertigt, wird zwar durch nichts beeinträchtigt; aber die Ausführung scheitert oft; mächtigere Kräfte, unbildsame Stoffe, unbesiegbare Hindernisse widerstreben uns allenthalben. Wir müssen unsre Absichten aufgeben, und unser Inneres fühlt sich tief gekränkt, daß wir das Gute, welches wir so heilig verehren, nicht wirklich machen können.

Eine nothwendige Folge von dem allem ist, daß nun auch unser Glück nicht in unsrer Gewalt steht. Freylich die Selbstzufriedenheit, und das selige Gefühl der innern Harmonie, die aus dem Bewußtseyn innrer Wahrheit und Würde entspringen, werden dadurch nicht geschwächt; aber stören muß es sie doch einiger Maßen, daß sie sich im Aeußern nur schlecht behaupten, und so wenig bewirken können. Ueberdem ist mit jener Selbstzufriedenheit auch das ganze Wohl des Menschen noch nicht begründet, so lange er noch unter dem Drucke physischer Leiden seufzt, so lange ihm noch so vieles entgegen ist, so manches heftige Bedürfniß unbefriedigt bleibt, so mancher wüthende Schmerz ihn anfällt. Entweder muß auch das Verlangen seiner irrdischen Natur gestillt werden, muß auch im physischen Leben alles seinen Wünschen genügen, alles in die Ordnung kommen,

bey welcher er sich glücklich fühlen kann; oder er muß diese Natur ganz ausziehen, von diesem Leben sich ganz befreyen, wenn Wahrheit und Würde auch Seligkeit für ihn werden sollen; und daß sie dies werden sollen, ist unvertilgbare Forderung seines Herzens, ein Anspruch, welchen er nie aufgeben kann.

Daß dies alles wohl anders seyn könnte, wird niemand läugnen. Es wäre nicht unmöglich, daß Wahrheit und Würde ihren Einfluß über alles verbreiteten, was da ist, daß nichts existirte, was nicht durch uns oder ein andres vernünftiges Wesen in ein Wahrheits- und Würdevolles gestaltet wäre, oder noch gestaltet werden könnte, was nicht durchaus als Product vernunftmäßiger Thätigkeit bestände, daß dem ernstlichen Willen alles sich fügte, jeder seiner Zwecke erreicht, jede seiner Formen ausgeführt würde und jeder mit so viel Kraft wirkte als in ihm Stärke der guten Gesinnung ist, daß moralische Freyheit alles beherrschte, alle Hindernisse besiegte, und mit ihr die äußere Freyheit vollkommen übereinstimmte.

Wir haben oben gesehen, daß sich dasjenige, was unsrer Thätigkeit als Leiden gegenüber steht, und was sich uns als Gebieth des Schicksales noch ankündigt, nachdem wir einen Theil von uns ihm durch moralische Freyheit entrissen haben, als den Widerschein unsers eignen Wesens, als bloße entfernte Beziehung unsrer Geistigkeit, als etwas, das vielleicht nicht seyn würde, wenn wir nicht wären, in Ansehung dessen wir nie gewiß seyn können, daß es von uns durchaus verschieden, und ein für sich Bestehendes sey, betrachten lasse: aber

es hängt uns doch nothwendig an, Freyheit und absolute Thätigkeit, die Macht der Wahrheit und Würde sind in uns durch dasselbe beschränkt. Und nur in so fern, nur als ein Beschränkendes, hat es für uns Interesse, nur in so fern wird es uns zum Schicksale, und von uns mit Gewißheit erkannt. Es käme also darauf an, unsere Schranken zu erweitern, das, was uns in ihnen entgegen steht, wenigstens als ein solches, zu vernichten, oder uns so zu unterwerfen, daß es nur für unsre Freyheit existirte, nach Gefallen von uns behandelt werden könnte, jede Form annehmen müßte, die wir ihm mittheilen wollten: so wäre auch hier das Schicksal vertilgt; jeder Zweck, den wir uns vorsetzen, wäre erreicht; Wahrheit und Würde beständen nicht bloß neben der Befriedigung unsrer Wünsche, unser Glück wäre nicht bloß ihre unvermeidliche Folge; sondern sie wären selbst mit unsrer Seligkeit schlechthin identisch. Das Maß unsrer Uebereinstimmung mit der Vernunft wäre nicht bloß das Maß unsrer Selbstzufriedenheit, sondern auch zugleich das Maß, in welchem alles, was uns physche Schmerzen bringt, aufhörte, und die Bedürfnisse, auf welche sich alles Elend bezieht, entweder ganz vernichtet, oder ganz befriedigt würden. Hat die Tugend die Welt überwunden, dann ist diese ihr dienstbar, und es steht bey ihr, sie entweder, in Beziehung auf sich, zu zerstören, oder sie zu zwingen, daß sie ihr nur ihr Bestes darreiche.

Dies kann nicht bloß, es soll auch so seyn; so gewiß wir vernünftige Wesen sind; so gewiß Einheit in unserm Bewußtseyn ist, und diese Einheit die Form

enthält, welche durch uns realisirt werden soll. Wahrheit und Würde sollen über alles siegen, heißt nicht mehr als: Wahrheit und Würde sollen überhaupt seyn. Beyde können sich nur behaupten als vollendete Darstellung der Vernunftform, als absolute Einigkeit des vernünftigen Wesens mit sich selbst. Diese besteht aber nur in so fern, als ihr nichts mehr entgegen steht, als alle Disharmonie, alles Beschränkende und Verschiedene als solches aufgehoben wird.

Es ist die Bestimmung des Menschen, wie sie aus seinem Ich hervorgeht, oder vielmehr dieses Ich selbst, und also mit ihm gleicher Wahrheit und Wesenheit theilhaftig ist, daß er ganz und durchaus frey werde, daß in ihm und an ihm nichts mehr widerstrebe, daß, wenn ja noch ein Aeußeres bleibt, an diesem alles, was nicht Freyheit und Harmonie ist, vertilgt sey. Diese Bestimmung kann er so wenig verläugnen als Leben; ihre Befehle müssen ihm über alles heilig seyn. Er kann sie aber nur in so fern ehren und heilig halten, als er sich durch sie gedrungen fühlt, sich von dem Zwange des Irrdischen immer mehr zu befreyen, die Schranken, in denen er befangen ist, immer mehr zu erweitern, und Wahrheit und Würde dadurch an sich zu vollenden, daß er ihnen alles unterwirft.

Treue gegen unsre Bestimmung, Wahrheit und Würde der Gesinnung sind nur in so fern möglich, als sie sich in der Tendenz, sich im Leben zu bewähren, aussprechen, als sich in ihnen das Bestreben offenbart, das freye Thun über alles zu verbreiten, in allem ihr Wesen auszudrücken, alles in ihr Licht zu verklären.

So lange die Beschränktheit der moralischen Freyheit fortdauert, wird der Mensch nicht was er werden soll, erreicht er das Vorbild nicht, das in seinem Bewußtseyn enthalten ist. Diese Beschränktheit zu vernichten muß ihm mehr denn alles wichtig, darauf muß alle seine Anstrengung gerichtet seyn.

Es ist aber nicht allein unsre eigne Beschränktheit, die uns als Welt der Sinne erscheint, was uns entgegen steht, und worin sich, neben unsrer Freyheit, noch das Schicksal behauptet. Es sind auch freye Wesen außer uns da, die ihren eignen Willen haben, welcher nicht bloß von dem unsrigen verschieden ist, sondern ihm auch oft widerstrebt. So weit also dieser reicht, fällt unsre Freyheit weg; was durch sie bestimmt wird, daran können wir nichts ändern, darin bleibt für uns Schicksal, und nur durch Zufall kann es mit unsern Wünschen und Zwecken übereinstimmen. Diesem ist nicht so wie unsrer Beschränktheit abzuhelfen. Der Wille vernünftiger Wesen kann nicht aufgehoben werden. Er soll bestehen, wie der unsrige. Fremde Freyheit ist heilig wie die eigne: denn sie offenbart sich wie diese in einem eignen Bewußtseyn. Nur dadurch, daß sie mit der unsrigen zur Einstimmung kommt, denselben Gesetzen gehorcht, auf dieselben Zwecke gerichtet ist, werden wir des Schicksales ganz mächtig.

Auch dieses ist nicht bloß möglich, sondern soll auch nothwendig wirklich werden. Es gehört mit zu unsrer Bestimmung. Diese deutet auf absolute Einigkeit aller Vernünftigen hin. Nicht bloß mit uns selbst, sondern mit allen freyen Wesen sollen wir harmoniren. Unser

Streben soll ein Streben in der Liebe seyn, worin alle von Einem Geiste beseelt werden, nur Ein Ziel vor Augen haben, nur Ein geistiges Universum darstellen.

Die Vernunft befaßt alles. Nur das Allgemeingültige ist wahr; nur das, was Gegenstand eines allgemeinen Willens seyn, einer allgemeinen Gesetzgebung zum Grunde gelegt werden kann, gut. Wer wahr und gut seyn will, kann dieses nur dadurch, daß er seinen Willen auf alle richtet, mit seinen Entschließungen alle befaßt, Wahrheit und Würde als Gemeingut aller betrachtet, nach Vereinigung mit allen zur absoluten Selbstständigkeit strebt.

Der Mensch darf also auch nur hier seiner Bestimmung folgen, um alles von seinem Willen abhängig und sich sein Schicksal unterthan zu machen. Er darf nur im Geiste reiner Wahrheit und Würde still fortarbeiten, und immer mehr fällt alles in seine Gewalt, fügt sich alles seinen Wünschen, vor dem er sonst, als vor einem Unbesiegbaren, zitterte.

So ringt sich denn der Mensch ganz vom Schicksale los. Zunächst und unmittelbar zwar nur die moralische Freyheit; vieles bleibt noch, was ihm entgegen ist. Aber hat er sich in dieser der reinen Wahrheit und Würde bemächtigt: so strebt er auch unaufhaltsam über jede Schranke weg, und dringt immer weiter mit seiner Freyheit vor. Das Schicksal ist zwar für ihn noch da, er kann es nicht auf einmal vernichten; aber er arbeitet daran, daß es immer kraftloser werde, sich ihm immer mehr unterwerfe. Durch ihn soll es einst aufhören. In welchem Maße, und wie bald dieses geschehen werde,

hängt von ihm ab. So ist es seine Bestimmung. Er ward unter fremde Gewalt gethan, daß er sich selbst von ihr befreye. Durch Wahrheit und Würde gewinnt er also nicht bloß sein wahres Denken und sein würdevolles Thun, sondern nach und nach seine ganze Menschheit und seine Seligkeit.

---

## Sechstes Kapitel.
## Moralische Weltordnung.

---

Der Mensch soll streben, über sein Schicksal ganz Herr zu werden. Zur Zeit noch vermag er nicht alles, was seinem Herzen theuer ist, vor demselben zu retten, und sich seinen Zustand selbst zu bestimmen; aber es soll durch eigne Bemühungen, dadurch, daß er die Wahrheit seines Denkens und die Würde seines Thuns immer weiter in das Nothwendige hineinbildet, immer mehr in seine Gewalt kommen. Es entsteht indeß die Frage: ob er das auch könne. Das Einzige, was ihm dazu verliehen ist, ist seine moralische Freyheit; und diese eben haben wir beschränkt gefunden. Sie müßte aber schon unbeschränkt seyn, wenn sie diese Beschränktheit vertilgen

sollte. Wie mag sie Wahrheit und Würde in das Nothwendige hinein bilden; da eben dieses Nothwendige es ist, was ihr im Wege steht, was ihre Bildung allenthalben verschmäht? Wie mag sie es bekämpfen; da ihr eben von ihm die Kräfte genommen sind.

Die moralische Freyheit kann sich, als solche, absolut und nach ihrem ganzen Vermögen nur an unserm Innern erweisen: so bald sie sich an das Aeußere wagt, dem eine bessere Gestalt zu ertheilen, in ihm sich Zwecke zu setzen und auszuführen, ist sie allenthalben gebunden, liegt ihr manches in zu großer Weite, als daß sie es erreichen, zeigt mancher Stoff eine zu träge, harte und unbildsame Natur, als daß sie an ihm etwas ausrichten — streiten Kräfte gegen sie, die zu mächtig sind, als daß sie dieselben überwinden könnte. Wenn sich denn nun in dem allem das Schicksal behauptet: geht man nicht im Zirkel herum, wenn man sagt, man müsse dadurch vom Schicksale frey werden, daß man die Schranken der Freyheit durchbreche. Eben das ist es ja, was wir nicht vermögen, worin das Schicksal seine Ueberlegenheit zeigt — die Aufgabe deren Lösung wir suchen und nicht finden können, indem sie uns schlechthin unmöglich scheint.

Eben so unmöglich ist es uns auf der andern Seite, diese Aufgabe schlechthin abzuweisen. Sie ergeht nach jedem vergeblichen Versuche mit derselben Forderung wieder. Sie würde wiederkehren, und auf ihrer Lösung bestehen, zu neuen Versuchen antreiben, wenn auch einleuchtend dargethan wäre, daß alles vergebens sey. Sie ist unsre Bestimmung, der Gegenstand unsers heiligsten

und feurigsten Interesses, das einzige, woran der Wehrt unsers Lebens hängt, und wird sich uns so lange aufdringen, als uns unser Selbstbewußtseyn bleibt. Es ist mir anbefohlen von dem, was ich ewig für mein Höchstes werde erkennen müssen; ich soll schlechthin eins mit mir selbst, ich soll frey seyn, mich selbst frey machen; darum muß ich es auch können, muß es meinem redlichen Bestreben, meiner ausdauernden Anstrengung gelingen; oder ich werde an allem irre, mir selbst zur Lüge, ich weiß nicht mehr, worauf ich mich verlassen soll.

Doch es gibt noch eine Art, das möglich zu machen; wenn nähmlich das Schicksal selbst mit mir eins wäre, selbst mich begünstigte, und an meiner Befreyung, wenn ich sie mir anders ernstlich zum Zwecke mache, mit arbeitete; wenn es die Dinge und Veränderungen, die ihm unterworfen sind, so lenkte, bestimmte und ordnete, daß sie der Ausführung meiner Plane entgegen kämen, daß in eben dem Maße als in mir Wahrheit und Würde lebt, auch alles, was außer mir ist, und woran ich selbst nichts vermag, sich in Wahrheit und Würde verklärte, und mir dadurch, in dem Verhältnisse meines moralischen Wehrtes, Seligkeit zu Theil würde.

Aber das Schicksal an sich, so weit wir es können, ist blinde Naturkraft, wirkt nach mechanischen Gesetzen, weiß nichts von Zweck und Plan, wenigstens von keinen solchen, die unser Verstand zu fassen vermögte. Um uns aber zu unsrer Befreyung behülflich zu seyn, müßten seine Erscheinungen unter intellectuellen und moralischen Gesetzen stehen, von einem geistigen Prinzip,

geleitet werden. Es ist überdem auch gegen uns, auf unsre Unterjochung bedacht; wie läßt sich erwarten, daß es sich mit uns verbände, um sich selbst zu bekämpfen? Es würde ja eben damit aufhören, Schicksal zu seyn und mit der Vernunft und moralischen Freyheit in uns ganz eins werden.

Es bleibt nichts anders übrig, als anzunehmen, daß das Schicksal zwar an sich, und so weit es uns sichtbar wird, rohe Gewalt der Natur, aber einer höhern, unsichtbaren und ewigen, die mit demjenigen, was sich in uns als Wahrheit und Würde offenbart, dieselbe Tendenz habe, nähmlich unsre Befreyung, welche selbst nichts anders ist als Wahrheit und Würde, in ihrer Verherrlichung, Vollendung und Unendlichkeit, wo ihnen nichts mehr entgegen steht, alles sich in sie auflöst, unterworfen sey, daß es nicht mehr sich selbst, sondern einem andern dienen müsse, das nur den Zweck hat, den auch wir als unsern höchsten ehren.

So gewiß wir eine große Bestimmung haben; so gewiß diese Bestimmung keine andre ist als absolute Selbstständigkeit, Freyheit und Harmonie mit uns selbst; so gewiß diese Bestimmung von uns erreicht werden soll: so gewiß ist es auch, daß moralische Ordnung, deren Prinzip wieder nur Wahrheit und Würde, vollendete Einheit des Denkens und Thuns seyn kann, in der Welt, über dem Sichtbaren unsichtbar waltet, daß in ihr nichts geschieht, als dieser Ordnung gemäß, und daß das, was uns als Schicksal und Naturnothwendigkeit erscheint, in der That Offenbarung dieser Ordnung sey, die nur durch die Form unsers Erkenntnißvermö-

gens, und in der Betrachtung des endlichen Verstandes, der sich nicht bis zu der reinen und ewigen Wahrheit erhebt, zu einem mechanisch Zusammengeketteten wird.

Mag also der Welt des Scheines noch etwas anders als unsre Freyheit, mag ihr etwas, das dieser Freyheit entgegengesetzt, und darum für uns übersinnliches Schicksal ist, zum Grunde liegen. Es gibt ein noch Höheres, eine absolute Freyheit, in welcher die menschliche Freyheit und Nothwendigkeit zu Einem verbunden sind, die letztere der erstern unterworfen, zur Beförderung ihrer Zwecke gezwungen wird, und nur darum besteht, daß jene sich durch sich selbst empor ringe, aus der Endlichkeit das Unendliche anstrebe, und so sein herrliches Ziel erreiche.

Noch einmal bestätigt es sich hier, daß nur der Wahrheit erlange, der von der Wahrheit des Uebersinnlichen ausgeht, und diese allem seinem Denken an die Spitze stellt, und unverrückt im Auge hält. Mag er hinter den Schein ins Uebersinnliche dringen; auch dieses bleibt ihm ein Nothwendiges, wenn er es nicht da sucht, wo es in seiner höchsten Majestät wohnt, im Herzen des Menschen.

Auf diese Art allein läßt sich noch eine andre Schwierigkeit heben, welche der Möglichkeit, unser Ziel, absolute Freyheit, zu erreichen, in den Weg tritt. Es ist dazu nähmlich, wie aus dem Vorhergehenden erhellet, nicht genug, daß unsre Beschränktheit aufgehoben, unsre Thätigkeit über alles verbreitet, und die Nothwendigkeit des Aeußern bezwungen werde. Die Freyheit andrer Vernunftwesen, die eben so wenig als die

unsrige zerstört werden darf, kann neben dieser nicht bestehen, wenn sie nicht mit ihr in jeder Hinsicht eins wird. Die Einheit aller Vernünftigen ist überdem in dem Gesetze der Wahrheit und Würde, worin sich unser Bewußtseyn ausspricht, ausdrücklich enthalten. Diese steht aber durch uns nicht zu erreichen. Das Erste, was uns in dieser Hinsicht obliegt, ist, stäts nach solchen Maximen zu handeln, die von allen gebilligt werden, in denen sich alle vereinigen können, nie etwas zu denken oder zu thun, was nicht so angesehen werden kann, als ob es von allen, oder im Namen aller und für alle gedacht und gethan werde. Weiter vermag aber auch der Einzelne nichts. Was ist damit nun geschehen? Nicht mehr als, daß er sich zur Harmonie mit allen Vernünftigen qualificirt hat, daß diese Harmonie wirklich werden wird, wenn alle, nicht bloß in der Idee, sondern im Leben so denken und thun. Wenn ich immer nach solchen Maximen handle, die als Grundlage einer Gesetzgebung für alle gelten können: so sind sie darum doch diese Grundlage nicht; so haben sie darum, wenn auch Gesetzesansehen, doch noch nicht Gesetzeskraft. Und ohne das wird auch meine Bestimmung nicht erreicht, bleibt nicht allein die Vereinigung, die in meinem Bewußtseyn abgebildet ist, ein bloßes Ideal, nur Regulativ für mein Leben, ohne selbst lebendig zu werden; sondern ich gelange auch nicht zu der Seligkeit, in die sich die Wahrheit meines Verstandes und die Würde meines Herzens verwandeln soll. Die Disharmonie, worin ich mit andern, durch ihren verkehrten Willen, ihre Unwahrheit und Unwürde, lebe, wird mir eine um

so reichhaltigere Quelle des Elendes, je zarter und heiliger mein Sinn für das Gute ist.

Aber auch diese Schwierigkeit verschwindet in dem Glauben an jene unsichtbare Ordnung, in der alles zum Besten sich fügt, jeder, der ernstlich dahin strebt, seinen Zweck in seiner ganzen Fülle, Größe und Herrlichkeit erreicht; wenn sich auch alles dagegen empörte; wenn die Freyheit andrer sich auch mit der Nothwendigkeit des Schicksales vereinigte, ihn zu zerstören. Wie dieses möglich sey, begreifen wir freylich nicht: denn es gehört zu den Geheimnissen der übersinnlichen Welt, und wir begreifen nur das Sinnliche mit sinnlicher Klarheit. Daß es aber so sey, und einst sich so entwickeln werde, ist uns durch das Höchste verbürgt, wodurch uns etwas versichert werden kann.

Hieraus ergiebt sich denn auch, wie wir uns jene übersinnliche Gewalt, die das Schicksal zur moralischen Ordnung zwingt, zu denken haben. Daß sie auf dasselbe gehe, wohin in uns die Vernunft strebt, daß sie mithin höchste Vernunft, die ewige Quelle und der letzte Ursprung aller Wahrheit und Würde, absolute Vollkommenheit des intelligenten und moralischen Wesens sey, ist schon im Vorhergehenden bemerkt. Sie ist überdem zu denken als Allmacht, denn alle Kräfte des Universums sind ihr dienstbar, alle Gewalt der Natur ist ihr unterthan — als höchste Weisheit, denn sie entwirft den Plan für das Leben aller Vernünftigen, realisirt ihre Zwecke, weiß alles und ordnet alles — als allgegenwärtig, denn sie ist der Geist, der das Weltall durchdringt und

beseelt, das Reich der Materie erfüllt, das Reich der Geister zusammen hält und beyde zu Einem vereingt, in welchem und durch welchen die Menschheit ein Ganzes ist und nach absoluter Harmonie und Freyheit ringt, der sich in unserm Bewußtseyn abspiegelt, und uns dadurch das Prinzip der Geistigkeit und Unendlichkeit mittheilt — als reinste Güte, denn unsre Seligkeit ist es, zu der alle Wahrheit und alle Würde führt und die durch alles, was uns Frohes und Trauriges begegnet, selbst durch unsre Thränen und durch unsre Opfer befördert wird — endlich als unbegreiflich, unerforschlich und unerreichbar, denn sie ist in der übersinnlichen Welt; nur einzelne Strahlen ihres Lichtes erleuchten die Dunkelheit der sinnlichen.

Ich erkenne dich, und falle freudig anbethend vor dir nieder, ewige Vorsehung. Es ist kein Schicksal wahr; nur du, die das thränenvolle Auge des Leidenden sucht, zu welcher der stumme Schmerz mit kindlicher Ergebung bethet, auf die der fromme Dulder gläubig hoft, von der heilender Balsam in tausend wunde Herzen fließt, an welcher der Müde sich aufrichtet, die wankende Tugend sich hält, der schwache Muth sich stärkt, die bange Sorge sich erheitert, die Verzweiflung mit dem Leben sich aussöhnt, du, der geplagten Menschheit einziger Trost, du bist, und lebst, und waltest über allem und in allem. Wenn die mühsame Betrachtung in der Natur vergebens nach dir späht, und nichts als ein freudenloses Schicksal findet: dann vernimmt der Freund der Wahrheit und

Tugend deine Offenbarung im Herzen. Dieses Gefühl, das ihn für Wahrheit und Tugend begeistert stammt von dir, und enthält die herrliche Verheißung, daß du alles zu unserm Besten lenkst. Die Entdeckung, daß manches nicht in unsrer Gewalt sey, ist uns nicht mehr fürchterlich — sie ist uns über alles erfreulich: denn unendlich besser wird das, was wir nicht vermögen, von dir besorgt, als wir es besorgen könnten. Wenn jetzt uns vieles drückt, kümmert und ängstigt, wir verzagen nicht, denn es wird einst alles herrlich seyn.

---

## Siebentes Kapitel.

## Das Schicksal als Vorsehung.

---

Immer schöner enthüllt sich uns die Lichtseite des Schicksales; je tiefer wir in die Ansicht eingehen, die uns unsre moralische Natur gewährt. Sie entrückt uns, im Gefühle unsrer Freyheit, in die übersinnliche Welt, und in ihrer Beleuchtung wird uns das, was uns in den Nebeln der sinnlichen als harte und unbesiegliche Nothwendigkeit erschien, zu einer intellectuellen

und moralischen Gewalt, die mit unserm höchsten Interesse eins, sich die Verherrlichung dieses Interesses, die Erhebung unsrer Freyheit allein angelegen seyn läßt.

Selbst dasjenige, was die Aussichten, welche sich uns in dem übersinnlichen Charakter des Denkens und Wollens eröffneten, wieder ganz zu verdunkeln, und die Errichtung des uns damit aufgegebenen Zweckes unmöglich zu machen schien, die unverrückbaren Schranken unsers Lebens, in denen sich das Schicksal unerschütterlich behauptete, dienten bey näherer Würdigung dazu, uns in die Geheimnisse der Geisterwelt tiefer einzuführen, und uns solche Verhältnisse derselben zu uns zu offenbaren, welche die Nebel vollends zerstreuen, die auf unserm Leben ruhen, alles Gefürchtete, Demüthigende und Traurige, was aus der gemeinen Betrachtung unsers Zustandes entspringt, zu entfernen und uns in demselben überall das Erfreuliche, Erhebende und Hoffnungsvolle zu zeigen.

Ein befriedigenderes, schöneres und größeres Resultat konnte uns nicht werden: als das, wobey wir angekommen sind. Es ist ein höchster Geist, der in allem lebt, über allem waltet, alles zum Bessern führt, aus allem Schlechten, Mangelhaften und Gemeinen Heiliges, Vortreffliches, Vollendetes entwickelt. Nur in diesem Glauben findet die Menschheit und der einzelne Mensch Ruhe, verschwinden alle Besorgnisse, mit denen die Ungewißheit des Künftigen, die Veränderlichkeit des Gegenwärtigen, der Unbestand und die Eitelkeit alles Menschlichen, die scheinbaren Ungereimtheiten und Ausschweifungen im Gange irrdischer Dinge uns äng-

stigen, alle Räthsel und Unbegreiflichkeiten, die unser Leben umgeben, alle Unregelmäßigkeiten, die uns in ihm beleidigen, alle Widersprüche, die es uns unmöglich machten, Plan und Ordnung in ihm anzuerkennen, alle Gewaltthätigkeiten, die wir beklagen, und alle Schrecknisse, mit denen es uns bedroht. In großer, herrlicher Harmonie liegt es mit allen seinen Erscheinungen und Umgestaltungen, in allem seinem Schaffen und Zerstören, und allen seinen Verwickelungen und Auflösungen, in allen seinen Verderbnissen und Verbesserungen, in allen seinen frohen und traurigen Begebenheiten vor uns. Ein erhabener Plan schwebt über allem, und verklärt alles zur Darstellung Eines Gedankens. Aus Einem geht alles hervor; in Eins kehrt alles zurück; und auf Eins bezieht sich fortdauernd alles.

Zwar sind wir nicht im Stande, diesen großen Zusammenhang nach seiner Einheit, Totalität und Vollendung in der Erfahrung selbst zu erkennen. Aber er ist uns, durch das Höchste und Wahrste, als ewige Wahrheit versiegelt. Der Glaube daran ist mit unserm Selbstbewußtseyn, mit der Einheit unsers Lebens identisch, und wenn wir mit diesem Glauben, in der Welt um uns her forschen: so finden wir Spuren genug, die uns freylich ohne ihn nichts gelehrt haben würden, aber ihn nun auffallend bestätigen, und uns auch da Uebereinstimmung ahnden lassen, bis wohin unser forschender Blick nicht zu dringen vermag. Vollständige Bewährung in der wirklichen Welt ist in unsrer Beschränktheit unmöglich; aber je weiter wir unsre Betrachtung fortsetzen, je mehr wir mit ihren Erscheinungen bekannt

werden, je mehr wir aus diesem Gesichtspuncte über sie denken; desto mehr klärt sich uns die große Tendenz der Natur auf, die jener Glaube umschließt, desto vernehmlicher spricht aus ihr der erhabene Geist uns an, der in allem denkt und schafft, desto überwiegender zeigt sich die Gewalt des Gedankens über die rohe Materie.

Das Schicksal ist uns Vorsehung geworden, und mit unserm Herzen innig befreundet. Es dient nun demselben Zwecke, auf den unser ganzes Leben gerichtet ist. Von der Liebe für diesen Zweck, von unserm Sinne für Wahrheit und Würde hängt es allein ab, dasselbe in allen seinen Erweisungen wohlthätig und segensvoll, unserm ganzen Interesse, und allen unsern vernünftigen Wünschen angemessen zu finden. Wir können uns nun getrost seiner Leitung überlassen, wo wir selbst nichts an ihm vermögen: denn es wird, es muß alles wohl machen.

Von nun an zeigt sich alles an ihm in einer andern und erfreulichern Gestalt. So lange wir uns mit unserm Forschen allein auf dem Gebiethe der Natur und Erfahrung hielten, war es uns unmöglich, in ihm Zweckmäßigkeit und Ordnung anzuerkennen: denn wir suchten vergebens nach einem höchsten Zwecke, auf den es hinziele, und nach einer verständigen Regel, die in ihm ein Geistiges offenbare. Das Höchste, was wir erlangen konnten, waren schwache Züge einer unvollständigen Gleichförmigkeit, und die Ahndung eines Planes, der uns nicht allein unerforschlich, sondern von dem es auch noch unentschieden blieb, ob er nicht über unser Denken, Fühlen und Streben weit hinaus liege, ob er

irgend eine Beziehung auf dasjenige habe, was uns theuer ist, oder ob wir nicht vielmehr von demselben in einer Hinsicht bedacht sind, die für uns ohne alles Interesse ist.

Wir haben in unserm Innern einen erhabenen Zweck des Schicksales anerkannt, und diese Anerkennung hat uns zu allen erfreulichen Aufschlüssen geführt. Durch die ewige Form der Wahrheit in uns sind wir versichert worden, daß es unsre Beseligung durch vollendete Wahrheit und Würde sey, auf welche das Schicksal in allen seinen Vorkehrungen hinarbeitet. Nicht unser Glück, nicht unsre Tugend, nicht unsre Vollkommenheit ist sein Zweck, die durchgängige Vereinigung aller ist das Höchste, was an uns erreicht werden soll. Unsre Wahrheit soll unsre Tugend, unsre Tugend unsre Wahrheit, beyde sollen nicht mehr zwey, sondern schlechthin Eins seyn in unbeschränkter Freyheit, und diese Freyheit unsre Vollkommenheit, diese Vollkommenheit unsre Seligkeit werden. Darauf bezieht sich alles, dafür ist jede Kraft des Universums in Bewegung. Dies ist es, wohin jene Gleichförmigkeit und jener unerforschliche Plan, dessen Spuren die Gewalt der Materie noch nicht ganz unterdrücken konnte, in der physischen Betrachtung deuteten. Aber jene Gleichförmigkeit ist uns zur weisheitsvollen Ordnung geworden, die nicht mehr einzelne Züge gestaltet, sondern das Ganze durchdringt, beherrscht, und einer erhabenen Regel unterwirft. Diese Regel ist keine andre, als die Beförderung des Guten unter den vernünftigen Wesen, ihre vollkommene Vereinigung in einem Höchsten

und Besten, ihre Einigkeit mit der Vorsehung selbst. Wie alles dazu stimme, daran werden wir unser ganzes Leben hindurch zu forschen haben. Diese Forschung gehört mit zu unsrer Aufgabe, und auch darin kommen wir immer weiter. Jener Plan ist uns zwar unerforschlich; aber nicht mehr ganz über uns erhaben. In der Wahrheit und Würde ist er uns verwandt, greift er in unser Leben ein, theilt er sich uns mit, macht er unsre Angelegenheit zu der seinigen, und sind zugleich seine Grundzüge ausgedrückt. Die Ausführung ist oft über unser Urtheil erhaben, aber nicht selten erkennen wir auch die Zweckmäßigkeit derselben. Er geht nicht über uns hinaus. In ihm ist nicht allein auf uns mit, sondern auf uns vorzüglich gerechnet. Er steht unter demselben Prinzip, das sich in uns als Vernunft ankündigt. Er ist nicht bloß ein erhabener, sondern auch ein weisheitsvoller und wohlthätiger Plan.

Auch die Gerechtigkeit des Schicksales erscheint uns jetzt in einem andern Lichte, als auf dem Standpuncte der Erfahrung. In der geretteten Freyheit gewinnt sie eine feste und sichere Grundlage. Er kann es keinem andern aufbürden; er hat es selbst gethan. Er ist nicht bloß Werkzeug, sondern Urheber gewesen. Dafür wird denn aber auch die Forderung, daß ihm geschehe, was recht ist, daß sein physischer Zustand mit seinem sittlichen in Harmonie komme, daß er so glücklich oder so elend werde, als es seiner innern Güte oder Unwürde angemessen ist, desto dringender. Die Erfahrung zeigt uns auch jetzt, wenn wir sie aus dem Glauben an Freyheit und Vorsehung

beleuchten, noch keine solche Harmonie und Angemessenheit. Aber dieser Glaube enthält die untrügliche Weisung, daß es einst anders seyn soll. Wahrheit und Würde, die höchste Bestimmung des Menschen soll auch seine Seligkeit, das Gegentheil sein Elend seyn. Jene ist Erhebung über alle Schranken, Einigkeit mit der Menschheit: was will uns da noch anfechten, beunruhigen und Kummer machen, was uns kränken und hindern im Gefühle unserer Vollendung glücklich zu seyn?

Die Forderung, welche die Gerechtigkeit an das Schicksal ergehen läßt, ist mit derjenigen, welche das Bewußtseyn als Vernunft ausspricht, und auf welche sich der Glaube an die Vorsehung gründet, einerley. Ihr heiliges Ansehen und ihre absolute Unerlaßlichkeit verbürgen uns ihre gewisse Erfüllung. So gewiß der Begriff des Rechtes aus unserm Innern hervorgeht; so gewiß die Vernunft uns aufgibt, uns durch Wahrheit und Würde frey zu machen: so gewiß wird jener Begriff realisirt werden; so gewiß muß es uns mit diesem Bestreben gelingen. Nicht bloß die vollkommene Sittlichkeit hat auch vollkommnes Glück zur Folge: der jedesmalige Grad der erstern steht auch mit einem gleichen Grade des letztern in nothwendiger Verbindung. Es ist nicht bloß schicklich, daß sich dem moralisch Guten, das physisch Gute, als seine allein würdige Umgebung, zugeselle: dies liegt auch in dem Wesen einer sittlichen Ordnung der Dinge, und eines höchsten moralischen Geistes, den wir als Vorsehung anbethen. Gott ist gerecht, so gewiß er Gott, so ge-

wiß er Herr und Regierer der Geisterwelt — derjenige ist, in dem unser ganzes vernünftiges Interesse seine Befriedigung findet.

Aber unsre Erziehung zur Wahrheit und Würde ist das Erste und Wichtigste, der vornehmste Gegenstand und Zweck seiner Weltregierung: denn sie sind die Bedingung unsrer Glückseligkeit. Nur in wie fern es jene gestattet, kann im gegenwärtigen Leben auch auf die Vereinigung derselben mit dieser Rücksicht genommen werden. Vor allem muß unser Schicksal dahin zielen, uns weiser und besser zu machen; darum kann es nicht ganz gerecht seyn, muß es oft den letzten Zweck versäumen, um den ersten zu erreichen; darum begegnet uns hier noch so oft unbelohntes Verdienst, verkannte und entehrte Tugend; darum empört uns so oft der Anblick schreiender Ungerechtigkeit. Aber eben dieses weiset uns über das gegenwärtige Leben hinaus. In einem vollkommenern Zustande werden sich beyde Zwecke der Vorsehung besser vereinigen lassen. Einst wird es anders seyn. Auf eine, uns freilich unbegreifliche, aber befriedigende und bewundernswürdige Art, wird sich dann alles auflösen, alles sich fügen, wie es der ewigen Norm der Wahrheit und des Rechtes gemäß ist. Vorsehung und Menschheit werden dann in ihrer ganzen Vollendung sich darstellen.

Nur dem Scheine nach ist das Schicksal in manchen Fällen, und gegen manche Menschen *hart*, in andern, und gegen andre bis zur Ausschweifung *günstig*. Wir bedienen uns in der Beurtheilung und Würdigung desselben eines falschen Maßstabes; daher rührt dieser

Schein. In der That ist es gegen alle gleich gesinnt, versäumt und mißhandelt es keinen, behandelt es keinen gütiger als den andern. Es will allen wohl, alle sollen erzogen werden, alle durch Wahrheit und Würde, nur freylich auf eine, ihrer individuellen Natur angemessene Art, zur Seligkeit gelangen. Rechnen wir das ab, was eigne Freyheit verschuldet: so ist das Uebrige gewiß zweckmäßig; so sehr wir uns auch darüber beklagen mögen.

Das Schicksal verfährt freylich oft grausam mit dem Menschen, häuft alle Leiden über ihn zusammen, empört alles gegen ihn, läßt ihm alles fehlschlagen, demüthigt und kränkt ihn überall, macht oft sein ganzes Leben zu einer an einander hangenden Kette von Mühseligkeiten. Aber dadurch wird doch nur sein physischer Zustand angegriffen. Nur so lange er sich diesem allein hingibt, kann er sein Schicksal unerträglich finden. Dies ist es aber eben, was er nicht soll. Das Physische soll ihm Mittel des Moralischen werden; darum müssen wir es auch selbst so oft aufopfern. Der Tugendhafte folgt darin seiner Pflicht, und gibt das Schlechte dem Bessern hin. Nicht weniger duldet und billigt er das physisch Mangelhafte, wenn es eben dadurch eine Quelle des moralisch Vollkommenen wird.

Das Schicksal ist nicht hart, wenn es uns wehe thut: denn es befördert eben dadurch unsre höchste Bestimmung, und mit ihr unsre Seligkeit. Die Bedürfnisse der Menschen sind hierin verschieden. Dem Einen muß das Irrdische verleidet werden, damit er sich zu dem Uebersinnlichen erhebe, und dieses nicht in jenem

verliere. Mit dem Andern muß es in Befreundung kommen, damit er es nicht ganz verschmähe, oder es in seiner Gebrechlichkeit lasse, sondern durch das Höhere veredle und ihm einen bessern Geist mittheile. Darum ist das Schicksal gegen den Einen gütig und gegen den Andern strenge, ohne darum den Einen dem Andern vorzuziehen. Mag der irrdische Mensch verarmen; der moralische gewinnt dadurch sein ganzes Leben, bereichert sich aus den Schätzen, die jenem entrissen wurden. Auch hier bleibt uns im Einzelnen der Plan der Vorsehung verborgen; aber selbst da, wo sie unbegreiflich handelt, handelt sie voll Weisheit. So weit als der Weg zu unsrer Bestimmung von uns erkannt werden kann, ist er auch ganz unsrer Freyheit übergeben; aber da, wo wir ihn verkannt, vom täuschenden Scheine uns hätten blenden lassen, hat das Schicksal für uns gewählt.

Schwerer wird es uns, das Schicksal darin von der Parteylichkeit frey zu sprechen, daß es so viele in geistiger Hinsicht ganz versäumt, und aller Mittel zu einer schönen und kräftigen Entwickelung ihrer Anlagen beraubt hat; während es in andern alles zu einer glücklichen Reife bringt. Dies scheint doch mit der Bestimmung des Menschen in Widerspruch zu stehn. Keinem darf es an Gelegenheit und Veranlassung zur geistigen Bildung fehlen, keiner darf in der Unwissenheit und im Irrthume bleiben, keinem dürfen gemeine, verzogene, mangelhafte und geschmackwidrige Formen aufgedrungen werden, wenn Wahrheit und Würde in allen herrschen soll. Aber auch diese Schwierigkeit verschwindet, wenn

wir beherzigen: daß die Erziehung der Vorsehung auch in dieser Hinsicht über unser Begreifen erhaben, daß Geistesbildung etwas ganz anders als diejenige Vollkommenheit sey, die unsre höchste Bestimmung umschließt; daß das Zurückbleiben in der erstern nicht nothwendig Versäumung der letztern nach sich ziehe, sondern vielmehr oft dazu diene, dieser einen freyern und höhern Schwung zu geben; daß der Mensch oft in Gemeinheit und Irrthum versinkt, damit sich seine Freyheit entschlossener selbst die Bahn zum Wahren und Vortrefflichen breche. Alles hängt hier von der uns unergründlichen Verschiedenheit der Naturen ab. Wir sind nicht im Stande zu bestimmen, welche Bedürfnisse daraus in Ansehung ihrer moralischen Erziehung entspringen. Darum muß uns manches ungereimt und zweckwidrig erscheinen, was wir für höchst weise und zweckmäßig erkennen würden, wenn wir es im Zusammenhange mit dem Ganzen und in seiner höchsten Beziehung erblickten. Durch das Herz ist uns die Wahrheit versiegelt, daß das Schicksal keinen versäume, keinen beraube und mißhandle, sondern alle zum Ziele führe, die nicht durch eigne Schuld hinter ihm zurückbleiben.

Auch der, welcher jetzt in schmählicher Niedrigkeit und Entehrung sein Leben verzehrt, und von allen bessern Gütern ausgeschlossen, zu ihrem Besitze ganz unfähig zu seyn scheint, ist zur Wahrheit und Würde berufen, und soll durch Wahrheit und Würde frey und selig seyn. Im Verborgenen bereitet sich sein Schicksal zu einer herrlichen Entwickelung. Auch ihn leitet die Vorsehung, von uns verkannt, zur Vollendung.

Veränderlich ist und bleibt allerdings der Menschen Schicksal in seinen einzelnen Ereignissen. Aber dem Veränderlichen liegt etwas Unveränderliches zum Grunde, die Richtung zum Guten im moralischen Willen und im Plane der Vorsehung. Unsern sittlichen Wehrt können wir nur selbst aufgeben, und so lange wir diesen behaupten, mag nichts die ewige Ordnung verrücken, nach welcher sein großes Streben voran dringt und uns immer Herrlicheres aneignet. Nur das Sinnliche vergeht und kommt wieder; unser physischer Zustand wird allein vom Wechsel angefochten. Im Uebersinnlichen ist keine Zeit und keine Veränderung, unverlierbar ist, was sich der Mensch davon aneignet, untrüglich die Hoffnungen, die er sich auf diesem Felde erringt.

Nur in physischer Hinsicht kann daher auch das Schicksal unzuverlässig genannt werden. Nur auf das Irrdische läßt sich nicht rechnen, wir können es in jedem Augenblicke einbüßen, so fest wir es auch mit uns glauben vereinigt zu haben, so sorgfältig wir es auch bewachen. In ihm ist kein Bestand: denn es dient einem höhern Zwecke, und muß sich nach diesem Zwecke richten. Aber auf diesen Zweck läßt sich allerdings bauen. Auf das Moralische, auf unser höchstes Interesse, das allein von der Freyheit und Vorsehung abhängt, kann man sich zuversichtlich verlassen, so gewiß als man sich auf sich selbst verlassen kann. Wir nur können es mit uns verbinden und von uns trennen. Kein Zufall hat Gewalt an ihm. Mit ihm haben wir

auch alles, worauf unsre vernünftigen Wünsche gerichtet sind.

Nicht anders verhält es sich mit dem Vorherwissen unsrer Lebensschicksale. Das Einzelne und Physische bleibt ungewiß; denn keiner vermag den Rath der Vorsehung zu durchschauen, die Geheimnisse der Weltregierung zu erforschen. Aber das Allgemeine, das Uebersinnliche, woran unsre Ruhe und Liebe hängt, ist unter allem Gewissen das Gewisseste. Wir werden, wenn wir nur wollen, gewiß unsre Bestimmung erreichen. Die Veränderungen, die sich mit uns ereignen werden, unsre Leiden und Freuden, liegen in den Nebeln der Zukunft; wir erfahren sie erst, wenn diese für uns Gegenwart wird geworden seyn. Aber daß uns nichts begegnen werde, als was uns gut, der Wahrheit und Würde unsers Lebens zuträglich ist, was unser ernstliches Streben nach dem Höchsten fördert, daß unser Verdienst einst unsern Lohn bestimmen, unser Wohl mit unserm Wehrte in Harmonie kommen wird — das was wir vernünftiger Weise nur verlangen können zu wissen, und was uns zu wissen heilsam ist — ist schon dadurch über allen Zweifel erhaben, daß wir unser Schicksal als Vorsehung verehren.

So sind denn alle Dunkelheiten verschwunden, die unser Leben umgaben. Dieses Leben ist selbst nichts als Freyheit und Gottheit, wenn wir es nicht selbst zum Schicksale machen, ein unendliches Streben nach dem Bessern vom höchsten Geiste zu seinem Ziele geleitet. Alles Uebrige ist Schein, und nur so lange der Mensch beim Scheine bleibt, d. h. so lange er der Unwahrheit

und Unwürde dient, die Welt der Sinne sein Alles ist, gibt es für ihn ein unvermeidliches, blindnothwendiges, grausames, launenhaftes, veränderliches, unzuverlässiges und ungewisses Schicksal. Nur so lange kann und muß er sich fürchten: denn er hat nichts, das er sein nennen, nichts wozu er Vertrauen fassen, nichts was ihm seine Ruhe verbürgen könnte.

Auf dem Standpunkte der Erfahrung ist alles Natur. Nur ein schwacher Schimmer, der eben hinreicht, uns nach einem andern Standpunkte hinzutreiben, deutet den ordnenden Verstand an. Auf dem Standpunkte der Philosophie hat sich die Welt in Freyheit und Vorsehung getheilt; ist alles Schicksal vernichtet.

---

## Achtes Kapitel.

## Gewalt des Menschen über sein Schicksal.

---

Durch moralische Freyheit macht sich der Mensch zuerst vom Schicksale los. So bald er in sich die Stimme des Gesetzes vernimmt und des Vermögens, ihm Folge zu leisten, inne wird, hört für ihn, so weit die-

ses Vermögen reicht, und für alles, was durch dasselbe bewirkt werden kann, die Nothwendigkeit auf. In der sittlichen Sphäre kann er nicht mehr gezwungen werden. Alle Bildungen treten hier aus ihm selbst hervor.

Aber damit ist noch nicht alles erreicht, was er wünscht. Nur das Wahre und Würdevolle in ihm fällt ihm anheim. Er strebt, es auch außer sich darzustellen, seinen Geist mitzutheilen, und die Dinge, die um ihn sind, seinem höchsten Interesse gleichförmig zu machen. Er hat Zwecke, die er gerne ausführen möchte, und so lange es ihm damit nicht gelingt, so lange nicht auch in seiner Macht steht, zu bewirken, daß ihm wohl sey, ist er in Ansehung des Schicksals noch schlecht berathen, läßt sich nichts weniger behaupten, als daß er es selbst zu bestimmen vermöge.

Und so zeigte es sich wirklich. Wir fanden, daß ihn etwas beschränke und hindere, daß ihm etwas gegenüber stehe, woran er nichts vermag, das ihn noch immer in der Knechtschaft des Schicksals gefangen hält. Die Natur ist mächtiger als der Mensch, und so lange er mit ihr in kein besseres Vernehmen kömmt, ist er ein unglückliches Geschöpf, bleibt ihm nichts, als sich in das zu fügen, was über ihn verhängt ist. Er kann, wenn er auch auf seine Wünsche resigniren wollte, selbst seine Bestimmung nicht erreichen.

Aber die Natur, so fanden wir sie, als wir uns aus uns selbst weiter umsahen, ist an sich leerer Schein. Nur so lange wir sie so betrachten, wie sie sich in den Formen der Sinnlichkeit und des Verstandes offenbaret, erscheint sie uns, als eine mechanisch bestimmte, ver-

stand- und zwecklose Nothwendigkeit, als etwas, das uns entgegen ist. Beziehen wir sie aber auf das Ideal unsrer Bestimmung, auf das an sich Wahre, woraus alle Wahrheit entspringen muß; dann hört sie auf, uns entgegen zu seyn, sie verklärt sich als Vorsehung, steht als solche mit uns im Bunde, hat mit unsrer Freyheit dieselbe Tendenz; und wenn sie uns auch in mancher Hinsicht beschränkt, so geschieht es doch nur, daß sie uns endlich ganz frey mache. Sie ist mit unserer Natur eins; uns entgegen, wenn wir uns selbst entgegen sind, und für uns, wenn wir uns auf uns selbst verstehen, und den Muth haben, frey zu seyn, und es immer mehr zu werden. So lange wir von dem moralischen Gesetze wegsehen, widerspricht ihm auch die Natur; durch uns bekämpft sie unsern Zweck, und behält es sich dabey vor, auch im Irrdischen mit uns so zu verfahren, uns so glücklich oder so elend zu machen, wie es ihr gefällt. So bleiben wir in jeder Hinsicht mit uns selbst im Streite. Huldigen wir jenem Gesetze: so huldigt sie ihm mit uns; ein heiliger und allmächtiger Wille unterwirft sie, und macht sie dienstbar dem, was dann unser einziges Interesse ist. Es geschicht nichts als was wir wollen.

Jetzt erst läßt sich die Behauptung aufstellen und rechtfertigen, daß der Mensch über sein Schicksal vollkommne Gewalt habe, daß er es sich selbst ganz und in jeder Hinsicht bestimme, daß er der Urheber aller seiner Ereignisse und Lebensveränderungen sey.

Dies ist aber nicht so zu verstehen, als ob er unmittelbar über alles gebiethe, alles nach seinen Wünschen abändern, allem nach Belieben eine eigenthümliche Gestalt geben könne: dies wäre auch eben kein Glück für ihn. Wie viele thörigte Wünsche würde er realisiren, durch wie viele eitle Projecte würde er sich in Verlegenheit und Unheil stürzen, durch wie viele unüberlegte Einfälle und unsinnige Launen wurde er sich verwickeln, wie viele Mühseligkeiten, durch seine wandelbaren Stimmungen, Einseitigkeiten und Irrthümer, in sein Leben bringen, wie oft sich selbst entgegen handeln, wie oft, wenn auch alles aufs Beste ginge, durch seine Kurzsichtigkeit seines Zieles verfehlen! Eine solche Freyheit ist überdem nicht denkbar, sie ist bloße Scheinfreyheit, in der That aber die traurigste Knechtschaft. Wäre er dann nicht Sclave seiner Einfälle, Launen und Wünsche; und entspringen diese nicht zuletzt aus seinen unwillkührlichen Zuständen?

Wahre Freyheit ist nur die, vermöge welcher er im Stande ist, sein Höchstes, dessen Idee selbst wieder aus der Freyheit hervorgeht, zu erreichen, und wobey übrigens alles so geordnet ist, daß er mit einem ernstlich guten Willen sein Ziel nicht verfehlen kann. In ihr muß etwas Nothwendiges, das aber nicht physisch, sondern moralisch nothwendig, nach geistigen Gesetzen nothwendig ist, seyn, durch welches er absolute Gewalt bekomme, sich ganz von seinem Schicksale frey zu machen.

Unmittelbar bestimmt der Mensch nur das an seinem Schicksale, was daran moralisch ist, das Wahre und Falsche in seinem Denken, das Achtungswehrte und Unwürdige in

seinem Thun, damit aber zugleich mittelbar alles, was mit diesem Thun in nothwendiger Verbindung steht.

Das Wahre und Gute hat physische Folgen, die, wenn alles in der Ordnung ist, nicht anders als erfreulich seyn können. In dem gegenwärtigen gebrechlichen Zustande der Dinge werden diese oft aufgehalten, durch das feindselige Entgegenwirken andrer Kräfte vernichtet, oder gar in Unglück verwandelt. Die Tugend muß ihre Größe mit Opfern bezahlen. Aber so ist es doch nicht immer. Oft offenbart sich auch ihre Majestät in der Verherrlichung des Irrdischen. Dies beßre Schicksal bereitet jeder sich selbst.

Ferner ist es oft Befehl der Pflicht, etwas zu thun, wodurch physische Uebel aufgehoben werden; und anders, als wo es die Pflicht gebiethet, will der Weise kein physisches Uebel wegschaffen. Auch in dieser Hinsicht, sey es durch Dulden, durch Entfernen oder durch Verschönern des Widrigen, bestimmt der Mensch sich sein Schicksal. Wo das freye Gesetz ihm aufgibt, etwas daran zu verändern, kann er es auch mit Freyheit; denn es gilt hier um Wahrheit und Würde. Und wo dieses nicht ist, mag und will er auch nichts daran ändern.

Auch hierin behauptet sich das Schicksal keineswegs gegen ihn: denn was der tugendhafte Mensch selbst nicht verändern kann, wird durch eine höhere Macht ihm unterworfen. Sein heiliger Wille hat nicht bloß physische, sondern auch moralische Folgen. Wo jene nicht hinreichen, da ersetzen diese alles. Das ganze Universum ist seiner sittlichen Vollendung dienstbar. Es ge-

schieht nichts, was er nicht auch so würde angeordnet haben, wenn er das Ganze, in Beziehung auf seine höchste Bestimmung, übersehen, und mit dieser in Harmonie bringen könnte. Im Einzelnen mag sich wohl manches ereignen, was seinen Wünschen entgegen ist, muß er sich vielleicht manches gefallen lassen, was er gerne anders hätte. Aber dies rührt nur von seiner Beschränktheit her. Ohne das könnte das letzte Interesse seiner Freyheit nicht erreicht werden.

Durch die einzige That der Freyheit, wodurch sich der Mensch der Wahrheit und Würde weiht, wird er Urheber aller Veränderungen, die von nun an in sein Leben eintreten werden, reißt er alles Gute und Erfreuliche, was daraus in einer moralischen Ordnung entstehen muß, an sich, die einzelnen Begebenheiten, und, was noch mehr ist, ihre glorreiche Vollendung, die absolute Harmonie der Tugend und Seligkeit.

Nicht weniger bestimmt sich der Lasterhafte sein Schicksal. Zwar wieder das Einzelne nur mittelbar, aber unmittelbar das, daß er überhaupt dem Schicksal gehorchen muß. Seine Schuld ist es, daß er dem nicht entgehen kann, was über ihn verhängt ist — sein verdienter Lohn, daß die nothwendige Natur über ihn herrscht, daß er unter ihrer Härte, ihren Launen und ihrer Veränderlichkeit leidet, daß er im Elende vergeht und nichts thun kann, seine Lage zu verbessern.

---

## Neuntes Kapitel.

## Wahres Verhältniß der Stimmung zum Schicksale.

---

Die Stimmung ist es vorzüglich, in Beziehung auf welche wir, wie auch schon im Vorhergehenden bemerkt wurde, unser Schicksal zu würdigen pflegen. Es ist daher nothwendig, jetzt noch nachzusehen, wie sich diese Stimmung zum Schicksale und zur Freyheit verhalte.

Sie kann nur in so fern von uns abhangen, als sie das Product unsrer, allein durch uns selbst bestimmten Thätigkeit ist. Dies ist sie aber nur nach ihrem ästhetischen und moralischen Theile. Das Wahre und Falsche, das Würdige und Unwürdige entsteht schlechthin durch uns. Daher haben wir es auch uns selbst zuzuschreiben, wenn wir uns gut oder schlecht, befriedigt oder unbefriedigt fühlen, wenn unser Zustand sich durch Selbstachtung oder Selbstverwerfung, durch Billigung oder Mißbilligung ankündigt.

Das Physische in unsrer Stimmung, was sich im Schmerze und im Vergnügen offenbart, wodurch wir uns gedrückt oder erleichtert, gebunden oder befreyt, angenehm oder unangenehm afficirt finden, kommt von dem her, was außer uns ist, von den Umständen, in denen wir uns befinden und von den Folgen unsers Wirkens. Dies aber ist nicht durch unsre Thätigkeit be-

stimmt. Die Pflicht gebiethet uns wohl, manches daran zu ändern; wir können ihr auch innerlich Folge leisten, ihren Befehl uns zur Maxime machen. Nicht immer gelingt uns indeß in der Ausführung, was wir pflichtmäßig wollen. Und überdem, wo wir nach der Pflicht handeln, ist es uns eben darum nicht gestattet, auf unsre Wünsche zu hören, müssen wir diese oft verläugnen. Wir mögen uns in physischer Hinsicht wohl eine andre Stimmung geben. Aber nicht von uns, sondern vom Zufalle hängt es ab, ob diese erfreulich und nicht vielmehr noch trauriger seyn werde.

Mittelbar ist freylich auch das Aeußere in unsrer Gewalt; wir haben in demselben eine Vorsehung anerkannt, die alles zur Beförderung unsers höchsten Zweckes lenkt, mit der Güte unsers Willens in Einstimmung bringt. Aber auch dadurch ist das Interesse unsrer Stimmung noch nicht besorgt, Es geschieht darum nicht durch unsre Thätigkeit, wir verhalten uns leidend gegen das, was uns daher kommt, wir müssen es annehmen, wie es ist, können eben so wenig machen, daß es ein Erfreuliches, als daß es ein Trauriges sey. Wir dürfen vertrauen, daß alles, was uns begegnet, unserm höchsten Interesse zuträglich seyn werde; damit ist aber noch nicht verhütet, daß es uns, an sich betrachtet, schmerzlich sey. Das Ganze unsers Lebens, unsre Wahrheit, Freyheit und Seligkeit ist in dem Plane der Vorsehung vorherrschend, das Einzelne dem untergeordnet, und ohne Rücksicht darauf, ob es uns angenehme oder unangenehm ist, bestimmt. Sie mag es für gut finden, Leiden über uns zu verhängen, oder frohe Ereig-

nisse in unserm Leben herauf zu führen: beydes ist uns gleich unvermeidlich, beydem entgeht der Sterbliche nicht.

Wenn wir indeß auch an dem, wovon unsre Stimmung zunächst bewirkt wird, nichts ändern können: so haben wir doch mit der moralischen Freyheit zugleich das Vermögen gewonnen, auf unser Inneres zu wirken, und dadurch unsre Stimmung, wie sie auch durch die Lebensereignisse bestimmt seyn mag, zu modificiren, und so zu verändern, daß sie uns nicht allein erträglich, sondern auch erfreulich werde.

Die äußern Dinge können uns auf eine doppelte Art beschwerlich werden; einmal unmittelbar, durch die Eindrücke, die sie auf unsern Körper machen, und die Gefühle, die dadurch im Geiste entstehen; dann auch durch die Betrachtungen, zu welchen sie uns veranlassen, und vermittelst welcher sie uns unangenehme Erinnerungen und Verhältnisse, Besorgnisse und Befürchtungen vergegenwärtigen. Daß wir uns der letztern entschlagen, finstre Gedanken entfernen, unsre Einbildungskraft mit fröhlichern Gegenständen beschäftigen, oder auch uns darüber aufklären, durch vernünftiges und ruhiges Nachdenken über das unangenehme Ereigniß, ihm vieles von seinem Schmerzhaften benehmen, manche verkannte Reitze daran auffinden können, leidet keinen Zweifel. Kein Gedanke bemächtigt sich unsrer Seele, den wir nicht in ihr wollen aufkommen lassen. Keine Erscheinung ist in jeder Hinsicht traurig. Alles hat auch seine gefällige Seite. Es kommt nur auf uns an, unsern Blick nach ihr hin zu richten, und

uns da froh gestimmt zu halten, wo nichts als Bilder des Ernstes, des Kummers und der Muthlosigkeit uns umgeben.

Ueber unsre Gefühle vermögen wir weniger. Wir sind nicht im Stande, das Unangenehme von uns abzuwehren oder in ein Angenehmes zu verwandeln, nicht im Stande, zu verhüten, daß der Kummer seinen Stachel nicht in unser Herz drücke. Es ist nicht möglich, seinen Sinn so abzustumpfen, daß ihm alle Empfindung des Schmerzes vergehe; er müßte damit auch seine Empfänglichkeit für das Frohe verlieren, wir müßten unsre ganze Natur ausziehen. Aber darüber können wir wachen, daß der Schmerz uns nicht verstimme, daß er unser Inneres nicht anfechte. Wir können, wenn er auch auf unsern Sinn noch so heftig wirkt, unser Gemüth frey und froh erhalten, ihm eine innere Gewalt, einen festen Muth und eine starke Seele entgegen setzen, wodurch es ihm wenigstens unmöglich wird, unsre Ruhe zu stören.

Das pflichtmäßige Wirken auf uns selbst versetzt unsre Seele in eine stille und große Harmonie, in der sie sich selbst ganz genug ist, sich ganz in sich selbst zurückzieht, nur in einer friedevollen Thätigkeit lebt, und, so sehr sie auch in ihren Umgebungen erschüttert und verletzt wird, doch sich bey einer gleichmüthig frohen Stimmung behauptet.

Wahrheit und Würde schließen dem Menschen in seinem Innern eine Welt auf, die viel besser als die äußere ist, in deren Anschauen er die Mängel und Unregelmäßigkeiten der letztern übersieht — eine Welt, die ihn

durch das herrlichste Leben und die schönsten Bildungen entzückt, welche aus seinem eignen Schaffen hervor treten.

Freylich mag es ihn dabey wohl oft betrüben, daß außer ihm alles viel schlechter ist, daß er das, was er so göttlich gedacht, nicht auch in dieser Göttlichkeit mittheilen, was er so würdevoll gewollt hat, nicht auch im irrdischen Leben ausführen kann. Aber da tröstet ihn wieder der Glaube an die Vorsehung, in welchem alle Mängel verschwinden, alle Leiden aufhören, alle Schmerzen sich in Wonne verwandeln, aus allem Irrthum Wahrheit, aus allen Lastern Tugend, aus allen Fehlern Vollkommenheit hervorgeht.

Durch diesen Glauben bekommt der Mensch seine Stimmung ganz in seine Gewalt. Alles, was auf sein äußeres Leben drückt, ist für das innere aufgehoben. In der düstern Wirklichkeit dämmert schon die lichtvolle Zukunft. Es wird einst besser seyn: denn ein guter Geist regiert die Welt, alle Uebel sind nothwendige Mittel des Vollkommnen. Unter leidensvollen Prüfungen reift das Herz zur vollendeten Tugend und Seligkeit. Mit diesem Gedanken bringt der Weise sein Gemüth zur Ruhe.

---

## Zehntes Kapitel.

## Pflichtmäßiges Verhalten gegen das Schicksal; oder Grundzüge der Lebensweisheit in Beziehung auf das Schicksal.

---

Im Menschen ist Leiden und Thätigkeit. Durch die letztere erreicht er seine innere Bestimmung; durch das erstere muß die äußere realisirt werden. Die letztere ist Freyheit im Streben nach Wahrheit und Würde. Im erstern behauptet sich das Schicksal, welches in so fern dem höchsten Interesse des Menschen entgegen ist. Wir haben in ihm die Vorsehung erkannt. Als solche hört es zwar nicht auf, für uns ein Leiden, etwas von uns Verschiedenes, von uns nicht unmittelbar Abhangendes, und durch uns nicht zu Veränderndes zu seyn. Es ist das, durch dessen zweckmäßige Behandlung wir unsre Freyheit erst ganz gewinnen sollen, das durch unser Thun vereinigt werden muß, damit wir neben der innern auch unsre äußere Bestimmung erreichen. In einer andern Hinsicht ist es aber schon mit uns vereinigt, denn es stellt unsern Zweck und unser Ideal in sich dar. Es hat mit unserm Streben dieselbe Tendenz. Es ist dasjenige, woraus dieses Streben in allen Vernünftigen

hervorgeht, wodurch es erhalten, erleichtert und gefördert wird, wodurch sie zu Einer Menschheit zusammengehen, und den Befehl erhalten, auf die vollkommne Harmonie und Verherrlichung dieser Menschheit in Wahrheit und Würde hinzuarbeiten.

Diesem zufolge ist das Schicksal etwas, wogegen sich der Mensch auf eine gewisse Art benehmen kann und soll. In seinem Begriffe, nach welchem es zum Theil die Beschränkung seiner Freyheit, zum Theil mit dieser Freyheit eins ist, ist das Verhältniß ausgedrückt, in welches er sich mit ihm zu bringen hat, und zugleich die Möglichkeit, dieses wirklich zu thun.

Es entsteht daher jetzt noch die Frage: wie soll der Mensch auf sein Schicksal wirken?

Daß es zuvörderst fehlerhaft sey, sein Schicksal ganz zu vernachlässigen, darf wohl kaum bemerkt werden. Schon in physischer Hinsicht ist dieses unräthlich. Denn dem schwachen Sterblichen gelingt es selten, seine Stimmung ganz davon frey zu machen. Auch der Stärkste wird Augenblicke haben, in denen er das Uebergewicht desselben schmerzlich empfindet, wo die Zerrüttung seiner irrdischen Wohlfahrt mit ihrem Kummer und ihren Besorgnissen tief in sein Inneres dringt, und seine Ruhe gewaltsam zerstört. Es ist etwas ganz anders, sich vom Schicksale befreyen, als es nicht achten. Das Erste ist der Zweck des Menschen; durch das Letztere macht er sich die Ausführung dieses Zweckes unmöglich, versäumt er mit seinem Glücke auch seine Bestimmung, und furchtbar rächt es zu seiner Zeit seine Verhöhnung. Je mehr wir es geringschätzen: desto unvermeidlicher fal-

sen wir am Ende in seine Gewalt. Hohe Bedeutung gewinnt das Schicksal und jedes Ereigniß, welches es über uns herauf führt; wenn wir in ihm die Vorsehung erkennen, und doppelt heilig wird die Pflicht, auf den Plan der ewigen Weisheit aufmerksam zu seyn, und mit ihm unser freyes Thun in Einstimmung zu bringen.

Nur in Einer Hinsicht gehören diejenigen hierhin, die sich aus Indolenz oder Leichtsinn nicht mit dem Schicksale befassen mögen. Sie haben sich noch gar nicht von ihm los gemacht, stehen ganz unter seiner Herrschaft; nur bekümmern sie sich nicht darum, wie es mit ihnen sein Wesen treibt; entweder weil sie alle Ursache haben, mit ihm zufrieden zu seyn, weil es sie für ihr Entbehren wieder durch größere Genüsse schadlos hält und so ziemlich vergnügt durchs Leben führt; oder weil ihnen die Beschwerden, welche ihnen das Grübeln und Grämen darüber, die mannichfaltigen Plane, Versuche und Anstrengungen zu seiner Leitung und Verbesserung verursachen würden, größer scheinen als der Gewinn, der dabei herauskömmt, und als die Leiden, Anfälle, Störungen und Beraubungen, die sie von ihm zu erdulden haben. Ihr Schicksal ist ihnen alles; aber sie lassen sich in keine Weitläuftigkeiten mit ihm ein, höchstens sinnen sie ihm die Erfüllung ihrer Wünsche an, wissen sich aber doch auch zu fassen, wenn es damit nicht fort will.

Ganz eigentlich aber gehören hierhin die Muthlosen, die oft mit dem Schicksale vergebens gerungen, oft unter seinen Mißhandlungen, von denen sich loszuringen sie umsonst ihre Kräfte aufbothen, gelitten haben, und durch traurige Erfahrungen dahin gestimmt

worden sind, sich in sich selbst zurückzuziehen, die ihre Ruhe nicht anders glaubten retten zu können, als dadurch, daß sie sich ganz vom Aeußern lossagten. Dies ist nicht ohne Freyheit möglich, nicht ohne moralische Stimmung des Willens, nicht ohne Sinn für innere Wahrheit und Würde. Gleichwohl, so sehr diese Entsagung auch, durch einen täuschenden Schein von Größe, unsre Bewunderung erregt, ist darin Schwäche und Inconsequenz nicht zu verkennen. — Nicht Schwäche: denn eine starke Seele zieht sich nicht zurück; was nicht zu ändern ist, trägt sie unerschrocken im Gefühle eignen Wehrtes, und behauptet sich so lange als möglich. Nicht Inconsequenz: denn wer für Wahrheit und Würde begeistert ist, dem darf nichts gleichgültig seyn, der darf nichts versäumen, was auf sie Einfluß hat, worin er sie thätig erweisen könnte, was dazu beitragen muß, daß er durch sie seine Bestimmung erreiche.

Auch sind hierhin zu zählen die moralisch Selbstgenügsamen, in welchen sich zu wirklichem sittlichem Wehrte Dünkel, Stolz und Vermessenheit oder falsche Begriffe vom Wesen moralischer Größe gesellen, die dasjenige Leiden, in welchem sich die Schranken der Menschheit offenbaren, entweder ganz übersehen, oder sich durch Vernunft darüber erhaben glauben, oder es für die Bestimmung des Weisen halten, sich darüber zu erheben, die da meynen, der Mensch müsse alles in sich selbst finden, er müsse sich mit dem, was außer ihm ist, nicht gemein machen, das Bewußtseyn seiner Würde müsse ihm genügen, er entweihe diese Würde, er entsage der Vernunft und entehre sich selbst, wenn er nach dem

Schicksale etwas frage, und es nicht vielmehr ganz unbeachtet lasse. Etwas Wahres liegt dem allerdings zum Grunde, nur einseitig aufgefaßt. Der Mensch soll allerdings vom Schicksale frey werden, sich über dasselbe erheben, und darin seine Würde verherrlichen. Aber dieses kann nicht durch Versäumung und Geringschätzung geschehen; dabey behält es in der That seine ganze Macht, und wird sie gewiß gelegentlich geltend zu machen suchen. Nur dadurch kann jenes bewirkt werden, daß er sein Schicksal nach und nach zerstört; wozu aber unendliche Wirksamkeit nach dem moralischen Gesetze erfordert wird, worin er von der Vorsehung unterstützt werden, und womit die übrige Ausbildung seiner Natur gleichen Schritt halten muß. Dies kann mithin nicht Werk des Augenblicks seyn. Es ist ein Ziel, das über dieses Erdenleben weit hinaus liegt, und damit er es erreiche, muß er sein Schicksal unermüdet bearbeiten.

Noch schlimmer ist es zweytens sich von seinem Schicksale überwältigen zu lassen. Dies soll durchaus nicht seyn, und kann nur durch unsittliche Selbstverläugnung, durch Verzichtleistung auf Vernunft und Freyheit geschehen.

In der moralischen Sphäre des Menschen darf kein Schicksal gefunden werden, muß alle physische Nothwendigkeit aufhören. So weit das Gebieth der Wahrheit und Würde reicht: so weit soll auch die Herrschaft der Freyheit sich erstrecken. Wir sollen uns durch uns selbst unsre Handlungsweise vorschreiben und unsern Charakter geben. Dies ist das Einzige, mittelst welches wir noch unsre Selbstständigkeit zu behaupten im Stande sind.

Lassen wir das geringste davon nach, gestatten wir der Nothwendigkeit den geringsten Einfluß in unsre Denk- und Handlungsweise und in die Bildung unsrer Gesinnungen: so sind wir verloren, sinken wir ganz in die Gewalt des Schicksales, wird unser ganzes Leben ein Product des Nothwendigen; und dieses Nothwendige ist dann nicht mehr Vorsehung, welche es nur so lange bleibt, als wir in unserm Willen seine moralische Tendenz begründen und erhalten; es ist die Mechanik der todten Materie, und, in Rücksicht auf unsre moralischen Bedürfnisse, blinder Zufall. Unumschränkte Herrschaft der Natur, ungeregelte Leidenschaftlichkeit, Disharmonie und Charakterlosigkeit sind die unvermeidlichen Folgen davon. Der Mensch wird nicht eins mit sich selbst, es sey denn durch ihn selbst. Die Freyheit ist absolute Einheit; sie kann nicht getheilt werden. Wer sie in Einer Hinsicht aufhebt, hebt sie ganz auf, wird in jeder Hinsicht Sclave seines Schicksales; und dieses ist für ihn ohne Friede, Trost und Aussicht.

Wer nicht die Vernunft in sich verläugnen, die Fähigkeit zur Erreichung seiner Bestimmung aufgeben, auf alle Verbesserung seines Lebens und seiner Umstände Verzicht leisten will, muß vor allem das Schicksal in seine Schranken zurückweisen, darf seine Bestimmungen nicht weiter eindringen lassen, als in seinen physischen Zustand, so weit er an sich schon nothwendig, und durch ihn nicht zu verändern ist. Wer sich auch in seinem moralischen Thun und Bilden von ihm leiten läßt, wird im unumschränktesten Sinne ganz und gar von ihm über-

wältigt, und verräth dadurch die größte Feigheit, Niederträchtigkeit, Eigennützigkeit und Wehrtlosigkeit.

In einem eingeschränktern Sinne lassen sich diejenigen von ihrem Schicksale überwältigen, die sich von ihm, in der Ausführung ihrer Entschließungen, engere Gränzen setzen lassen, als sie die Natur bestimmt hatte. Nur von dem absolut Unmöglichen soll der Mensch zurücktreten; denn in ihm führt die Vorsehung ihren heiligen und unerforschlichen Willen aus. Nur die feste und unerschütterlich gewisse Ueberzeugung, daß hier nichts auszurichten sey, kann uns versichern, daß wir, indem wir unsre Bemühungen aufgeben, uns dem höchsten Geiste, der alles mit Weisheit und Güte zum Besten lenkt, anvertrauen. Ehe wir zu dieser Einsicht gelangt sind, sollen wir unverdrossen und unermüdet, so groß auch die Schwierigkeiten seyn mögen, die sich vor uns anhäufen, so sehr auch Mühseligkeiten, Gefahren und Anstrengungen, so sehr auch schwere Leiden und der Schein der Unmöglichkeit uns zurückschrecken, fortarbeiten, mit demselben Muthe, derselben Zuversicht und Beharrlichkeit, als ob wir des Gelingens durchaus gewiß wären. Das ist weises, männliches Betragen. So behaupten und erweitern wir unsre Würde. So ringen wir unsrer erhabenen Bestimmung entgegen.

Menschen, die vor jeder Schwierigkeit erschrecken, vor jedem Hindernisse zurückbeben, die die Ahndung der Gefahr schon muthlos macht, die nie weiter gehen, als die Gewißheit, daß sie ohne Mühe, Schmerz und Selbstüberwindung das Angefangene vollführen werden, können immerhin ihre Entschließungen frey gefaßt, ihr Den

ken und Wollen dem Schicksale entrissen haben; sie sind aber zu schwach, sich dabey zu behaupten. Ihr Vermögen reichte nur hin, das Schicksal von sich abzuhalten; aber es fehlte ihnen an Muth, es auf seinem eignen Felde zu bekämpfen. Sie werden in ihrem äußern Leben von ihm besiegt; darum können sie es auch nicht als Vorsehung im Geist und in der Wahrheit verehren; welches nur in so fern möglich ist, als man selbst seiner ganzen Bestimmung nachstrebt.

Sie sind es freylich, die von der Vorsehung am meisten zu reden haben, und das Vertrauen auf dieselbe scheint in ihnen am lebendigsten zu seyn. Aber wäre es lebendig: so müßte es sich auch wirksam erweisen. Nur wer auf sich selbst vertraut, kann auf Gott vertrauen. Wer ohne Kraft und Muth alles einer höhern Macht überläßt, glaubt nicht einmal an diese höhere Macht von Herzen; sie ist ihm nur Deckmantel seiner Trägheit. Er sucht sich von ihr zu überreden, damit er es desto bequemer habe, weniger zu arbeiten brauche, ungestörter in seiner Weichlichkeit dahin leben könne. Erst dann, wann wir an den undurchdringlichen Schranken unsers Vermögens stehen, fängt Gott für uns an, und geschieht das zuverlässig durch ihn, was zur Erreichung unsrer Bestimmung nothwendig ist, und durch uns nicht geschehen kann. Erst dann, wenn wir alles aufgebothen haben, was unsre Kräfte vermögen, können wir versichert seyn, daß auch das sich fügen werde, was über diese Kräfte ist. Wer früher aufhört als er sollte, da endet, wo noch etwas zu wirken möglich war, verschuldet es selbst,

daß dasjenige, was die Vorsehung für ihn thut, nicht ausreicht. Es war noch weiter auf ihn gerechnet; hier ist noch eine Lücke; keine höhere Macht füllt sie aus, denn sie würde seiner Natur entgegen handeln, seine Trägheit unterstützen. Würde entsteht nur durch Freyheit, ihren Mangel kann die Allgenugsamkeit nicht ersetzen. Er selbst muß das Fehlende herbey schaffen, wenn aus seinem Leben ein einstimmiges und vollständiges Ganzes werden soll.

Nicht weniger lassen sich auch diejenigen von ihrem Schicksale überwältigen, die ihre physische Stimmung ganz von ihm abhangen lassen. Die Stimmung verliert, auch in dem freyesten und selbstständigsten Menschen, nie allen Einfluß in sein Thun. Verdrossenheit, Unmuth, Mißvergnügen und Kummer werden immer unsre sittliche Wirksamkeit beeinträchtigen; nicht weniger die ausschweifende Freude, die bange Furcht, die gespannte Erwartung und die entzückte Hoffnung. Darin regiert und überwältigt uns das Schicksal, wenn wir nicht, wie es uns auch immer afficiren möge, Ruhe und Gleichgestimmtheit in uns erhalten. Wen sein Schicksal betrüben, demüthigen, ängstigen, hoch erfreuen, aus sich selbst versetzen, übermüthig und verzagt machen kann, aus dem kann es auch noch mehr machen, der ist nicht im Stande, seine Würde und Freyheit zu behaupten. Immer werden unsre Lebensereignisse etwas an uns verändern, so vollkommen auch die Gewalt ist, die wir über uns haben. Nur dürfen diese Veränderungen nie so weit gehen, daß wir dadurch in Streit mit uns selbst gerathen, daß dadurch diejeni-

ge Harmonie gestört werde, ohne welche es nicht möglich ist, mit Weisheit und Würde zu leben.

Endlich sind auch diejenigen nicht im Stande, die Ueberwältigung des Schicksales geheim zu halten, die sich rühmen, mit stoischer Resignation alles zu tragen, was ihnen begegnet, weil sie einmal einsehen, daß es nicht zu ändern sey. Was ist dieses aber anders, als ein Geständniß ihres Unvermögens gegen das Schicksal, eine abgedrungene Uebergebung an dasselbe, wenn man ja diesem Vorgeben glauben, und die Möglichkeit eines solchen Verhältnisses eingestehen will. Sie willigen wohl in ihr Schicksal, weil es nicht zu ändern ist, weil sie dazu gezwungen werden; aber darin behaupten sie sich nicht, darin erweisen sie keine positive Kraft. Wahre Seelenstärke hat dem Schicksale etwas entgegen zu setzen, ist ihm durch etwas überlegen. Sie trägt es freylich; aber nicht, weil sie es nicht ändern kann, sondern weil sie es nicht ändern will, weil sie in ihrem pflichtmäßigen Bestreben und im Gefühle ihrer Würde über dasselbe erhaben ist, weil sie weiß, daß dasjenige, was sie tragen muß, eben so weise angeordnet und so zweckmäßig ausgeführt werde, als wenn sie es selbst anordnen und ausführen könnte. Wollte man ja in jener Resignation Freyheit anerkennen: so wäre es doch nur eine ganz gehaltlose — eine leere Form, das Vermögen sich selbst zur Natur, zum Schicksale zu machen. Die wahre Seelenstärke trägt nur, indem sie wirkt, resignirt, indem sie etwas weit Herrlicheres an sich reißt. Ihr ist das Schicksal nicht zu mächtig; sie findet es zweckmäßig, wo sie es nicht zerstören kann.

Sollen wir uns nicht vom Schicksale überwältigen lassen: dann dürfen wir auch drittens nicht zu stark auf dasselbe rechnen. Nicht alle Wünsche und Erwartungen, die wir in Ansehung desselben hägen, werden befriedigt: denn nicht diese Befriedigung, sondern unsre Erziehung zu immer höherer Vollkommenheit ist sein Zweck. Es kann nicht anders seyn; wir müssen betrogen werden, wenn wir viel verlangen. Und doch hört der thörigte Mensch, so oft er auch seine Anschläge vereitelt sah, nicht auf, zu wünschen und zu hoffen. Daher ist des Jammerns und Klagens über das Schicksal kein Ende; und wir sind nie zufrieden, weil wir es immer noch auf etwas Höheres angelegt hatten. Der ist noch nicht weise zu nennen, welcher sich mit seinen Begierden und Leidenschaften in den Schranken der Wahrscheinlichkeit, der natürlichen Erfolge und der gewöhnlichen Ordnung hält. Auch das trifft nicht immer zu; wenn sich auch alles dazu anschickt. Das Schicksal scheint sich oft in Umkehrungen und Verwickelungen zu gefallen, und nicht selten, wenn wir schon dicht am Ziele zu stehen meynen, finden wir uns plötzlich in ganz neuen Verhältnissen, und weiter, denn je, davon entfernt. Nicht selten ereignet sich alles ganz anders, als es der ruhigste und nüchternste Verstand voraussehen konnte. Bleiben wir so nicht in einer, für unsre Ruhe sehr gefährlichen, Abhängigkeit vom Schicksale? Und noch größer würde diese Abhängigkeit werden, wenn das Gewünschte häufiger einträfe, als es wirklich geschieht. Noch weniger dürfen wir uns bey unsern pflichtmäßigen Arbeiten auf die ungewisse Hülfe des Schicksales verlassen. Der

mühsamere und längere Weg, auf welchem wir uns selbst forthelfen können, ist immer dem angenehmern und kürzern vorzuziehen, auf welchem wir dem wahrscheinlichen Zufalle etwas anheim stellen müssen. Durchaus nichts, was durch uns selbst geschehen kann, darf dem Schicksale übergeben werden.

In Ansehung solcher Dinge, die bloß Gegenstände unsrer Wünsche sind, und deren Zusammenhang mit unsrer ganzen Bestimmung wir nicht einsehen, sollen wir bedenken, daß wir kein Recht haben, sie zu fordern oder zu erwarten, — es darauf ankommen lassen, was das weisere Schicksal über uns beschlossen hat, das sie gewiß in das allein zweckmäßige Verhältniß bringen wird, — und weder ängstlich darum besorgt seyn, noch uns mit süßen Träumen hinhalten. Wo aber die Pflicht befiehlt, da müssen wir selbst arbeiten, selbst vollenden, was wir vollenden können; und nur da, wo die Unmöglichkeit uns zwingt aufzuhören, unser Werk dem Schicksale hingeben, welches dasselbe gewiß nicht versäumen wird.

Hierhin gehört auch das K a p i t u l i r e n mit dem Schicksale, wo man ihm, auf Hoffnung einer bessern Zukunft, die Gegenwart einräumt, und sich in wirklichen Leiden damit tröstet, daß das Schicksal bald in einem reichen Ersatze seine Gerechtigkeit offenbaren werde. Damit machen sich gemeine Seelen ihre harte Lage erträglich. Dahin schlägt gewöhnlich der engherzige Vorurtheilsglaube an die Vorsehung aus. Aber das Schicksal läßt sich auf dergleichen Verträge gar nicht ein; es bindet sich an nichts, als an das Eine, welches wir als un-

ser Höchstes verehren. Darum ist ein solcher Trost, außer daß er den Menschen sinnlich und weichlich macht, nichtig. Die gemeine Geduld hält nur bey sehr beschränkten Menschen aus. Nur diese lassen sich von Einem Tage an den andern weisen. Reitzbare Gemüther werden dadurch zur Verzweiflung, kalte Grübler zum Unglauben gebracht.

Man soll sich viertens auch nicht gegen das Schicksal abhärten. Unser innerer Mensch muß, so viel als möglich, davon frey gehalten werden, aber das Gefühl für Vergnügen und Schmerz darf im äußern nicht aufhören. Nicht bloß durch die Erscheinungen, welche es vor uns vorüber führt, und durch die Veränderungen, worin es uns verwickelt, auch durch die Empfindungen, welche es in uns anregt, will das Schicksal wichtige Zwecke, die in unsern moralischen Lebensplan gehören, an uns erreichen; darum müssen wir ihm unser Herz offen erhalten. Es ist nicht möglich, sich gegen den Schmerz zu verhärten, ohne zugleich die Empfänglichkeit für das Angenehme zu verlieren, ohne unsre Menschlichkeit auszuziehen. So wie unser Leben auf Erden ist, eignet es sich nicht zum bloßen Thun; es ist auch zum Leiden eingerichtet; beyde stehen in nothwendiger Wechselwirkung. Ihre Trennung gehört, wie ihre Vereinigung, zu unserm Wesen. So lange das Schicksal noch nicht ganz überwunden ist, dauert auch seine Erziehung fort, darf in uns das Gefühl nicht aufhören. Wahre Seelenstärke zeigt und vollendet sich nur im Kampfe mit schmerzhaften Empfindungen, in dem Bestreben seine Stimmung gegen äußere Anfälle zu retten.

Verhärtung aber ist keine Stärke. Sie kann durch sinnliche Antriebe bewirkt werden, und dann ist sie eben das Zeichen einer schwachen Seele, und macht alle Erweisungen der Standhaftigkeit und des Muthes, welche in das Bild des vollendeten Menschen gehören, unmöglich.

Noch sorgfältiger haben wir uns indeß vor übertriebener Weichlichkeit und gar zu großer Reizbarkeit zu hüten. Wen alles zu heftig afficirt, der kann unmöglich einen sehr beunruhigenden Einfluß der Empfindungen in seine Stimmung von sich abwehren, unmöglich das Gleichgewicht seiner Seele, und die Fähigkeit, mit besonnenem Ernste und weiser Umsicht seine Zwecke zu verfolgen, erhalten. So wohl in fröhlichen als in traurigen Ereignissen bleibt er ein Spiel des Schicksales. Ausschweifende Freude, Uebermuth und Vermessenheit, und tiefer Gram, kleinmüthige Verzagtheit und verzweifelnde Ohnmacht regieren sein Leben, und machen ihn unfähig auch nur Einen vernünftigen Gedanken in demselben auszuführen. Wie ist da Freyheit, Wahrheit und Würde des Charakters möglich? wie dies mit dem Begriffe des Schicksales, als einer moralischen, erziehenden und veredelnden Ordnung der Dinge, vereinbar?

Eben so unweise ist es, seinem Schicksale zu trotzen. Menschen von feurigem Temperamente, lebhaftem Selbstgefühle und wenigem Nachdenken glauben sich gegen die vielen Unfälle, welche sie schon in ihrem Leben erfahren haben, und womit sie die Zukunft noch immer bedroht, nicht besser waffnen zu können, als wenn sie, da sie es doch einmal äußerlich nicht bekämpfen können, auch sich zu schwach fühlen, sich gegen dasselbe ab-

zuhärten, ihm etwas Inneres entgegen setzen. Da es ihnen aber an moralischem Wehrte und einem wahren Gefühle eigner Größe gebricht: so rufen sie ihre Phantasie zu Hülfe. Diese stellt ihnen dann ihr Schicksal als ein belebtes, sie verfolgendes Wesen dar, als ein Wesen, dessen Grausamkeit sie durch Standhaftigkeit und Geringschätzung ermüden könnten. Sie suchen alle Gedanken in sich zu beleben, die eine solche Geringschätzung befördern, setzen dazu auf der einen Seite ihren Egoismus, auf der andern ihren Verstand in Bewegung; jenen, um sich durch ein eingebildetes Gefühl ihrer Vorzüge und Ansprüche zu täuschen; diesen um sich von der Gemeinheit und Verächtlichkeit aller Glücksgüter und des Schicksales selbst zu überzeugen. Aber diese Spannung läßt bald nach; die Täuschung verschwindet; die Wirklichkeit tritt in ihre Rechte; und das Schicksal rächt sich für seine Verhöhnung desto schrecklicher. Da wird denn aus dem entschlossenen Helden, der es mit allem aufnehmen wollte, ein feiger, niederträchtiger Sclave, der alles um Gnade anfleht. Sein Muth gleicht dem Paroxismus eines Fieberkranken.

Doch findet sich ein gewisser Trotz gegen das Schicksal auch nicht selten bey sehr edeln Menschen, die eben das wahre Gefühl ihres Wehrtes, ihr starker Sinn für Gerechtigkeit gegen die Mißhandlungen und Unregelmäßigkeiten des Schicksales empört. Sich, bey einem würdigen Benehmen und gemeinnützigen Absichten, verkannt, ihre weisesten und ernstlichsten Unternehmungen vereitelt, sich vom Gemeinsten übertroffen und verachtet zu sehen, von dem Verworfensten über-

müthige Kränkungen zu erfahren, ist ihnen unerträglich; das regt ihren ganzen Unwillen auf, und erzeugt in ihnen den Entschluß, nur in sich selbst zu leben, durch Geringschätzung dem Schicksale seine Grausamkeit zu vergelten, seine Gunstbezeugungen, die es so oft an die Narren verschwendet, mit Ruhe zu entbehren, für seine Beraubungen keine Aufmerksamkeit und kein Gefühl zu haben. Es ist ein edler Trotz, der in ihnen lebt, ihre Empfindungen erheben sie und lehren sie groß denken und gesinnet seyn, erhalten den Geist in unverrückter Richtung auf wahre Würde. Nichts desto weniger ist auch er fehlerhaft, und vertilgt diejenige Humanität, welche nicht allein eine anständige Begleitung, sondern auch ein unentbehrliches Beförderungsmittel wahrer Tugend ist, ohne welche keiner seine Bestimmung erreicht.

Bey weniger Festigkeit und Innigkeit des Charakters, innerer Kraft und Selbstvertrauen verwandelt sich dieser Trotz bald in Widersetzlichkeit gegen das Schicksal, die indeß in ihrer Ohnmacht nichts vermag, als laut klagen und heimlich murren. Schwächlinge an Kopf und Herz können ihr Schicksal weder tragen noch ändern; es bleibt ihnen nichts als darüber zu winseln, sich innerlich dagegen zu sträuben und aufzulehnen. Es fehlt ihnen an Besonnenheit, Ernst und Willensstärke, durch vernünftiges Nachdenken und pflichtmäßige Thätigkeit ihre Gemüthsruhe sicher zu stellen. Nur das Gefühl ihres Elendes kämpft kraftlos aus ihnen heraus, und erschöpft sein geringes Vermögen in zweck- und fruchtlosen Versuchen, die Bürde abzuschütteln, in wilden Ausbrüchen des Schmerzes, unsinnigen Gebährden,

Anklagen, Vorwürfen, Verwünschungen, Drohungen und Thränen. Es darf wohl kaum erinnert werden, wie sehr dies die menschliche Natur entwürdige, wie unverträglich ein solches Benehmen mit der Weisheit sey, und wie tief man dadurch unter sein Schicksal herabsinke.

Der Weise trägt sein Schicksal mit Ruhe und Würde. Ihm ist nur das Schicksal, was sich als nothwendige Beschränktheit seiner Freyheit ankündigt. Weiter räumt er ihm nichts ein. So weit als seine Freyheit geht duldet er kein Schicksal. In seinem Denken und Thun läßt er sich durch nichts bestimmen. Wo er aber einmal Schicksal anerkennen muß, da sucht er es zwar immer weiter einzuschränken, aber er lehnt sich nicht gegen dasselbe auf. Es ist ihm Vorsehung, und als solche, ewige und allmächtige Tendenz zum Guten. Er hält sich in unverdrossenem Streben nach seinem Zwecke. Seine Thätigkeit für Wahrheit und Würde ermüdet nie. Jeder Moment seines Lebens ist damit angefüllt; alle seine Kräfte sind dafür in Bewegung. Er achtet auf das, was außer ihm ist, nicht weiter, als es das Interesse seiner Bestimmung fordert, als seine vernünftigen Arbeiten die weise Berücksichtigung desselben nothwendig machen. Darum kann es ihn auch nicht anfechten, und in der erhabenen Ruhe stören, die ein weises und ernstliches Wirken für das Gute einflößt. Nur das Eine was Noth ist hat er im Auge, nur die Uebereinstimmung seines Lebens hat er zu bewachen; darum ist er über alle Veränderungen, die seine physische Lage treffen, hinaus gerückt, wenigstens so weit,

daß ihre Freuden ihn nicht übermüthig machen, ihre Leiden ihn nicht tief betrüben können, daß ihm, es mag ihm ergehen, wie es immerhin will, Freyheit des Geistes und Heiterkeit des Muthes genug übrig bleibt, um seine Pflicht mit Liebe ganz zu erfüllen.

Es fehlt ihm zwar nicht an zarter Empfindsamkeit, ohne welche er oft unweise handeln, viel Wichtiges versäumen, und viel Vortreffliches entbehren, nie mit der Tugend Humanität verbinden würde. Aber er läßt sich nicht von ihr beherrschen, gestattet ihr keinen unumschränkten Einfluß in sein Leben, gibt sich ihr nur da hin, wo ihn die Pflicht nicht schon in Anspruch genommen hat, wo ihre Eindrücke gemäßigt, sanft, harmonisch, dem innern Leben zuträglich sind; weiset sie aber da von sich weg, wo ihre heftigen Bewegungen sein Gemüth erschüttern, seinen Willen angreifen und seine Thätigkeit verwirren würden. Sein Sinn ist geöffnet, alles Schöne, Wahre und Gute, was ihm zuströmt, aufzunehmen, und reitzbar genug, die feinsten Züge der Harmonie zu bemerken. Aber seine Stimmung bleibt frey.

Indeß gibt es doch Eindrücke, die das Herz zu stark angreifen, als daß auch der festeste Charakter, das heiligste Interesse für den Lebenszweck uns ganz über sie wegsetzen könnte, daß sich nicht unsre Thätigkeit durch sie gehemmt sehen sollte. Hier zwingt uns das Schicksal mehr Aufmerksamkeit ab. Aber weise Ermannung und vernünftiges Nachdenken sichern auch hier unsre Ruhe. Hier muß das Gefühl der schon errungenen Würde aufgebothen werden: und aus demselben wird in göttlicher

Klarheit und siegreicher Stärke der Glaube an die Vorsehung sich erheben. Der bitterste Schmerz läßt schon nach, wenn man ihm das Bewußtseyn innerer Erhabenheit entgegensetzt, und sich, durch die Ueberzeugung, daß im Schicksale moralische Ordnung sey, daß es auch in dem, was unserm physischen Leben zuwider ist, unsern höchsten Zweck befördre, zur Fortsetzung seiner Thätigkeit stärkt. Und diese Thätigkeit, in Verbindung mit jener Ueberzeugung, überwindet alles.

Auf diese Art erlangt es der Weise über sich, sein Schicksal sogar zu ehren. Nur in wie fern es sich ihm als Leiden ankündigt, seiner Thätigkeit gegenüber steht, die Macht der Wahrheit und Würde in ihm beschränkt, sucht er sich über dasselbe zu erheben, und behandelt es als etwas, das, so lange es nicht anders seyn kann, zu tragen, nach und nach aber zu zerstören ist. Betrachtet er es aber als moralische Ordnung, in welcher sich der höchste Geist offenbart, als etwas, das den Gesetzen einer unumschränkten Vernunft und Freyheit gehorcht, als ein von der Vorsehung geleitetes Streben, alles in Wahrheit und Würde zu verklären, in einem ewig Guten zu vereinigen, das Sinnliche in das Uebersinnliche hinauf zu ziehen: dann verehrt er seine Fügungen, selbst wo sie ihm unbegreiflich sind; dann ist ihm alles heilig, was in seinem Leben sich als Schicksal behauptet, — unheilig nur sein eigner Wille. Das ist der Dienst, den er dem Heiligen weiht, daß er unaufhörlich daran arbeitet, auch diesen Willen heilig zu machen. Die Unvollkommenheiten des Schicksales sind nur in der Welt des Scheines, die Welt der

Wahrheit, die sich hinter ihr verhüllt, ist höchste absolute Vollkommenheit.

Der Weise vertraut auf sein Schicksal; und dieses Vertrauen ist unerschütterlich, weil es sich auf Selbstvertrauen gründet, weil es nur da eintritt, wo es schlechterdings unmöglich ist, daß durch ihn selbst weiter etwas geschehe. Nur da, wo er in seinem pflichtmäßigen Streben auf unbesiegbare Hindernisse stößt, übergibt er sein Werk der alles vollendenden Vorsehung. Nur da, wo er das Seinige redlich gethan hat, ist er unbesorgt in Ansehung der Zukunft, läßt er das erhabene Wesen, das im Universum über allem Guten wacht, und alles Gute zur Reife bringt, auch die Folgen seines Thuns bestimmen. Er weiß, sein treuer Eifer führt zum Ziele, Wahrheit und Würde können keinen feindlichen Kräften unterliegen; darum ist er immer voll hohen Muthes, und vollbringt alles mit Freudigkeit, was ihm die Pflicht aufgab. So sehr sich alles gegen ihn auflehnen, so fruchtlos seine Bemühungen zu seyn scheinen, so dicht sich auch Hindernisse um ihn her drängen, so häufig ihn auch Unfälle bedrohen, so traurig seine Aussichten sind: er vertraut seinem Schicksale, und sein Vertrauen kann nicht zu Schanden werden.

Der Weise verbessert sein Schicksal. Im Allgemeinen geschieht dies schon durch jede sittliche Bemühung. Wir können keine Pflicht erfüllen, ohne daß dadurch etwas Unvollkommnes weggeschaft, ein Uebel, das die Menschheit, und durch sie auch uns drückt, aufgehoben werde. Wir werden selbst besser durch das Gute, welches wir thun, und darum der Glückseligkeit em-

pfänglicher und würdiger. Die Vorsehung führt uns dadurch weiter. Die vollendete Sittlichkeit ist durch ihre Vermittelung der vollkommne Sieg über das Schicksal, mithin auch über seine Gebrechen, Leiden und Demüthigungen. Jeder neue Fortschritt in der Wahrheit und Würde bringt uns dem näher, überwindet etwas von unsrer Beschränktheit.

Aber auch unmittelbar und im Einzelnen ist es die Pflicht des Menschen, wenn ihn keine angelegentlichere Arbeit daran verhindert, sein Schicksal, so viel an ihm ist, zu verbessern. Jede andre geht dieser freylich vor. So lange wir für den Zweck der Menschheit beschäftigt sind, müssen die unmittelbaren Bemühungen für unser Schicksal zurückstehen: denn hier sorgt die Vorsehung besser und erfolgreicher dafür, als wir es vermögen. Haben wir alle Gerechtigkeit erfüllt, streitet es mit unsern andern Pflichten nicht: dann tritt der Befehl der Vernunft ein, auf die unmittelbare Erleichterung und Verschönerung unsers Lebens bedacht zu seyn. Nur da, wo wir nichts ändern können, oder durch andre Pflichten gehindert werden, etwas zu ändern, ist es Wille der Vorsehung, daß es so bleibe, weil es so allein zweckmäßig ist. Es ist kein Eingriff in ihre Rechte, wenn wir unsre Lage verbessern: denn wo wir dieses können, hört es auf, in seiner gegenwärtigen Gestalt zweckmäßig zu seyn, und auch damit wird die moralische Ordnung ausgeführt.

Endlich versäumt auch der Weise nicht, sein Schicksal zu benutzen. Das bloße Schicksal, als physische Nothwendigkeit, ist nur zu bekämpfen, und kann nicht weiter von uns bearbeitet werden, als daß wir uns bestreben, uns von ihm loszuringen. Aber das Schicksal, in dem sich die Vorsehung offenbart, ist voll großer Lehren. Unser Denken über dasselbe darf nie aufhören: denn dadurch werden unsre Einsichten in das Ziel unsrer Bestimmung und den Weg, der dahin führt, in den Zusammenhang des Sinnlichen und Uebersinnlichen immer richtiger und heller, und wir in den Stand gesetzt, unsern höchsten Lebenszweck mit Bewußtseyn, Ueberlegung und Zuversicht zu verfolgen. Zwar wird sich das Ganze in seiner erhabenen Harmonie dem endlichen Verstande nie darstellen. Aber es ist schon großer Gewinn, einzelne Züge davon zu kennen und seinem Leben anzubilden. Das moralische Gesetz in uns und die Weltordnung außer uns sind nur verschiedene Expo-

sitionen desselben Geistes; das Eine wird durch das Andre aufgeklärt. Je mehr der Mensch von der allgemeinen Uebereinstimmung des Universums faßt: desto mehr geht davon in ihn über; desto mehr bildet sich die Gottheit im Leben ab; desto wahrer, einiger und lauterer fließt dieses Leben dahin; desto mehr hört das Schicksal auf Natur zu seyn; desto inniger verbindet es sich als Vorsehung mit seinem gesammten Streben.

Jedes einzelne Moment des Schicksales ist für unsre moralische Bildung wichtig, soll sein Bestimmtes dazu beytragen, daß das Höchste erreicht werde. Aber die Tendenz desselben ist nicht blind. Es ist dabey auf uns gerechnet. Alles soll auf eine gewisse Weise an uns wirken und von uns bearbeitet werden. Beydes ist nur durch vernünftiges Nachdenken, durch Verbindung der Pflicht mit allen Ereignissen unsers Lebens, nur dadurch möglich, daß wir von allem, was uns umgibt, seine Bedeutung in unserm Lebensplane, seine Beziehungen und Verhältnisse erforschen, und der erlangten Einsicht gemäß handeln. So bekommen wir alles in unsre Gewalt, theilen allem Wahrheit und Würde mit, und versichern uns der herrlichen Hoffnung, daß es durch unsre fortgesetzten Bemühungen einst dahin kommen werde, daß keine Natur und kein Schicksal mehr sey, sondern Wahrheit und Würde, Freyheit und Vernunft, Gottheit und Menschheit ewig Eins und alles in allem.

---

Die wichtigsten Druckfehler, welche hier unten angemerkt sind, bittet man gütigst zu verbessern.

S. XIV Z. 4 v. o. l. Ueberzeugung st. Ueberzung. S. XIV Z. 6 v. o. l. dann st. denn S. XIV Z. 21 v. o. l. den st. der S. XV Z. 10 v. o. l. nie st. wie S. XIX Z. 26 v. o. del. hohen S. XXVII Z. 10 v. o. l. alles anders war st. alles war S. XXIX Z. 2 v. o. l. hält st. bleibt S. XXXVI Z. 13 v. o. del. Widerschein S. XXXVIII Z. 4 v. o. l. das erstere st. des erstere S. 12 Z. 3 v. u. nach haben l., darstellt S. 20 Z. 9 v. o. nach waren l. als S. 20 Z. 17 v. o. l. hinaufgerungen st. hinaufgedrungen S. 30 Z. 11 v. u. l. ihrer Denkungsart und st. und ihrer Denkungsart S. 34 Z. 12 v. u. l. ihrer st. in S. 35 Z. 15 v. o. l. Ruhe st. Ruhm S. 37 Z. 15 v. o. l. Belohnung st. Belehrung S. 45 Z. 12 v. o. l. Idealischen st. Idealistischen S. 48 Z. 9 v. o. l. Begegnung st. Bewegung S. 48 Z. 3 v. o. vor Stande l. gemeinsten S. 62 Z. 6 v. o. vor enthalten l. etwas S. 62 Z. 1. v. u. l. Vorstellung st. Verstellung S. 99 Z. 13 v. u. l. wühlen st. wählen S. 107 Z. 1 v. o. l. ihn st. dasselbe S. 109 Z. 6 v. u. l. Schmerzgefühle st. Scherzgefühle S. 113 Z. 9 v. o. l. es st. sich S. 116 Z. 7 v. u. l. Glückseligkeit st. Glückseligkeiten S. 120 Z. 16 v. u. l. dieselben st. solche S. 123 Z. 13 v. o. l. Gegenstände st. Gegenstücke S. 131 Z. 9 v. u. vor den l. aus S. 132 Z. 9 v. u. l. in st. und S. 133 Z. 9 v. o. vor Kreislauf l. den S. 133 Z. 2 v. o. l. Sinn st. Sinnes S. 137 Z. 12 v. u. l. nach st. noch S. 144 Z. 7 v. o. l. minder st. immer S. 153 Z. 3. v. u. l. woran st. wovon S. 161 Z. 7 v. o. l. abweiset st. abreiset. S. 166 Z. 8 v. u. l. hin st. ihm S. 190 Z. 10 v. u. l. physische st. physche S. 191 Z. 14 v. u. vor Leben l. sein S. 196 Z. 7. v. o. l. kennen st. können S. 201 Z. 13 v. u. l. mehr st. wahr S. 203 Z. 7 v. o. l. Erreichung st. Errichtung.

Ehrenberg, Friedrich, 1776-1852.
Das Schicksal,


UNIVERSITY OF CHICAGO
40 957 777

